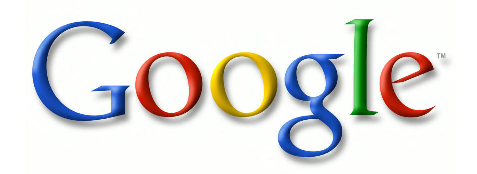



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06182519 0



Geschichte

der

Kirche Russlands

von

Philaret,

(weiland Erzbischof von Tschernigow.)

I. Theil,

nebst einer Erläuterung
des Gottesdienstes der morgenländischen Kirche
nach seiner symbolischen Bedeutung.

Ins Deutsche übersetzt

von

Dr. Blumenthal,

[illegible]
[illegible]

Frankfurt a. M.

Joseph Baer, [illegible] & Co

London [illegible] Piccadilly — Paris [illegible]

1872.

Geschichte

der

Kirche Russlands

von

Philaret,

weiland Erzbischof von Tschernigow.

I. Theil,

nebst einer Erläuterung

des Gottesdienstes der morgenländischen Kirche

nach seiner symbolischen Bedeutung.

Ins Deutsche übersetzt

von

Dr. Blumenthal,

Russisch - Kaiserl. Geheimrathe und Ritter, Ehren-Vormunde im Moscowischen Pupillenrathe.

Frankfurt a. M.

Joseph Baer, Sotheran & Co.

London 136, Strand & 36, Piccadilly. Paris 2, rue de Quatre Septembre.

1872.

Οἶδά σου τὰ ἔργα καὶ τὴν ἀγάπην καὶ τὴν διακονίαν καὶ τὴν πίστιν καὶ τὴν ὑπομονήν σου, καὶ τὰ ἔργα σου καὶ τὰ ἔσχατα πλείονα τῶν πρώτων.

Ἀποκαλύψ. II, 19.

No. 32-й.

Печатать дозволяется съ тѣмъ, чтобы, по отпечатаніи, до выпуска въ свѣтъ, было представлено въ Цензурный Комитетъ узаконенное число экземпляровъ.

1871 года Мая 24 дня.

Цензоръ Профессоръ Петръ Казачеки.

Vorrede des Uebersetzers.

Wenn schon bei Bearbeitung der Profangeschichte der individuelle Standpunkt des Historiographen, d. h. seine Anschauungsweise und ganze geistige Richtung nicht ohne Einfluss auf die Darstellungsweise der geschichtlichen Vorgänge bleibt, den Thatsachen eine Deutung und den Ereignissen eine Färbung giebt, die ihnen oft fremd ist und vielmehr der Eigenthümlichkeit des Geschichtschreibers selbst angehört, so wird das unstreitig in einem noch höheren Grade der Fall sein bei Bearbeitung der Kirchengeschichte, weil sich hier überdem noch die religiösen Ueberzeugungen geltend machen und das Urtheil um so leichter bestechen werden, wenn der Berichterstatter nicht derselben Kirchengemeinschaft angehört, deren Geschichte er vortragen soll. Nun ist aber Alles, was dem Westen bisher über die Kirche Russlands bekannt geworden, aus der Feder solcher Staatsmänner und Gelehrten geflossen, die anderen Kirchengemeinschaften angehörten, deren Urtheil daher in vielen Beziehungen nicht unbefangen sein konnte. Ich hoffe darum eine wesentliche Lücke auszufüllen, indem ich dem abendländischen Publicum hiermit eine von einem russischen Theologen verfasste Geschichte der Kirche Russlands in deutscher Uebersetzung biete, die zu einer genaueren Kenntniss und richtigeren Würdigung des Gegenstandes beitragen kann.

Zuvörderst muss ich bemerken, dass das Originalwerk des Hochw. Philaret überreich an Citaten ist, die an Umfang dem Texte fast gleich kommen. Sie enthalten meist wörtliche Anführungen aus verschiedenen alten Chroniken und anderen

(2 vols.)

geschichtlichen Urkunden, und legen von dem Fleisse und dem gewissenhaften Quellenstudium des Verfassers ein sehr günstiges Zeugniss ab. Ich habe aber bei der Uebersetzung dieselben um so mehr weglassen oder doch bedeutend reduciren zu dürfen geglaubt, als ich bei meiner Arbeit mehr das gebildete Publicum im Allgemeinen, als die speciellen Fachmänner im Auge gehabt habe, der Schluss also nicht ferne lag, dass die vielen Anmerkungen dem Leser nur Unbequemlichkeiten dargeboten, den Preis des Werkes aber jedenfalls bedeutend erhöht haben würden. Dagegen habe ich es für zweckmässiger gehalten, ein Paar Beilagen hinzuzufügen, die dem Leser willkommener sein dürften, nämlich eine kurze Erläuterung des Gottesdienstes der morgenländischen Kirche nach seiner symbolischen Bedeutung, so wie den in allen russischen Lehranstalten gebräuchlichen und von dem hochw. Philaret, weiland Metropoliten von Moscau, verfassten Catechismus der orthodoxen christlichen Lehre. Dadurch hoffe ich dem Leser neben der Kenntniss der geschichtlichen Entwickelung der russischen Kirche zugleich auch eine vollständige Einsicht in die Lehre dieser Kirche und in die Bedeutung ihrer Cultusformen geboten zu haben.

Die Kirche Russlands — die vom Oriente her die christliche Lehre überkommen — hat prüfungsvolle Zeiten durchleben, viel Drangsale erdulden müssen, sie hat mit äusseren wie mit inneren Feinden manchen harten Kampf zu bestehen gehabt; aber dennoch hat sie — ausharrend in Glauben und Geduld — das anvertraute Kleinod ungeschmälert und unverändert in Treue bewahrt, so dass sie noch heutigen Tages in Lehre und Disciplin dasselbe ist, was die Kirche des Orientes zu den Zeiten der Basilius und der Chrysostomus war. Das ist, dünkt mich, kein geringes Verdienst und diese — neun Jahrhunderte hindurch bewiesene — Treue eine so ehrfurchtgebietende Erscheinung, dass sie jedes Christenherz mit ungeheuchelter Hochachtung erfüllen müsste. Dennoch finden sich der Stimmen nicht wenige, die hieran gerade einen Vorwurf knüpfen, den sie der russischen wie der Kirche des Orientes im Allgemeinen machen und derart formuliren: dass sie erstarrt sei in todtem Formenwesen und in ihrer Stabilität alle wissenschaftliche Entwickelung

versäumt habe, die der Westen sich anzueignen gewusst. Ich bin nicht Theologe und daher weit davon entfernt, mir ein entscheidendes Urtheil in Bezug auf diese Frage anmassen zu wollen. Nur von dem allgemeinen Standpunkte eines christlichen Laien kann ich nicht umhin, der Beachtung des Lesers folgende Bemerkungen vorzulegen. Das innerste Lebenselement der Kirche, die geoffenbarte Lehre, ist ja an sich etwas Stabiles, Unveränderliches, dessen Bewahrung in primitiver Reinheit die heiligste Aufgabe der Kirche bildet. Die Wissenschaft mag diese Lehre zum besseren Verständnisse beleuchten, ihre Wahrheit und Heilsamkeit historisch und apologetisch nachweisen: damit wird sie in ihrem Rechte bleiben; dass sie dieselbe aber auch fortentwickeln dürfe, scheint mir nicht zulässig, weil das göttlich Offenbarte keiner menschlichen Ergänzung bedürftig sein kann. Gerade das Abendland hat bewiesen, wie unheilvoll eine solche Fortentwickelung werden kann, indem man dort sich nicht nur zur wesentlichen Modification der ganzen, durch die Tradition geheiligten, kirchlichen Verfassung und Disciplin hat fortreissen lassen, sondern sich auch der Alteration von Glaubensdogmen, ja der Aufstellung neuer, unerhörter Glaubenssätze schuldig gemacht hat. Neben dem Stabilen giebt es aber in der Kirche allerdings auch bewegliche, der Fortentwickelung fähige Elemente, die sich gewissermassen wie die schützende Schale um den lebendigen Kern der Wahrheit legen. Wenn nun die russische Kirche auch diese äusseren, formellen Elemente in einem weiteren Umfange als der Occident unverändert aufrecht erhalten hat, so dürfte ihr daraus doch nicht gerade ein Vorwurf zu machen sein, ja es fragt sich selbst, ob in Zeiten der Noth und der Drangsale, die sie zu durchleben hatte, nicht vielleicht gerade die unverletzt bewahrte Schale wesentlich dazu mit geholfen habe, auch den lebendigen Kern unversehrt zu erhalten. Dass die russische Kirche dabei aber doch nicht in todtem Formenwesen erstarrt sei, das hat sie dadurch bewiesen, dass sie von ihrem ersten Beginne bis zum heutigen Tage weder Gefahren noch Mühe gescheut hat und scheut, die Freudenbotschaft des Heiles auch zu den Nachbarvölkern zu tragen, die noch im Schatten des Todes sassen und

sitzen. Das hat sie bewiesen, als sie — unter dem barbarischen Joche des wilden Mongolen seufzend — ihre Kinder derart zu stärken wusste, dass diese eher ihr Leben hingaben, als dem Glauben ihrer Väter untreu wurden! Das hat sie in den Verfolgungen bewiesen, welche polnische Magnaten und fanatische Priester — von Roms Herrschsucht aufgestachelt — über einen grossen Theil der russischen Kirche verhängten, wo sie Schmach, Martern und Tod der Verläugnung ihres Glaubens vorzog! Das hat sie endlich bewiesen, als der Aberglaube und die Unwissenheit des Volkes und der niederen Geistlichkeit in ihrem eigenen Schosse Spaltungen hervorgerufen hatten. Da hat sie gerade den in todtem Formenwesen Befangenen die lebendige Wahrheit entgegengehalten und ist unablässig bemüht gewesen, den Verirrten begreiflich zu machen, dass nicht der Buchstabe, sondern der Geist lebendig mache. Eine Kirche, die solche Früchte getragen, solche Beweise ungeschwächten Glaubenslebens gegeben hat, wird doch wohl den Vorwurf der Stagnation, des Erstarrtseins in todtem Formenwesen mit Fug und Recht zurückweisen dürfen?

Dass dagegen die wissenschaftliche Bildung der Geistlichkeit im Westen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, die Bildung der Geistlichkeit im Oriente weit überflügelt habe und dass es namentlich in der russischen Kirche eine Periode gegeben, wo die Weltgeistlichkeit ganz ungebildet war, — soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Dazu haben verschiedene Ursachen, selbst von welthistorischer Bedeutung, mitgewirkt. Wenn auch lange Zeit hindurch die Theologen des Orientes sich vor denen des Occidentes durch grössere Gelehrsamkeit auszeichneten — wie dieser ja seine ganze Cultur von jenem überkommen hat — so nahmen die Wissenschaften im Westen doch bald einen mächtigen Aufschwung, weil die politischen und socialen Zustände einem solchen dort besonders günstig waren, während im Oriente der allmählige Zerfall des oströmischen Kaiserreiches, die Sittenlosigkeit und der Despotismus des byzantinischen Hofes, die unaufhörlichen Kriege mit wilden Nachbarvölkern und die endliche Unterjochung des Reiches durch die Bekenner des Islam — die besten Blüthen der Cultur erstickten und den wissenschaft-

lichen Fortschritt bedeutend hemmten. In Russland gestalteten sich die Verhältnisse nicht minder ungünstig. Das russische Volk, als es sich zum Christenthume bekehrte, war noch roh und ungebildet, aber schon begann die Christianisirung desselben erfreuliche Keime der Cultur zu treiben, als der wilde Mongole das Reich mit Feuer und Schwert überzog, unter dessen eisernem Joche — das 200 Jahre auf dem armen Volke lastete — alle Fortschritte der Bildung gehemmt werden mussten. Ausser diesen politischen Verhältnissen waren es überdem auch die kirchlichen Zustände selbst, die im Morgen- und Abendlande verschiedene Bedürfnisse in Bezug auf wissenschaftliche Bildung schufen und dieses letztere zu grösseren Anstrengungen in dieser Hinsicht drängten, ja die wissenschaftliche Bildung selbst einen verschiedenartigen Charakter annehmen liessen. Rom war allmählig seine eigenen Wege gegangen, hatte manche Neuerungen eingeführt, die keine Stütze mehr in dem christlichen Alterthume fanden, und — wie es sich damit immer entschiedener von dem Oriente trennte — so rief es auch in seinem eigenen Schosse neue Spaltungen hervor. Da entbrannte ein heftiger Streit divergirender Meinungen, der der wissenschaftlichen Discussion ein um so weiteres Feld eröffnete, als man sich von dem positiven Grunde der alten Tradition — der allen Zwiespalt hätte schlichten können — immermehr entfernt hatte. Es mussten nun alle Schätze menschlicher Wissenschaft zu Hülfe gerufen, die Künste der Dialektik aufgeboten werden, um die eigene Meinung zu stützen, die entgegenstehende zu bekämpfen. Solche Polemik trug wesentlich zur wissenschaftlichen Fortentwickelung unter der abendländischen Geistlichkeit bei, indem sie immer neue Gebiete des menschlichen Wissens zu ihrem Dienste auszubeuten suchte. Gegenüber dieser entschieden speculativen Geistesrichtung des Occidentes bewahrte der Orient einen streng conservativen Charakter. Eingedenk der unsäglichen Wirren, durch welche die Häresieen Jahrhunderte hindurch die morgenländische Kirche zerrissen und schliesslich nur an dem Fels der unveränderten Tradition des christlichen Alterthumes hatten gebrochen werden können, hielt dieselbe an diesem traditionellen Grunde mit ängstlicher Beharrlichkeit fest und fand sich um so weniger

veranlasst, Hülfe bei menschlicher Wissenschaft zu suchen — zu der ihr übrigens auch die äusseren Verhältnisse den Zugang erschwerten —, als sie in dem alten, rein erhaltenen Glauben den besten Schild gegen alle feindlichen Angriffe besass und das »quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est« jede Controverse definitiv und inappellabel entschied. Dieser conservative Charakter prägte sich aus gleichen Ursachen und unter gleichen Bedingungen auch der russischen Kirche auf. Gleichwohl hat es derselben an wissenschaftlich gebildeten Männern in keiner Periode gefehlt. Ihre Prälaten und Aebte haben oft durch ausgezeichnete Gelehrsamkeit geglänzt, ihre Klöster — selbst in den Zeiten grosser geistlicher Dunkelheit — die christlichen Wissenschaften gepflegt, die in ihnen lebenden frommen Asceten den Glauben unter dem Volke gestärkt und dessen christlichen Sinn unterhalten. Aber nichts desto weniger war die niedere Bildungsstufe der russischen Geistlichkeit ein fühlbarer Mangel, den auch die Kirche selbst schmerzlich empfand, der abér jedenfalls keinen wesentlichen Vorwurf bedingen dürfte, weil die Kirche ja noch andere und mächtigere Hülfsmittel zu einer segensreichen Wirksamkeit besitzt, als die Gelehrsamkeit ihrer Priester! Denn haben etwa unsere christlichen Brüder der ersten Jahrhunderte das Heidenthum durch die Waffe menschlicher Wissenschaft überwunden? Oder war es nicht vielmehr ihr freudiger Märtyrertod, der der Lehre Christi immer mehr und immer neue Anhänger erwarb? Waren es etwa die apologetischen Schriften gelehrter Kirchenväter, welche der Heiden Ueberzeugungen wankend gemacht haben? Oder war nicht vielmehr das Blut der Märtyrer der fruchtbringende Same, aus dem die Kirche Christi immer mehr Kraft zog und Ausbreitung gewann? Darum wird Pauli Wort: »dass Christum lieb haben mehr sei denn alles Wissen,« wohl stets seine Geltung behalten müssen! Das hat sich schon in dem bemerkenswerthen Umstande herausgestellt, dass die Kirche des Occidentes mit einer wissenschaftlich gebildeteren Geistlichkeit sich nichts desto weniger Neuerungen und Abweichungen hat zu Schulden kommen lassen, während die Kirche des Orientes mit einer dürftig unterrichteten Geistlichkeit die überlieferte Wahrheit

dennoch mit unverbrüchlicher Treue zu bewahren gewusst hat.

Wollen wir aber damit etwa behaupten, dass eine gründliche wissenschaftliche Durchbildung für den Priester Christi etwas Ueberflüssiges sei? Gewiss nicht! Wir begrüssen im Gegentheile mit aufrichtiger Genugthuung die erfolgreichen Anstrengungen, welche die russische Kirche in der neueren Zeit zur Hebung der wissenschaftlichen Bildung ihrer Geistlichkeit gemacht hat, damit dieselbe sich der abendländischen Geistlichkeit ebenbürtig an die Seite stellen könne. Mit unseren obigen Bemerkungen haben wir nur darauf hinweisen wollen, dass die Kirche Christi noch einen schöneren, heiligeren Schmuck hat als die Wissenschaftlichkeit, und dass sie ihre glänzendsten Siege nicht sowohl durch die Gelehrsamkeit, als vielmehr durch den Glauben von je her errungen hat und ewig erringen wird! Ueberdem dürfen wir es uns nicht verhehlen, dass die Gelehrsamkeit — besonders für den Theologen — auch ihre Gefahren hat. Nicht umsonst sagt der Apostel: »das Wissen blähet auf«, — nicht umsonst ermahnt er den Timotheus: »das Gezänke der falsch berühmten Kunst zu meiden.« Wurde nicht selbst ein Origenes, trotz seiner aufrichtigen Frömmigkeit, von der Gelehrsamkeit auf Abwege geführt, und sind nicht alle Häresieen daraus entstanden, dass man das göttlich Offenbarte mit metaphysischer Spitzfindigkeit analysiren wollte, das Unbegreifliche und Sublime in die plumpen Formeln menschlicher Gelehrsamkeit zu zwängen beflissen war? Wo die Liebe in den Herzen erkaltete, da begannen die müssigen Grübeleien des Verstandes, — das dürfte der kürzeste Ausdruck für die Genesis aller Häresieen sein! Es giebt aber in unserer geoffenbarten Religion göttliche Geheimnisse, die nur der kindliche Glaube zu erfassen vermag, während sie dem menschlichen Verstande ewig unzugänglich bleiben werden. Warum sie also herabziehen in den Bereich wissenschaftlicher Discussion? Keine transcendente Klügelei, kein Scharfsinn der Gelehrten wird doch je das Unergründliche ergründen, oder das, was dem Herzen zur Annahme in demüthigem Glauben gegeben ward, dem Verstande begreiflich machen. Darum ist mir in theologischen Abhand-

lungen das kühne und rücksichtslose Besprechen, das gelehrte Ergründenwollen solcher dem Verstande unzugänglicher göttlicher Geheimnisse — vor denen wir lieber still anbetend das Haupt neigen als grübeln sollten — stets wie eine Profanation erschienen, und ich bin bei solchen müssigen Versuchen menschlicher Gelehrsamkeit unwillkührlich an das Wort erinnert worden, das der Herr zu Moses sprach, als er ihm im feurigen Busch erschien: »Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von deinen Füssen, denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heiliges Land.« Die höchste Stufe wissenschaftlicher Bildung erhält nur dann ihren wahren und vollen Werth, wenn ihr mit gleichem Schritte die tiefste Demuth zur Seite geht.

Eine grosse Gnade ist der russischen Kirche dadurch zu Theil geworden, dass Gott ihr zu Oberhirten meist fromme und aufgeklärte Männer gegeben hat, die nicht das Ihre suchten, sondern mit heiligem Eifer stets beflissen waren, für die Ehre Gottes, das Heil ihrer Heerde und das Wohl des Vaterlandes thätig zu sein. Die wahren Interessen des Volkes und Vaterlandes haben von Seiten der Kirche sich immer der wärmsten Theilnahme zu erfreuen gehabt. Die Herrschsucht war ihren Prälaten fremd, und selbst damals, als noch die obere Kirchengewalt in den Händen eines Metropoliten — so wie später eines Patriarchen — lag, wurden doch alle wichtigeren kirchlichen Angelegenheiten durch Kirchenversammlungen zum Abschlusse gebracht. In allen Drangsalen des Vaterlandes hat die Kirche der Staatsgewalt treu zur Seite gestanden, ist ihr stets eine tröstende Mutter, eine umsichtige Rathgeberin in jeder Noth gewesen. Selbst wo sie dem frechen Irrthume entgegentreten musste, den die Unwissenheit und der Aberglaube ihrer eigenen Kinder hervorgerufen hatten, schlug sie doch meist den milden Weg der Belehrung und kirchlicher Correctionsmittel ein und griff nur ausnahmsweise zu jenen strengen Repressivmitteln, die dem damaligen Geiste der Zeit entsprachen und von der römischen Kirche auch unbedenklich und in ihrer ganzen Ausdehnung angewandt wurden. Darum hat aber auch das russische Volk — trotz seiner geringen Erkenntniss und der niederen

Stufe seiner Bildung — seiner Kirche doch stets mit einer unerschütterlichen Treue angehangen und für die Interessen derselben jederzeit die unbegrenzteste Opferfreudigkeit an den Tag gelegt.

Dieses Band hat auch die rasch fortschreitende Bildung nicht gelockert, ja das Gebrechen unserer Zeit, der religiöse Indifferentismus, in Russland einen geringeren Boden gefunden, als in den meisten Ländern Westeuropas. Dieses Ergebniss ist wohl grössten Theiles der Stellung zuzuschreiben, welche die russische Kirche in Bezug auf die wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Zeit eingenommen hat. Nicht wie Rom ist sie dem geistigen Fortschritte feindlich gegenübergetreten, sondern hat, gleich der protestantischen Kirche, den Werth desselben vollkommen zu würdigen gewusst, nur seine extravaganten Tendenzen, seine krankhaften Auswüchse mit weiser Umsicht abwehrend. Auch den wissenschaftlichen Bestrebungen der westeuropäischen Theologie folgt sie mit Aufmerksamkeit und zollt namentlich den Leistungen gläubiger protestantischer Theologen ihre volle Anerkennung.

Von der Periode an, bis zu welcher der hochw. Philaret die russische Kirchengeschichte fortgeführt, also unter den Regierungen der Kaiser Nicolaus I. und Alexander II., hat die russische Kirche einen neuen Aufschwung genommen und nach innen wie nach aussen eine immer erfolgreichere Wirksamkeit entfaltet. Ein wichtiges Ereigniss für dieselbe war der im Jahre 1839 erfolgte Rücktritt in den Schoss der orthodoxen Kirche von anderthalb Millionen Unirter, die freiwillig das Band wieder lösten, welches einst der harte Zwang blutiger Verfolgungen um ihre Voreltern geschlungen hatte. Nicolaus I. liess bei dieser Gelegenheit eine Denkmünze prägen, welche die Umschrift führte: »Durch Zwang getrennt, durch Liebe wieder vereinigt.« Das gegebene Beispiel ist nicht ohne Nachahmung geblieben, und alljährlich sieht die russische Kirche eine gewisse Anzahl Unirter in ihren Verband zurückkehren.

Viel ist in der letzten Zeit für die wissenschaftliche Bildung der Geistlichkeit geschehen, und es dürfte kaum in Landgemeinden jetzt noch ein Priester gefunden werden, der nicht in einem Seminare den Lehrcursus absolvirt hätte. Auch steht der Zutritt

zu den geistlichen Lehranstalten jedem jungen Manne offen, der in sich den Beruf zur theologischen Laufbahn wahrnimmt, so wie die Söhne der Priester nicht mehr verbunden sind, im geistlichen Stande zu verbleiben, sondern jeden beliebigen Lebensberuf ergreifen dürfen, so dass der geistliche Stand nicht mehr den Charakter einer abgeschlossenen Kaste an sich trägt.

Um dem Leser den gegenwärtigen Bestand der Kirchenverwaltung, so wie besonders die Bildungsmittel, welche dieselbe für die Bedürfnisse der Kirche hergestellt hat, anschaulicher zu machen, erlaube ich mir hier einige Notizen aus dem Rechenschaftsberichte, den der Oberprocureur des allerheil. Synod Sr. Majestät dem Kaiser pro 1869 vorgestellt hat, mitzutheilen.

Der Synod bestand in dem genannten Jahre aus 12 Mitgliedern, von denen 3 Metropoliten, 4 Erzbischöfe und 2 Erzpriester (der Beichtvater des Kaisers und ein Priester der Hofeskirche) activen Antheil an den Synodalsitzungen nahmen, während 1 Metropolit und 2 Erzbischöfe in ihren Eparchieen verblieben waren, also wahrscheinlich nur schriftlich gegebene Fragen begutachteten.

Die Verwaltung der Eparchieen wurde von 4 Metropoliten, 21 Erzbischöfen und 28 Bischöfen gehandhabt, während als Gehülfen bei der Eparchialverwaltung 24 Vicariatsbischöfe fungirten.

Die geistlichen Bildungsanstalten zerfallen in drei Kategorieen, in a. geistliche Schulen, b. Seminare und c. Academieen.

a. Der geistlichen Schulen bestanden in dem genannten Jahre 189. Die Zahl der Lehrer an denselben betrug 1322, die Zahl der Lernenden 31,925. Lehrgegenstände sind:

1. biblische Geschichte des alten und neuen Testamentes;
2. ausführliche Catechismuslehre;
3. Erklärung des Gottesdienstes und der Kirchenordnung;
4. die russische Sprache, so wie die slavonische Kirchensprache;
5. die lateinische Sprache;
6. die griechische Sprache;
7. Geographie;
8. Arithmetik;
9. Kalligraphie;
10. Kirchengesang.

b. Seminare bestanden 51. Die Zahl der Vorsteher und Lehrer betrug 730, der Lernenden 14,846. Lehrgegenstände sind:

1. Schrifterklärung des alten und des neuen Testamentes;
2. allgemeine und russische Kirchengeschichte;
3. die fundamentale, so wie die dogmatische und Moraltheologie;
4. praktische Pastoralanleitung;
5. Homiletik;
6. Liturgik;
7. russische Literaturgeschichte;
8. allgemeine und russische Profangeschichte;
9. Mathematik (Algebra, Geometrie, ebene Trigonometrie, Theorie der Ostertafel);
10. Physik und Anfangsgründe der Kosmologie;
11. aus der Philosophie: die Logik, Psychologie, Uebersicht der philosophischen Systeme, Pädagogik;
12. Sprachen: a. lateinisch, b. griechisch, c. deutsch oder französisch nach beliebiger Wahl;
13. Kirchengesang.

c. Academieen bestanden vier, in Kiew, Moscau, St. Petersburg und Kasan. Die Zahl der Vorsteher und Lehrer betrug 96, der Studierenden 395. Der Lehrcursus zerfällt in einen gemeinschaftlichen, für alle Studirenden verbindlichen, und geht sodann in gesonderte Sectionen aus einander.

Lehrgegenstände des gemeinschaftlichen Cursus sind:

1. die heilige Schrift;
2. die fundamentale Theologie;
3. die dogmatische Theologie mit historischer Entwickelung der Dogmen;
4. allgemeine Kirchengeschichte;
5. Geschichte der Philosophie;
6. Pädagogik;
7. eine der neueren Sprachen: deutsch, französisch oder englisch.

Der speciell theologischen Section:

1. Moraltheologie;
2. vergleichende Theologie;
3. Patristik;
4. Kirchenrecht;
5. Homiletik und Pastoraltheologie;
6. Liturgik;
7. die hebräische Sprache.

Der theologisch-historischen Section:

1. russische Kirchengeschichte;
2. Kirchenrecht;
3. die Lehre von dem Schisma (Raskol);
4. russische Profangeschichte;
5. allgemeine Profangeschichte.

Der philosophischen Section:

1. Logik und Psychologie;
2. Metaphysik und Moralphilosophie;
3. Theorie der Literatur und russische Literaturgeschichte;
4. die russische Sprache nebst dem slavonischen Dialekte;
5. griechische Sprache und Literatur;
6. lateinische Sprache und Literatur.

Bei der Petersburger Academie besteht noch eine physico-mathematische Section mit folgenden Lehrgegenständen:

1. reine Mathematik,
   a. höhere Algebra,
   b. analytische Geometrie,
   c. sphärische Trigonometrie,
   d. Differenzialrechnung,
   e. Integralrechnung;
2. Mechanik;
3. Physik;
4. Kosmographie.

Für die Bildung der Töchter der Priester und Kirchenbeamten ist in der Mehrzahl der Eparchieen durch Errichtung von weiblichen Schulen gesorgt, deren der Rechenschaftsbericht 28 aufzählt, von denen 11 sich der besonderen Protection Ihrer

Majestät der Kaiserin zu erfreuen hatten. In diese Schulen können gegen eine von der lokalen geistlichen Verwaltung zu bestimmende Bezahlung auch die Töchter anderer Standeszugehörigen Aufnahme finden.

Die Geistlichkeit lässt sich die Bildung des Volkes ernstlich angelegen sein und wendet viel Eifer und Mühe auf die Errichtung von Elementarschulen bei den Kirchen und Klöstern, deren im J. 1869 bereits 16,287 bestanden, in denen 335,130 Knaben und 54,917 Mädchen, also zusammen 390,047 Kinder im Lesen und Schreiben so wie in der Religion unterrichtet wurden. In diesem Bestreben findet die Geistlichkeit eine erfolgreiche Unterstützung von Seiten der Fürsorgevereine, die sich mehr und mehr bei den Pfarrkirchen aus dienstwilligen Pfarrkindern bilden.

Ausserdem bestanden noch in der Mehrzahl der Eparchieen, namentlich in 48 derselben, Sonntagsschulen, in welchen die Seminaristen den Unterricht ertheilen und damit zugleich eine praktische Uebung in der Pädagogik gewinnen.

Seitdem die Regierung von den früher beobachteten strengen Prohibitivmassregeln in Bezug auf das Schisma abgesehen hat, wird dasselbe in seinen Ueberzeugungen allmählig unsicher und schwankend, und jährlich wächst die Zahl derer, die aus dem Schisma in den Schoss der rechtgläubigen Kirche zurückkehren. Die Kirche thut unermüdlich das Ihre, um die Verirrten zurückzuführen. An einigen Orten treten die Priester in Conferenzen zusammen, um sich gemeinschaftlich über die geeigneten Massregeln zu berathen, die zur Ueberzeugung und zur Rückkehr der Abtrünnigen dienen könnten. Die Brüderschaften — die in Russland schon seit den Zeiten der Union aufgetreten sind und in ihrem regen Wirken für kirchliche Interessen eine willkommene Stütze für die Seelsorge abgeben — haben sich an verschiedenen Orten die Bekämpfung des Schisma gleichfalls angelegen sein lassen. Sie haben regelmässige Unterhaltungen eingeleitet, die sonntäglich mit den Schismatikern gehalten werden, in welchen sie denselben mit liebevollem Ernste die Wahrheit entgegenstellen, von der jene abgewichen sind. Und diese Unterredungen bleiben nicht ohne Erfolg: sie machen die Schismatiker weicher und nachgiebiger und lehren sie allmählig den Unterschied zwi-

schen Dogma und äusserer Cultusform einzusehen. Einige Brüderschaften haben selbst Bibliotheken gegründet, zu denen den Schismatikern der Zutritt zweimal wöchentlich offen steht, so wie sie andererseits Broschüren herausgeben, welche die Controverspunkte allseitig beleuchten, in einer populären, allgemein verständlichen Sprache geschrieben sind und gratis vertheilt werden. An der Universität Kasan sind im J. 1869 auch öffentliche Vorlesungen für die Schismatiker gehalten und von diesen fleissig besucht worden.

Solchen Werken christlicher Liebe hat der Herr einen gesegneten Erfolg nicht versagt. Der Rechenschaftsbericht pro 1869 zählt 2450 Schismatiker auf, die in den Schoss der rechtgläubigen Kirche zurückgekehrt sind. Nicht mindere Erfolge hat die Missionsthätigkeit der Kirche nach aussen gehabt, indem 3096 Heiden, 807 Mohamedaner und 472 Juden zum Christenthume bekehrt und in die russische Kirche aufgenommen worden sind.

So ist die Kirche Russlands — als schwaches Reis gerade zur Zeit grosser kirchlicher Wirren in den kalten Boden des Nordens verpflanzt — trotz aller Stürme und bösen Wetter, die ihre Entwickelung bedroht, zum starken Baume emporgewachsen und hat in »Werken der Liebe und des Dienstes, des Glaubens und der Geduld« die nächste Aufgabe gelöst, die ihr geworden, — sie hat den öden Norden erleuchtet mit dem sanften Lichte des Evangeliums. Aber vielleicht harrt ihrer noch eine höhere Aufgabe, vielleicht ist sie berufen, den Gegensatz widerstreitender Meinungen in christlicher Liebe zu vermitteln und in dem milden, duldsamen Geiste, den ihr der Herr verliehen, jenen langen Hader auszusöhnen, der Jahrhunderte hindurch die Glieder des einen Leibes Christi zerspalten hat! Dann würde jenes Wort des Herrn, das er an die Kirche zu Thyatira richtete, auch auf sie volle Anwendung finden: »Οἶδά σου τὰ ἔργα — καὶ τὰ ἔσχατα πλείονα τῶν πρώτων.«

B...l.

Inhalts-Verzeichniss.

Einleitung.

Erste Periode.

I. Verbreitung des Christenthumes.

II. Die Lehre.

III. Der Gottesdienst.

IV. Die Kirchenverwaltung.

V. Das christliche Leben.

Zweite Periode.

I. Der Nothstand der Kirche und die Verbreitung des Glaubens.

II. Die Lehre der Kirche.

III. Der Gottesdienst.

IV. Die Verwaltung der Kirche.

V. Das christliche Leben.

Dritte Periode.

I. Die Kirchenverwaltung.

II. Ausbreitung des Christenthumes.

III. Zustand der orthodoxen Lehre.

IV. Der Gottesdienst.

1. Der Gottesdienst in der Kirche des Nordens.

2. Der Gottesdienst in der Kirche des Südens.

V. Das christliche Leben.

Erläuterung des Gottesdienstes der morgenländischen Kirche nach seiner symbolischen Bedeutung.

Einleitung.

Der Gottesdienst.

EINLEITUNG.

§. 1. Begriff der Kirchengeschichte.

Die Geschichte der christlichen Kirche stellt die Ereignisse und Veränderungen — in ihren Anfängen sowohl, wie in ihren Folgen — dar, welche die Kirche von ihrem ersten Ursprunge an betroffen haben. Die Kirche Christi, in so fern sie, ihrem Wesen nach, eine göttliche Anstalt ist, dürfte eigentlich nicht zu der Kategorie der veränderlichen Dinge gehören, sie müsste, als solche, vielmehr unveränderlich sein und dem Wechsel der Zeiten eben so wenig unterliegen, wie ihr Gründer, der ewige Gott, und ihr unsichtbarer Regierer, der heilige Geist. Die irdische Kirche besteht jedoch aus einer Versammlung von Menschen, die zwar von der Gnade erleuchtet sind, sich jedoch die Wahrheit der christlichen Offenbarung nur allmählig, auf dem Wege des Glaubens, klar zu machen und ihren Herzen die Heiligkeit Christi nur nach und nach, auf dem Wege praktischer Uebung, anzueignen vermögen. Die Wahrheit und Heiligkeit, diese Prädicate der wahren, einheitlichen Kirche, erläutern und befestigen sich in dem Bewusstsein der Menschen also nur durch Anstrengungen von ihrer Seite. In der einen und derselben irdischen Kirche giebt es neben solchen, die in dem Leben der Gnade schon weit gefördert sind, auch andere, die eben nur erst Anfänger, und neben den geistig Gesunden auch solche, die mit schweren Seelengebrechen behaftet sind. Die menschlichen Leidenschaften haben sich, je nach den Umständen, nicht auf eine und dieselbe Art geäussert; eine hat der anderen, nach dem Geiste der Zeit, den Vorrang eingeräumt und sie haben sich bald dieser, bald jener

Umstände bedient, um ihre Macht über die Menschen aufrecht zu erhalten. Die menschlichen Leidenschaften, in Verbindung mit den Zeitumständen, haben es zu Wege gebracht, dass auch die Kirche Christi sich zu verschiedenen Zeiten verschieden gestalten musste, bald kämpfend, bald in friedlicher Ruhe verharrend, bald diese, bald jene Massregeln ergreifend, um ihre Integrität zu wahren. Darum tritt die Kirche Christi zugleich mit den Menschen in den Bereich der Geschichte ein; und eben darum giebt es auch für die Kirche Christi — eine Geschichte.

Die Geschichte der russischen Kirche ist ein specieller Theil der allgemeinen Kirchengeschichte, der das russische Land, das russische Volk betrifft. Sie hat alle die Veränderungen gewissenhaft zu verzeichnen, welche die Kirche Russlands von ihrer Gründung an bis zur Gegenwart betroffen haben.

§. 2. Darstellungsart der Ereignisse.

Es gab eine Zeit, wo die Ereignisse in der Kirche nach den Jahren aufgezeichnet wurden. So schrieb man die russischen Chroniken, die aber neben den kirchlichen auch die allgemeinen bürgerlichen Begebenheiten enthalten. Sodann führte man die kirchlichen Ereignisse in der Reihenfolge auf, in welcher die Herrscher sich einander folgten, wobei man wiederum der bürgerlichen Begebenheiten mit erwähnte, ungeachtet der Verschiedenartigkeit der einen und der andern. Solcher Art sind die russischen Stufen-Bücher, oder genealogischen Register. Endlich schrieb man die Geschichte der russischen Kirche auch der Art, dass man die Ereignisse in derselben nach der Verwaltungszeit der einzelnen Metropoliten gruppirte. Alle drei Darstellungsarten haben den gemeinsamen Fehler, dass sie die Einheit des Ganzen beeinträchtigen, dass sie den Anfang, die Ursachen, den Fortgang und die Folgen der Thatsachen zersplittern, den Hauptgegenstand aber, die Kirche, in seiner Gesammtheit ausser Acht lassen. Ein gewisses Ereigniss äusserte seine Folgen vielleicht nach 30 Jahren, und dieselben finden sich drei, vier Seiten weiter angeführt, ohne allen Nachweis des Verhältnisses, in welchem sie zu dem Ereignisse standen. Man hat eine Menge

von Thatsachen angeführt, ohne das Band ihres inneren Zusammenhanges hervorzuheben, dann auch wieder solche Thatsachen, die von geringer oder von gar keiner Bedeutung für die Kirche waren. Man hob oft eine ganze Reihe geringfügiger Umstände hervor, die nur auf einzelne Personen oder Gegenstände Bezug hatten, während man wichtige Ereignisse mit Stillschweigen überging. So bieten denn diese kirchengeschichtlichen Nachrichten keineswegs den vollen und richtigen Ausdruck des äusseren und inneren Lebens der Kirche dar, — und wer sich eine genaue Kenntniss dieses letzteren zu eigen machen wollte, müsste sich noch einer eigenen mühevollen Arbeit unterziehen, um sich aus den umhergeworfenen Bruchstücken ein Gesammtbild zu entwerfen, um den Sinn der unverbunden hingestellten Ereignisse zu entziffern, um das Nöthige von dem Unnöthigen zu trennen. Darum nennt man auch die Chronographen heute zu Tage schon nicht mehr Historiker im strengen Sinne des Wortes.

Damit eine Geschichte der russischen Kirche, wie überhaupt jede Geschichte, ihres Namens würdig sei, ist es durchaus erforderlich:

1. Dass sie, indem sie die Lage ihres Gegenstandes in seinen verschiedenen Zeitperioden darlegt, nicht nur einzelne Seiten desselben im Auge habe, wie z. B. den Fortschritt oder die Hindernisse des Glaubens, die Hierarchie der Kirche oder dergl., sondern vielmehr alle wesentlichen Seiten desselben beleuchte. Darum soll eine Geschichte der russischen Kirche zeigen:

a. Unter welchen günstigen oder ungünstigen Umständen sich das Christenthum in Russland verbreitet hat, welchen Hindernissen es begegnet ist?

b. In welchem Zustande die Lehre der Kirche war, oder welche geistliche Bildung ihre Glieder hatten? wie sie sich, unter den verschiedenen Verhältnissen, die positiven Wahrheiten des Christenthums angeeignet haben?

c. In welchem Zustande sich der kirchliche Gottesdienst befand? Endlich

d. wie das Reich Christi in dem Leben der Glieder der Kirche zum Ausdrucke kam?

2. Dass die Geschichte der russischen Kirche als Wissenschaft ein organisches Ganze darstelle, dass in ihr Einheit des Gegenstandes, Verband der einzelnen Theile und richtige Anordnung derselben stattfinde. Darum ist es erforderlich, dass:

a. die Ereignisse mit ihren Folgen, das Uebel mit den dagegen angewandten Mitteln, Alles was unter sich verbunden ist, in ununterbrochener Reihenfolge dargestellt werde. Daraus folgt jedoch nicht, dass die Gleichzeitigkeit der Ereignisse ausser Acht zu lassen sei. Im Gegentheile, da die Gleichzeitigkeit zur Klarheit der geschichtlichen Gegenstände beiträgt, so verdient sie, als ein Verbindungsmittel eigener Art, volle Beachtung.

b. Dass im Laufe der Jahrhunderte die Ereignisse erforscht und dargelegt werden, welche den Zustand der Kirche auf längere Zeiträume hinaus bedingen, solche Ereignisse, die durch ihren Einfluss das ganze kirchliche Leben gestalten und es als organisches Ganze natürlich abgrenzen, mit einem Worte: die Geschichte der Kirche muss in ihren natürlichen Perioden dargestellt werden.

§. 3. **Quellen und Hülfsmittel.**

Die Geschichte ist keine Erfindung schöpferischer Einbildungskraft, sondern die Mittheilung des wirklich Geschehenen. Darum muss ihre Kenntniss aus historischen Quellen geschöpft werden. Zur Kenntniss der Schicksale der russischen Kirche können als Quellen benutzt werden: 1. Privatnachrichten und 2. öffentliche Dokumente der Kirche und des Staates.

1. Die von Privatpersonen herrührenden Nachrichten können sowohl a. vaterländische, wie b. auswärtige sein.

a. Unter den vaterländischen Nachrichten wendet man sich gewöhnlich allem zuvor an die Chroniken. Ihrer sind viele bis auf unsere Zeit erhalten. Sie umfassen den Zeitraum vom 9. bis zur Hälfte des 17. Jahrhunderts. Seit dem 12. Jahrhundert spricht fast jede von ihnen vorzugsweise von lokalen Begebenheiten, weshalb man sie auch nach den Orten benennt, wo sie geschrieben wurden, wie die Kiewsche, die Volhynische, die Susdalsche, ferner die Nowgorodschen, die Pskowschen,

die Moskowischen u. s. w. Obschon sie alle nicht ausschliesslich von kirchlichen Ereignissen handeln, und überdem die meisten dieser letzteren sich nur auf einzelne Gegenstände beziehen, wie die Erbauung von Kirchen und Klöstern, die Einweisung von Hierarchen u. s. w., so sind sie doch nichts desto weniger ziemlich ergiebige Quellen für das Studium der Kirchengeschichte. Vom 16. Jahrhunderte ab fing man in Russland an, die Chroniken durch ausführliche Tagebücher über einzelne Begebenheiten zu ersetzen. Diese jedoch, so weit sie bisher bekannt sind, beschreiben, mit Ausschluss etwa der Erzählung Abraham Palizin's über die Belagerung des Troitzkischen Klosters, des Tagebuches Medwedjew's über den Aufruhr der Strelitzen, und weniger anderen, fast ausschliesslich nur bürgerliche Angelegenheiten. Viel ergiebiger für die Kirchengeschichte erweisen sich die alten kurzen Randbemerkungen auf den Handschriften, so wie die Nachschriften, die man den gedruckten alten Büchern hinzugefügt hat. Als Quellen für das kirchengeschichtliche Studium eignen sich auch die Lebensbeschreibungen der Heiligen und Prälaten, so wie die Werke der alten Lehrer der russischen Kirche (der Metropoliten Hilarion, Petrus, Alexis und Cyrillus, des Bischofes Serapion), welche die Erzählungen der Chroniken vielfach ergänzen, besonders in Bezug auf die Lehre der Kirche, das Leben und zum Theil auch den Cultus und die Verwaltung derselben.

b. Bei den ausländischen Schriftstellern kann man nur wenige Nachrichten über die russische Kirche finden, die zuverlässig wären. Wenn man von den byzantinischen Nachrichten absieht und einige abendländische Chroniken über die ersten Zeiten des Christenthums in Russland, so wie einige Bemerkungen Dlugosz's und Cromer's und Anderer über den Südwesten Russlands ausnimmt, so bleibt fast nichts von ausländischen Nachrichten übrig, das der Geschichtschreiber der russischen Kirche zu seinem Zwecke verwenden könnte. Die Reisenden, die im 16. Jahrhunderte Russland besuchten, reden in ihren Schriften zwar häufig von der russischen Kirche; doch hat die flüchtige Bekanntschaft mit einem schwer zugänglichen Gegenstande sie meistentheils irre geführt, oder der Fanatismus, der die Protestanten

nicht minder verblendete als die Papisten, hat sie zu verläumderischen Behauptungen hingerissen. Der Ausnahmen hiervon giebt es wenige, — zu ihnen jedoch sind die Aufzeichnungen Herbersteins und Fabers zu rechnen.

2. Als reiche Quelle zur Kenntniss der russischen Kirche dienen die öffentlichen Aktenstücke Russlands. Als solche sind die Sendschreiben der russischen Metropoliten und die Akten der russischen Kirchenversammlungen zu betrachten. Von den ersteren haben sich einige selbst aus dem 12. Jahrhundert erhalten. Unter den Gnadenbriefen der russischen Fürsten ist eine beträchtliche Anzahl auf uns gekommen, die Verfügungen über kirchliche Angelegenheiten enthalten, besonders in Bezug auf die Ländereien der Klöster und Kirchen.

Uebrigens genügt es dem Kirchenhistoriker nicht, sich nur mit allen Quellen der russischen Alterthümer bekannt zu machen, er muss auch unter diesen Quellen eine Auswahl treffen, das Zuverlässige von dem Unzuverlässigen, das Gleichzeitige von dem Späteren sondern. Er muss die Aeusserungen menschlicher Schwachheit von denen der Umsicht zu unterscheiden wissen, in das Nichtübereinstimmende Uebereinstimmung bringen, das nicht deutlich Ausgesprochene und Unklare durch Combination ergänzen und aufklären. Die Arbeit ist ermüdend, aber unumgänglich, denn sonst könnte die Geschichte leicht Niegeschehenes berichten. Eine solche Arbeit müsste eigentlich beendigt sein, bevor man an die Geschichtschreibung geht, aber leider hat sie in Bezug auf die russische Kirche kaum erst begonnen.

Um bei Benutzung der Quellen nach Zeit und Ort ganz Unzusammengehöriges — wenn auch dem Inhalte nach Verwandtes — nicht zu vermischen, dagegen Zusammengehöriges nicht zu trennen, um das Verhältniss der Oertlichkeit zu dem Ereignisse richtig beurtheilen zu können, ist es erforderlich, sich Kenntnisse der Chronologie und alten Geographie Russlands zu erwerben.

Da ferner die Vorgänge in der russischen Kirche häufig in enger Verbindung mit den bürgerlichen Ereignissen des Reiches stehen und man ohne Kenntniss der letzteren die ersteren schwer zu begreifen vermöchte, — so ist die Kenntniss der Geschichte

des russischen Reiches ebenfalls ein nöthiges Hülfsmittel für den Geschichtschreiber der russischen Kirche.

Aber Allem zuvor muss der Kirchenhistoriker wahrheitsgetreu und darum eben ein aufrichtiger Christ sein. Bei Durchforschung der Quellen muss er dieselben nicht nach dem Geiste seiner Zeit beurtheilen, sondern so, wie die Umstände jener Zeit, wie die Wahrheit der Geschichte und des Evangeliums es erheischen. Volle Wahrheit ist nur in Christo. Ohne christliche Frömmigkeit ist der Geschichtschreiber daher nur ein Fremdling in der Kirche Christi; Vieles wird ihm in den kirchlichen Ereignissen unverständlich bleiben, Vieles wird er durch ungeschickte Deutung verdrehen und nicht Weniges ganz ausser Acht lassen. Die christliche Gesinnung ist eben so wahrheitsgetreu, wie sie nachsichtig gegen Andere ist. Wie betrübend auch die Handlungen menschlicher Schwäche seien, sie wird dieselben nicht verschweigen oder auf Kosten der Wahrheit ausschmücken, wie sie andererseits sich der harten, die Liebe beeinträchtigenden Urtheile enthalten wird, mögen diese Handlungsweisen nun einzelnen berühmten Persönlichkeiten oder ganzen Gesellschaften angehören. In dieser Beziehung kann die russische Geschichte des Metropoliten Platon dem Geschichtschreiber der russischen Kirche zum nachahmungswerthen Muster dienen.

§. 4. Eintheilung der russischen Kirchengeschichte.

In der Reihe der Ereignisse, die sich in der russischen Kirche vollzogen haben, waren — nächst der Gründung derselben — die inhaltreichsten und den entschiedensten Einfluss auf ihren Zustand übenden: der Einfall der Mongolen, die Trennung der einheitlichen Metropolie Russlands in zwei Metropolitan-Bezirke, das Patriarchenthum und der Synod. Und so kann die Geschichte der russischen Kirche zweckmässig in folgende Perioden getheilt werden:

1. Die erste Periode: von den Anfängen des Christenthums in Russland bis zu dem Einfalle der Mongolen im J. 1237.

2. Die zweite Periode: die Zeit der Unterjochung Russlands durch die Mongolen, von 1238—1409.

3. Die dritte Periode: von der Trennung der Metropolie bis zum Patriarchenthum, 1410—1587.

4. Die vierte Periode: die Zeit des Patriarchenthumes, 1588—1719.

5. Die fünfte Periode: die Zeit der Synodal-Verwaltung. Wir führen dieselbe fort bis zum Tode Kaiser Alexander I., also bis 1826.

Erste Periode.

I. Verbreitung des Christenthumes.

§. 1. Anfang des Christenthumes im Süden Russlands.

A. Vor Ascold und Dir.

Die geistige Wiedergeburt eines Volkes vollzieht sich, gleich der des einzelnen Menschen, nicht auf eine und dieselbe Weise: einmal frühe, ein andermal spät, in einem Falle rasch, in einem anderen langsam und theilweise. Der allweise und gute Wille Gottes geht hier dem menschlichen Willen zur Seite, schliesst aber in seine Verfügungen über den Einzelnen oder ein Volk auch das Schicksal Vieler mit ein.

»Das russische Land — sagt Nestor — stand noch im Heidenthume (als Griechen und Römer schon an Christum glaubten). Von Niemanden hatte es das Wort von unserem Herrn Jesu Christo vernommen; die Apostel gingen nicht zu ihnen (den Russen); Niemand hat ihnen das Wort Gottes gepredigt.« So schreibt Nestor in der Biographie der Fürsten Boris und Gleb. In einer anderen, später verfassten Schrift giebt er eine ihm wahrscheinlich aus Korssun (dem griechischen Cherson, das nahe bei dem heutigen Sewastopol lag) zugegangene Nachricht, dass der Apostel Andreas die Kiewschen Berge besucht habe. Diese Nachricht giebt er aber als eine Privatmeinung*). Ueberdem sagt er auch in dieser Schrift nicht, dass der Samen des göttlichen

* In der Chronik heisst es, der Apostel sei von Sinope über Korssun den Dnjepr hinauf bis zu den Bergen von Kiew gekommen und habe sich, nachdem er diese gesegnet, nach Nowgorod gegen Norden gewandt, von wo er nach Rom gegangen sei, »wie man sagt«.

Wortes auf dem Boden des Kiewschen Russland etwa Frucht getragen habe.

Nicht früher als im ersten Viertel des 4. Jahrhunderts begannen im Süden Russlands einige Bekehrungen zum Christenthume, und zwar nur einzelner Personen, nicht ganzer Stämme. »Die Russen nahmen den christlichen Glauben schon im 4. Jahrhunderte, zu der Zeit Constantin des Grossen, an«, sagt ein arabischer Schriftsteller (Abulfaragius, Hist. dynast.). Das ist nicht ganz ohne Grund gesagt. Hieronymus (Epist. ad Laetam) schrieb: »Die Hunnen erlernen den Psalter; das kalte Scythien erwärmt sich an dem Feuer des wahren Glaubens; das Heer der rothhaarigen und blonden Geten oder Dacier trägt seine beweglichen Tempel überall mit sich umher.« Das kalte Scythien des Hieronymus kann nichts anderes sein als Russland, was schon die Benennung anzeigt, denn das kleine Scythien, das jenseit der Donau lag, konnte nicht kalt genannt werden. Die Zusammenstellung des kalten Scythiens mit den Geten und Hunnen beweist ebenfalls, dass Hieronymus dasjenige Scythien meint, das sich am linken Ufer der Donau bis zum karzinitischen Meerbusen und dem Don ausdehnte, wo, wie das Zeugniss der Alten uns vergewissert, vom 1. Jahrhundert an bis auf Rurik die Slawen unter verschiedenen Namen ihre Wohnsitze hatten. Nestor sagt: »Die Duljebier wohnten am Bug, die Uglitscher und Tiwerzer am Dniester, sich bis zur Donau ausbreitend; ihrer war eine grosse Menge, sie wohnten am Dniester bis am Meere hin. Die Griechen nannten dies das grosse Scythien.« Unter den Geten oder Gothen, die zusammen mit den Slawen in dem heutigen Bessarabien und weiter nach Westen wohnten, ward zu den Zeiten Constantin des Grossen eine Eparchie errichtet*). Unter Valens erlitt der Glaube hier eine heisse Ver-

*) Socrates scholasticus, Hist. eccles. 1, 18. Es ist geschichtlich bekannt, dass der Gothe Ermanarich die Wenden seiner Gewalt unterwarf (Jornand. c. 23). Von den Tyro-Geten spricht die 5. Anmerkung. Auch die Sprachwissenschaft weist in der gothischen Bibel des Ulfilas slawische Worte nach. Demungeachtet war — nach Rubrukwiz und Burbaro — die Sprache der Gothen die Teutonische. Davon zeugt auch die Uebersetzung des Ulfilas (Bibelübers. von Zahn, Weissenfels 1805. — Ulfil. Vet.

folgung von dem Heiden Athanarich und dem Arianer Fridigern. Mehr als Andere war um Verbreitung des Glaubens unter den Scythen und Gothen der heilige Chrysostomus bemüht. Theodoret schreibt von ihm: »Auch eine andere Verwandtschaft hast du mit den Aposteln, du hast zuerst bei den nomadisirenden Scythen einen Altar errichtet, und der, der nicht vom Pferde stieg, hat seine Kniee zu beugen, sich zur Erde niederzuwerfen gelernt. Die von den Thränen der Gefangenen nicht gerührt werden konnten, haben ihre Sünden zu beweinen gelernt.« An einer anderen Stelle schreibt er, dass der heilige Chrysostomus, nachdem er erfahren, dass die (von Constantinopel aus) jenseits der Donau wohnenden Scythen nach dem Heile dürsteten, ihnen Hirten und Lehrer geschickt habe. Den Gothen sandte er Missionäre und weihte den Unilas zum Bischofe. Chrysostomus selbst sagt mit Entzücken: »Die Scythen, Thracier und Sarmaten loben Christum.« Aber die Hunnen, Avaren und Bulgaren verwüsteten nach einander Gross-Scythien — und das Christenthum, das ohnehin nur schwache Wurzeln unter den Scythen gefasst hatte, erlosch gänzlich. Nur in Tauro-Scythien, späterhin Gothien genannt, in der heutigen Krim, blieb ein Bischof nach. Die Wunder der göttlichen Vorsehung erweckten zwar den Scythen aus seiner Verblendung, aber der Grad und die Dauer dieser Erweckung entsprachen nicht den Wünschen der Vorsehung. Solcher Art waren denn — nach dem Zeugnisse der Geschichte — die Christen bis zum 9. Jahrhundert nur Gäste im südlichen Russland. Einige Personen, wenige Familien öffneten ihre Seelen dem Christenthume, dann aber wurden sie vom Kriege oder den Verfolgungen der Heiden niedergemäht und verschwanden, ohne eine lebendige Bewegung in der Masse des Volkes zu hinterlassen.

§. 2.

B. Zur Zeit des Ascold und Dir.

Nach dem unbezweifelbaren Zeugnisse der Geschichte hat das Kiewsche Russland unter seinen Fürsten Ascold und Dir

et nov. Testament. fragmenta cum Glossar. ed. Gabelenz. Vol. 1. Altenb. 1836. Vol. 2. Lips. 1842).

die Predigt des Evangeliums angenommen. Der Patriarch Photius, der so viel zur Verbesserung des Looses der Slawen beigetragen hat, war auch das Werkzeug zu der ursprünglichen Erleuchtung der Kiewschen Russen. Mit einem heidnischen Heereshaufen begaben sich Ascold und Dir auf 200 bewaffneten Fahrzeugen in den Bosphorus, verwüsteten die Ufer und Inseln der Propontis, rückten selbst vor Constantinopel und machten die Hauptstadt des Reiches erzittern. Der gottesfürchtige Patriarch wandte sich mit seinen Gebeten zu Gott; im Tempel zu Blacharnae ward eine kirchliche Nachtwache gefeiert; der Kaiser Michaël selbst, obschon im Glücke zerstreuungssüchtig, betete mit dem Volke. Photius trug unter Lobgesängen das Gewand der Mutter Gottes aus dem Tempel, tauchte es in die Fluthen des Meerbusens — und das im Sturme aufbrausende Meer zerstreute die Fahrzeuge der Russen. Ascold und Dir, von Schrecken ergriffen, glaubten an den sie züchtigenden Herrn. »Die Russen — schrieb damals der heilige Photius — vertauschten den ruchlosen heidnischen Aberglauben mit dem reinen heiligen Christenglauben, und nachdem sie einen Bischof und Lehrer erhalten, führen sie sich wie gehorsame Kinder und Freunde auf.« Weiter sagt er, dass sie einen Bischof und die christlichen Gebräuche angenommen hätten. Der Kaiser Constantin beschreibt den Vorgang in Kiew selbst folgendermassen: »Nachdem der Bischof in der Hauptstadt der Russen angekommen war, versammelte der Herrscher derselben einen Rath. Da befand sich eine grosse Menge Volkes, der Herrscher selbst führte den Vorsitz, mit den Bojaren und Aeltesten, die aus langer Gewohnheit dem Heidenthume vor Anderen anhingen. Sie begannen über ihren und den Christenglauben sich zu berathen und, nachdem sie den Bischof herbeigerufen, fragten sie ihn, was er sie denn lehren wolle? Der Bischof schlug das Evangelium auf und fing an, ihnen von dem Erlöser und seinen Wundern zu erzählen, wie er auch verschiedener Wunder Erwähnung that, die Gott im alten Testamente vollbracht hatte. Die Russen, nachdem sie den Prediger angehört, sagten: wenn wir nicht auch etwas Wunderbares anschauen in der Art, wie das, was sich mit den drei Jünglingen im feurigen Ofen zugetragen hat, so wollen wir nicht glauben. Der Diener Gottes

schwankte nicht, sondern antwortete ihnen kühn: wir sind nichtig vor Gott, aber sagt, was verlangt ihr? Da baten sie, das Buch des Evangeliums in's Feuer zu werfen, und versprachen sich zum Gotte der Christen zu bekehren, wenn dasselbe unbeschädigt bleiben würde. Da rief der Bischof aus: Herr, verherrliche deinen Namen vor diesem Volke! und legte das Buch in's Feuer. Es verging einige Zeit; das Feuer verzehrte den Umschlag, aber das Evangelium blieb unversehrt, ja es hatten sich sogar die Bänder erhalten, mit denen es zusammengebunden war. Nachdem sie das gesehen, liessen sich die groben Naturen, vom Wunder bewältigt, taufen.« Das geschah im Jahre 867. Unter Ascold und Dir hatte das Christenthum in Russland wenigstens solchen Fortgang, dass Massudy — fast Zeitgenosse, aber Bewohner des Ostens — schreiben konnte: »von den Slawen sind etliche Christen, andere Heiden«, und weiter sagt er: »von allen slawischen Königen ist Dir der mächtigste.«

§. 3.

C. Unter Oleg, Igor und Olga.

Obgleich der unglückliche Tod Ascold's und Dir's, die von dem Heiden Oleg erschlagen wurden, nicht ohne schwächenden Einfluss auf den Fortgang des Christenthums in Kiew bleiben konnte, so trug Oleg doch wider seinen Willen dazu bei, die Russen mit dem evangelischen Glauben bekannt zu machen. Als seine Gesandten im J. 911 zum Abschluss des Friedens in Constantinopel erschienen, liess ihnen der Kaiser die Leidenswerkzeuge des Herrn, die Dornenkrone, die Nägel, den Purpurmantel, wie auch Reliquien der Heiligen zeigen, wobei man sie in dem griechischen Glauben unterwies und ihn als den wahren Glauben darlegte. Die Gesandten Oleg's aber theilten nach ihrer Rückkehr alles Gehörte den Ihrigen mit. Unter Oleg stifteten die Griechen selbst eine besondere Eparchie in Russland, die 60ste unter denen, die dem Constantinopolitanischen Patriarchen untergeben waren.

Mehr Ruhe und Freiheit fand der griechische Glaube in Russland unter Igor. Den Arabern war es schon im J. 922 bekannt,

dass Russen sich dem christlichen Glauben zugewandt. Als die Gesandten des Tarischen Emirs sich den Kaisern vorstellten (946), standen viele getaufte Russen mit Schwertern und Fahnen im Palaste. In ihrem Vertrage mit den Griechen im J. 946 sagten die Russen: »Wenn Jemand aus dem russischen Gebiete sich beikommen lassen sollte, diesen Frieden zu brechen, so mögen die, welche die Taufe erhalten haben, von dem allerhaltenden Gotte gestraft werden, die Nichtgetauften aber mögen keine Hülfe bei Gott oder Perun finden« (Art. 1). »Wenn ein entlaufener Knecht nicht gefunden werden kann, so sollen die russischen Christen bei ihrem Glauben, die Nichtchristen nach ihrem Gesetze schwören« (Art. 3). »Zur Bekräftigung des Vertrages wollen wir Russen, so viel unserer getauft sind, in der Kathedral-Kirche des heiligen Elias (in Kiew) bei der Kirche und dem vorliegenden ehrwürdigen Kreuze schwören.« Somit waren unter den Russen bereits Christen in solcher Anzahl, dass ihrer im Vertrage erwähnt werden musste, und sie bekräftigten den Vertrag durch einen Eid vor dem heiligen Kreuze. Und nicht nur das — es gab in Kiew auch schon eine Kathedral-Kirche, die auf das Vorhandensein auch anderer Kirchen zu schliessen erlaubt. Der Vertrag der Russen mit den Griechen ward in Folge des Zuges abgeschlossen, den die Russen nach Griechenland unternommen hatten. Auf diesen Zug muss wohl auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Wunder bezogen werden, das den Russen am Grabe des heiligen Georgius von Amastris begegnete und dessen die Biographie desselben erwähnt. »Die Barbaren drangen in die Kirche des Heiligen und in der Voraussetzung, dass daselbst Schätze lägen, begannen sie danach zu graben. Aber unter dem Graben wurden ihnen Hände und Füsse gelähmt; von unsichtbaren Banden gefesselt, blieben sie bewegungslos stehen. Als ihr Fürst dies Wunder sah, kam ihn Furcht und Zittern an und er fragte einen Gefangenen, was das zu bedeuten habe? Nachdem er erfahren, dass solches durch die Macht des Christen-Gottes vollzogen und dass den Betroffenen, nach Beendigung des Abendgottesdienstes, durch die Macht desselben die Gesundheit wiedergegeben worden sei, schloss der Fürst mit den Christen Frieden.« Dieses Wunder konnte selbst-

verständlich auch in Russland nicht ohne Folgen bleiben; wenigstens darf man nicht zweifeln, dass diejenigen, die bei dem Grabe des heiligen Georg den Zorn und die Gnade Gottes an sich selbst erfahren hatten, sich zum Gotte der Christen bekehrt haben werden.

Noch heller leuchtete das Licht des Evangeliums in Russland nach dem Tode Igor's, unter der Grossfürstin Olga auf. Mit einem hellen und durchdringenden Verstande begabt, sah sie das untadelhafte Leben der Christen und begriff wohl, dass nicht das Heidenthum zu einem solchen Leben führen könne. Gespräche mit christlichen Lehrern (wir sehen einen solchen sie auf ihrer Reise nach Constantinopel begleiten) liessen sie Blicke in die himmlische Reinheit und Erhabenheit der christlichen Lehre thun. Und ihr Herz liess sich von der evangelischen Wahrheit gefangen nehmen. Aus einem Gefühle der Ehrfurcht vor der Hauptstadt des Christenthums, wie auch zu dem Zwecke, sich genauer mit dem Christenthume bekannt zu machen, verfügte sie sich selbst mit einem zahlreichen Gefolge nach Constantinopel. Hier war der Patriarch ihr Lehrer, und er selbst auch taufte sie, während der Kaiser Constantin ihr Taufpathe war. Der Patriarch segnete die rechtgläubige Olga mit dem Kreuze, das sie selbst nach Kiew brachte*), und verhiess ihr Ruhm in ihrer Nachkommenschaft. Olga brachte, als Beweis ihrer Liebe zum heiligen Glauben, dem Patriarchen eine goldene Schüssel dar, die auf einem kostbaren Steine das Bild des Erlösers enthielt. Das geschah im J. 957. Mit der Grossfürstin waren in der Hauptstadt der Christenheit auch ihre Verwandten, männlichen und weib-

*) Serb. Prolog. 13. Jahrh. »Nachdem sie der heiligen Taufe vom Patriarchen gewürdigt worden war und von ihm das Kreuz entgegengenommen hatte, kehrte sie in ihr Land zurück. Jenes findet sich noch heute in Kiew in der (Kirche der) heiligen Sophia, zur rechten Seite des Altares, und trägt die Inschrift: Das von der rechtgläubigen Fürstin Olga, der Mutter des Swätoslaw, in das russische Land gebrachte Kreuz« (Beschreib. d. Museums von Wostokoff 453). Noch sagt der Metropolit Hilarion zum Lobe Wladimir's: »Du und deine Grossmutter Olga, die das Kreuz aus dem neuen Jerusalem, der Stadt Constantins, herbeigebracht und es in ihrem Lande aufgestellt hat, — Ihr habt den Glauben befestigt.«

lichen Geschlechtes, erschienen, unter Anderen ein Neffe von ihr, gegen 10 hochgestellte Frauen, 18 höhere Dienerinnen, gegen 20 Bojare und einige Beamte. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, dass nicht Jemand von diesen schon in Constantinopel dem Beispiele der Grossfürstin gefolgt sei, ja es ist vielmehr anzunehmen, dass die Meisten — wenn sie nicht etwa schon getauft waren — ihrem Beispiele zu folgen sich beeilt haben werden. Nach einem anderen Dokumente ist es bekannt, dass in der Folge (971) Swätoslaw seinen Vetter Gleb erschlug, weil er dem Christenthume ergeben war. In Kiew blieb wahrscheinlich das Beispiel der weisen Mutter des Volkes ebenfalls nicht ohne Wirkung, um so mehr, da sie selbst eifrig bemüht war, die Liebe zum Glauben auch in Anderen zu erwecken. Viel und mit mütterlicher Zärtlichkeit bestrebte sie sich, ihren Sohn Swätoslaw zu der Annahme des Glaubens zu bewegen, dessen Werth ihre Seele so lebendig empfand. Der stolze Krieger jedoch war nur von seinem Kriegsruhme erfüllt. »Er verwehrte — sagt Nestor — Niemanden, der es wünschte, sich taufen zu lassen, aber im Kreise seiner Gesinnungsgenossen lachte er über dieselben und verblieb in der Reihe derer, denen der Christenglaube eine Thorheit ist.« Es gab aber wenigstens Andere, die gegen die Stimme der himmlischen Liebe und Wahrheit nicht so taub blieben. Schon in der Bemerkung über Swätoslaw selbst giebt Nestor zu verstehen, dass es damals solche gab, die den Wunsch äusserten sich taufen zu lassen. Einige aus den Kriegern gewannen sogar eine aufrichtige Anhänglichkeit an den christlichen Glauben. Dafür leistet die zuverlässigste Bürgschaft der Märtyrertod des bekannten Warägers und seines Sohnes unter Wladimir, als dieser noch Heide war. Das Stufenbuch sagt: »Viele wunderten sich der nie vernommenen Worte, die aus ihrem (Olga's) Munde hervorgingen, nahmen das Wort Gottes bereitwillig aus ihrem Munde an und liessen sich taufen.« Es ist auch bekannt, dass der Papst 15 Jahre nach der Taufe Olga's, anno 972, das südliche Russland bereits als eine Zufluchtsstätte des orthodoxen Glaubens ansah. Olga war, nach dem richtigen Ausdrucke des Chronikenschreibers, für unser Land »der Morgenstern, der die Sonne ankündigt, die Morgenröthe, die dem Lichte

des Tages vorhergeht; sie glänzte, wie der Vollmond in der Nacht, schimmerte unter den Ungläubigen, wie eine Perle.« Die Sonne, welche Olga ankündigte, war der Grossfürst Wladimir.

§. 4. Verbreitung des Christenthums unter Wladimir.

A. Die Bekehrung des Grossfürsten und der Bojären.

Was Constantin der Grosse für das römische Reich war, das gefiel Gott, den Grosssohn Olga's, Wladimir, für Russland sein zu lassen.

Aber nicht bald unterwarf sich der Christenglaube das Herz des Grosssohnes Olga's. Nach dem Tode dieser letzteren (im J. 969), unter dem kriegerischen Swätoslaw und während der blutigen Zwietracht seiner Kinder konnte sich das Christenthum natürlich nicht in Russland verbreiten, wenn es nicht vielleicht gar abnahm. Doch blieben in Kiew immer noch Christen übrig. Wladimir war in den ersten Jahren seiner Regierung nicht nur mit blutigen Kriegen beschäftigt, sondern führte auch das unlauterste Leben eines Heiden. Aber der furchtbare Brudermord, die Siege, die mit dem Blute der Seinigen wie Fremder erkauft werden mussten, und die grobe Sinnenlust, der er sich hingab, — konnten auch das Gewissen eines Heiden nicht unberührt lassen. Wladimir glaubte seine Seele dadurch zu erleichtern, dass er neue Götzenbilder an den Ufern des Dniepr und Wolchow aufstellte, sie mit Silber und Gold verzierte und zahllose Opfer vor ihnen schlachtete. Ja, nicht genug damit, auch das Blut zweier Christen vergoss er auf dem Götzenaltare. Doch alles dies, wie er fühlte, gab seiner Seele keine Ruhe, — sie suchte nach Licht und Frieden! Da sprach die Erinnerung zu ihm von der grossen Olga, von ihrem Gotte, von dem Gotte der griechischen Christen. Die Seele Wladimir's fühlte Unruhe und ward von Zweifeln bewegt.

Bei dem Hofe eines sieggekrönten Fürsten konnte es an Leuten nicht fehlen, die mit Bereitwilligkeit Vorschläge thaten, um ihn den Seelenfrieden wieder erlangen zu lassen. Die bul-

garischen Muselmänner lobten ihren Glauben und die Beschreibung von dem Paradiese Mahomed's gefiel dem wollüstigen Fürsten, aber die Beschneidung erschien ihm als ein verhasster Gebrauch und das Verbot des Weintrinkens nicht übereinstimmend mit den Sitten der Russen. Die eifrigen Diener des Papstes sprachen von der Grösse des unsichtbaren Gottes und von der Nichtigkeit der Götzenbilder, doch antwortete ihnen der ruhmreiche Fürst, der die Politik des Papstes wohl kannte: »Unsere Väter haben den Glauben nicht von den Päpsten angenommen.« Nachdem er die Chasarischen Juden angehört hatte, fragte er sie: »Wo ist euer Vaterland?« »In Jerusalem — antworteten die Hebräer — aber in seinem Zorn hat uns Gott in fremde Länder zerstreut.« »Und ihr, von Gott Gestrafte — rief der kluge Fürst aus — wagt zu wünschen, dass auch Andere ihres Vaterlandes beraubt werden möchten?« Zuletzt wurde auch ein Philosoph angehört — ein griechischer Mönch. Dieser, nachdem er das Irrthümliche aller übrigen Glaubensmeinungen dargelegt hatte, trug den Inhalt der Bibel, die Geschichte der Rechtgläubigkeit vor und entwarf zum Schlusse das Bild des schrecklichen Gerichtes Gottes, mit dem Loose der Gerechten und der Sünder. »Wohl denen, die zur Rechten stehen, aber wehe den Sündern zur Linken«, sagte der Fürst mit einem tiefen Seufzer. »Lass dich taufen und du wirst mit den Ersten im Paradiese sein« — sprach der bescheidene Mönch.

Dieser letzte Prediger hatte Wladimir besiegt. Nachdem er ihn mit reichen Geschenken entlassen hatte, rief der Grossfürst im J. 987 den Rath der Bojaren zusammen, da er wohl erkannte, dass eine Religionsänderung des Fürsten jedenfalls Veränderungen im ganzen Reiche hervorrufen müsse. Wladimir theilte den Bojaren die Vorschläge der verschiedenen Prediger-Gesandten mit. Jeder lobt seinen Glauben, sagten die Bojaren; du hast viele verständige Leute, sende sie aus um zu prüfen, wessen Glaube der beste sei. Wladimir sandte zehn gute und verständige Männer ab. Sie waren bei den Bulgaren, in den deutschen Landen gewesen und kamen zuletzt nach Griechenland. Die Kaiser, Basilius und Constantin, nachdem sie die Ursache ihres Kommens erfahren hatten, theilten dieselbe dem Patriarchen mit und dieser

vollzog in Gegenwart der Gesandten einen feierlichen Gottesdienst. Die Pracht der Sophienkirche, die Gegenwart der ganzen Geistlichkeit, der harmonische Gesang, die Erhabenheit wie die Einfachheit des ganzen Gottesdienstes versetzten die Gesandten in Entzücken. Ueberzeugt von dem Werthe und dem Vorzuge des griechischen Glaubens kehrten sie, innerlich schon Christen geworden, in ihr Vaterland zurück und sagten dem Fürsten, indem sie alle Religionen ausser der griechischen verwarfen: »Im Tempel der Griechen wussten wir nicht, ob wir im Himmel oder auf Erden standen! Dort ist Gott wahrhaft mit den Menschen, und wie jeder, der das Süsse geschmeckt, nicht mehr das Bittere begehrt, — so wollen auch wir, nachdem wir den Glauben der Griechen kennen gelernt, nicht mehr unseren Göttern dienen.« Die Bojaren und Aeltesten bemerkten Wladimir, dass, wenn der Glaube der Griechen nicht der beste wäre, die Grossmutter des Grossfürsten, Olga, die Weiseste unter den Menschen, ihn nicht würde angenommen haben. »So lassen wir uns denn taufen — sprach Wladimir — aber wo?«

Der kriegerische Fürst, obschon er sich entschlossen, den neuen Glauben anzunehmen, fand jedoch in seiner Seele noch nicht jene Erhebung, die sich über alle irdischen Bedenklichkeiten hinwegsetzt. Die Griechen demüthig um Unterweisung im neuen Glauben zu bitten, schien ihm nicht schicklich für einen durch Siege berühmten Fürsten und sein Volk. Andererseits war der damalige byzantinische Hof auch in einen Luxus versunken, der seiner und seines Volkes Schwäche schlecht entsprach. Er verachtete die Barbaren, wo sie unbewaffnet erschienen, und zitterte doch, so bald er ihr Schwert erblickte. Selbst Olga hatte das an sich erfahren. Ein Jahr nach dem gehaltenen Bojarenrathe entschloss sich Wladimir, den Glauben mit den Waffen zu erkämpfen. Er bezog Taurien mit Krieg und belagerte Korssun, das griechische Cherson. Die vom Durste geplagten Einwohner ergaben sich. Um die Griechen noch mehr zu demüthigen, forderte der Sieger aus Byzanz die Hand der Zarewna und fügte die Drohung hinzu, die Hauptstadt im Weigerungsfalle einzunehmen. Die Kaiser, Basilius und Constantin, antworteten, die Hand der Zarewna solle ihm bewilligt werden,

sobald er den Glauben annehmen würde. »Seit langem her habe ich das griechische Gesetz erforscht und lieb gewonnen«, sprach Wladimir. Nichts desto weniger war er zu dieser grossen Umänderung nicht so vorbereitet, als es ihm selbst wohl scheinen mochte. Es bedurfte für ihn noch einer besonderen prüfungsvollen Heimsuchung Gottes. Noch bevor die Prinzessin Anna mit der Geistlichkeit und den geheiligten Geräthschaften in Cherson eingetroffen war, trug sich mit dem heidnischen Fürsten etwas in der Art zu, wie es Saulus, der Verfolger der Christen, an sich erfahren hatte, — er ward von einer schweren Augenkrankheit befallen und erblindete gänzlich. Die angekommene Zarewna schlug ihm vor, mit der Taufe nicht zu zögern, da dieselbe ein Mittel zur Heilung werden könne. Wladimir stimmte dem bei. Als der Bischof von Korssun die Hand auf den aus dem Taufwasser heraufsteigenden Fürsten legte, wurde Wladimir — in der Taufe Basilius genannt — das geistige und leibliche Auge geöffnet und mit Entzücken rief er aus: »Nun habe ich den wahren Gott geschaut.« Einige von den Kriegern Wladimir's, von diesem wunderbaren Ereignisse erschüttert, liessen sich zur Stelle, gleich nach dem Fürsten, taufen. Wladimir kehrte, ein neuer Mensch, nach Kiew zurück.

§. 5.

B. Die Taufe des Volkes.

Wladimir suchte den besseren Glauben nicht für sich allein — als Herrscher suchte er ihn auch für sein Volk. Nachdem er den Vorzug des christlichen Glaubens durch Erfahrung kennen gelernt hatte, befestigte er sich noch mehr in dem Vorhaben, das Christenthum unter seinen Unterthanen einzuführen. Das Erste, was er sich bei seiner Rückkehr nach Kiew angelegen sein liess, war die Taufe seiner 12 Söhne. Das war die That des fürstlichen Vaters. Gleich darauf schritt er zur Zerstörung der Götzenbilder. Einige wurden verbrannt, andere in Stücken gehauen, Perun, den Hauptgötzen, liess Wladimir an den Schweif eines Pferdes binden, ihn vom Berge herabschleifen und in den Dniepr stürzen. Das abergläubische Volk vergoss Thränen aus Mitgefühl für sein

Alterthum, folgte lange dem dahin schwimmenden Götzenbilde, welches die Kriegsknechte vom Ufer zurückstiessen, aber in seiner Gutmüthigkeit wagte es nicht zu murren. Mittlerweile liess Wladimir in der Stadt bekannt machen, dass anderen Tages alle Einwohner, ohne Unterschied des Alters und Standes, sich an den Ufern des Dniepr zur Annahme der Taufe zu versammeln hätten, unter Androhung der Ungnade des Fürsten für die Ungehorsamen. Die Einwohner Kiew's kannten längst schon den griechischen Glauben, kannten den Rath und den Entschluss des Fürsten in Bezug auf diesen Glauben. »Wenn der neue Glaube nicht besser wäre, würden der Fürst und die Bojaren ihn nicht angenommen haben« — so urtheilte das Volk und eilte, den Willen des geachteten Fürsten zu erfüllen. Eine ungeheure Masse Volks, Greise und Jünglinge, sowie Mütter mit ihren Säuglingen, erschienen am Ufer des Dniepr. Wladimir langte mit der Geistlichkeit an, das Volk trat in den Fluss, einige bis zum Halse, andere bis an die Brust, die Erwachsenen hielten die kleinen Kinder in den Armen. Die Geistlichen am Ufer lasen Gebete. Wladimir betete in Begeisterung zum Herrn und empfahl ihm sich und das Volk. »An diesem Tage — sagt mit Recht der Chronikenschreiber — frohlockten die Erde und der Himmel.«

Doch beschränkte Wladimir sein Wirken nicht auf Kiew allein. Der Metropolit Hilarion sagt, dass er allen seinen Unterthanen den besseren Glauben mitzutheilen begehrte, und fügt hinzu: »das Kreuz heiligte die Städte.« Der Chronikenschreiber berichtet: »Er begann in den Städten Kirchen zu bauen und Priester anzustellen und führte von Städten und Dörfern das Volk zur Taufe herbei.« Aber weder der Metropolit Hilarion noch Nestor sprechen es genau aus, in welchen Städten und Gebieten der apostelgleiche Wladimir den Glauben namentlich pflanzte. Nach dem Gange der Ereignisse und der geographischen Lage der Städte können wir jedoch vermuthen, dass die Worte jener ehrwürdigen Männer sich auf die Kiew zunächst liegenden Städte und Orte beziehen. Solche waren Perejaslaw, Tschernigow, Belgorod, das volhynische Wladimir. Das bezeugen auch einige Chroniken. Sehr wichtig ist in dieser Beziehung das Zeugniss des Mönches Adelmar, eines Zeitgenossen Wladimir's. Er sagt,

dass bald nach der Bekehrung der Slawäno-Russen zum christlichen Glauben ein griechischer Bischof in das innere Gebiet Russlands gekommen sei und die Annahme der griechischen Gebräuche vermittelt habe.

Eine spätere Chronik lässt die Thätigkeit der Geistlichkeit des Wladimir sich auch auf die entfernteren Städte Russlands ausbreiten. Sie sagt, dass Wladimir, als er seine Söhne in die Theilfürstenthümer absandte, ihnen auch Priester mitgab und seinen Söhnen befahl, dass jeder in seinem Gebiete sich die Erbauung christlicher Kirchen und die Erleuchtung der Heiden durch den Glauben angelegen sein lassen möge. Die Ereignisse der darauf folgenden Zeit selbst rechtfertigen diese Nachricht. Sie zeigen aber auch, dass der Wille des apostelgleichen Fürsten nicht überall mit gleichem Erfolge ausgeführt werden konnte. Das steht unzweifelhaft fest, dass Nowgorod, ungeachtet seiner weiten Entfernung von Kiew, doch schon unter Wladimir den christlichen Glauben angenommen hat. Vier Jahre nach der Taufe Wladimir's war dort Joachim Bischof, einer der Korssunschen Priester. Von ihm heisst es: »Als der Bischof Joachim ankam, zerstörte er die Götzenaltäre und zerschlug das Götzenbild des Perun und liess dasselbe in den Wolchow werfen. Da banden sie es mit Stricken, schleiften es durch den Koth, schlugen es mit Stöcken und warfen es in den Wolchow. Und der Bischof hatte strenge befohlen, dass Niemand es herausziehen solle. Da kam ein Bewohner des Ortes Pidbla eines Morgens frühe zum Flusse, als Perun eben zum Ufer heranschwamm. Er stiess ihn mit einer Stange vom Ufer wieder ab und sprach: »Du kleines Perunchen, du hast dich satt gegessen und getrunken, nun schwimme wieder weiter fort.« Uebrigens brach man in Nowgorod mit der alten Zeit nicht so ohne Kampf und Widerstreben, als in Kiew. Das volksthümliche Sprüchwort: »Putjäta hat mit dem Schwerte, Dobrinja mit dem Feuer getauft« — ermangelte nicht des Grundes. Es zeigt, dass die Nowgoroder dem Willen des Grossfürsten wie bei anderen Gelegenheiten, so auch in Bezug auf die Taufe offen widerstanden und als Widerspenstige mit Gewalt gebändigt werden mussten. Die Chronik Joachim's sagt geradezu, dass die Nowgoroder sich offen gegen die Prediger des Glaubens erhoben,

das Haus Dobrinja's anzündeten, seine Frau tödteten und dass der Aufruhr durch das Schwert gebändigt werden musste. Dieser selben Nachricht zufolge liessen sich die Nowgoroder nach der Dämpfung des Aufruhrs taufen, doch suchten einige unter verschiedenen Vorwänden der Taufe auszuweichen. Nach der Chronik des Nicon und dem Stufenbuche liessen sich viele auch im Nowgorodschen Gebiete taufen und Kirchen wurden in Städten und Dörfern errichtet.

§. 6. Verbreitung des Christenthums im 11. und 12. Jahrhundert.

Nestor sagt von der Zeit Jaroslaw's des Grossen: »Der christliche Glaube fing an Frucht zu tragen und sich auszubreiten.« Das sollte bedeuten, dass unter Jaroslaw der reine, heilige Glaube tiefer in die Herzen derer einzudringen begann, die jüngst noch Heiden gewesen waren, und dass das Gebiet desselben sich immer mehr und mehr in dem weiten Russland ausbreitete. Aber das menschliche Herz trennt sich nicht leicht von seinen Gewohnheiten und Leidenschaften. Es bedurfte noch mancher Anstrengungen, selbst blutiger, damit der Glaube den vollen Sieg davon trage, und besonders dort, wo man noch wenig für denselben thätig gewesen war.

Am Ende des 11. Jahrhunderts bestanden im Süden Russlands sieben Bisthümer, in Kiew, Tschernigow, Belgorod, Jurjew, Turow, Perejaslaw, dem volhynischen Wladimir und in Tmutorakan, — und vier im Nordwesten, in Turow, Polozk, Nowgorod und Rostow. Solche Vertheilung der Eparchieen zeigt schon an und für sich, wo am Ende des 11. Jahrhunderts das Christenthum schon grössere Fortschritte gewonnen, und wo man noch viel mit dem Heidenthume zu kämpfen hatte. Im südlichen Russland standen damals auch schon in den Dörfern Kirchen. Aber der Osten Russlands war mit dem Christenthume noch wenig bekannt, ja die nordöstlichen Wälder und Sümpfe waren noch ganz dem Heidenthume verfallen. In einsamen, unbebauten Gegenden war noch zu Anfange des 12. Jahrhunderts das Heidenthum lebendig unter den Russen. Es war der Eifer der

aufrichtigen Anhänger des Glaubens, der den versteckten Hang der Gemüther zum Heidenthume durch Aufdeckung desselben verfolgte. Vor Anderen liessen es sich die demüthigen Mönche angelegen sein, den groben Aberglauben jener wüsten Gegenden durch das Licht der Wahrheit zu verscheuchen, obschon die Geschichte uns über ihre Arbeit wenig Einzelheiten aufbewahrt hat.

In Rostow erwuchs das Christenthum nur besprengt mit dem Blute seines treuen Verkündigers. Theodor und Hilarion, die ersten Bischöfe Rostow's, waren vor der Wuth der Heiden aus Rostow zu entfliehen gezwungen, und der erstere hatte nur in der Gegend von Susdal einigen Erfolg. Der heilige Leontius, ein Schüler des ehrwürdigen Antonius aus dem Kiewschen Höhlenkloster, fand, als er nach Rostow kam, denselben harten Widerspruch von Seiten der eingefleischten Heiden (als seine Vorgänger). Sie vertrieben ihn aus der Stadt und er musste sich für den Glauben mit apostolischer Geduld waffnen. Er blieb ausserhalb der Stadt und zog durch Wohlwollen zuerst die Kinder an sich, die er zu unterrichten begann. Darüber kamen die alten Heiden wieder in Aufruhr und umringten, vor Wuth schnaubend, den Leontius. Doch sein sanftes Wort des Glaubens hatte für diesesmal noch so guten Erfolg; dass Viele sich taufen liessen. Aber nachher erhoben sich die Heiden wieder, mehr wie einmal, gegen den Prälaten und tödteten ihn zuletzt. Die Rostowsche Chronik spricht von den Früchten seiner Thätigkeit also: »Der heilige Leontius hat die Stadt Rostow durch die Taufe erleuchtet«; der heilige Simon, nachdem er erwähnt, dass Viele aus dem Höhlenkloster Bischofssitze eingenommen hätten, schreibt: »Der erste Priester-Märtyrer war Leontius von Rostow. Ihn auch hat Gott durch Unverweslichkeit verherrlicht und er war der oberste Erzbischof, den die Ungläubigen viel gemartert und erschlagen haben; und dieser war der dritte Himmelsbürger der russischen Welt, nebst jenen Warägern (die unter Wladimir getödtet wurden), die von Christo gekrönt sind.« Der Märtyrertod des heiligen Leontius, und hiemit zugleich auch die Gründung des Christenthums in Rostow fallen ungefähr auf das Jahr 1070. Der Nachfolger des Leontius, der heilige Jesaias, hatte noch

viel zu arbeiten, um das Christenthum im Rostowschen Gebiete auszubreiten. Dieser Streiter Gottes aus dem Höhlenkloster reiste mit der Predigt von Christo an verschiedenen Orten umher, und die Frucht seiner Bemühungen war die Bekehrung vieler Götzenanbeter. Seine Wirksamkeit endete um das J. 1089. Als Rostowscher Prediger des Glaubens ist auch noch der ehrwürdige Abraham bekannt. Seine Lebensbeschreibung sagt, dass zu seiner Zeit am tschudischen Ende Rostow's ein Götzenbild des Wolos (Belus?) gestanden und dass Abraham dasselbe mit einem Stabe zertrümmert habe, der ihm von dem ihm erscheinenden Johannes dem Theologen gegeben worden sei. Die Zeit, wann solches geschah, ist schwer zu bestimmen, aber die Archimandriten-Würde, mit der Abraham bekleidet war, so wie der Fürst vom Susdalschen Wladimir, mit dem er in Verbindung gestanden haben soll, zeigen an, dass es nicht vor Wladimir Monomach 1113—1125) geschah und dass man also noch zu Monomach's Zeiten so fest an Wolos hing, dass zu seiner Zertrümmerung die wunderthätige Hülfe des Apostels Johannes erfordert ward!

Der ehrw. Nestor, nachdem er die heidnischen Gewohnheiten der alten russischen Slawen beschrieben, fügt hinzu: Das thun die Wjatitschen auch noch heute«, d. h. am Ende des 11. Jahrhunderts und Anfangs des 12. — Kursk war schon zu der Jugendzeit des ehrw. Theodosius eine christliche Stadt. Aber die nahe um Kursk liegenden Ansiedelungen der Wjatitschen — Mzensk, Briansk, Koselsk — verblieben heidnisch, bis der ehrw. Kukscha zu ihnen kam. Beseelt von einem heiligen Eifer für den Glauben, verliess er mit seinen Schülern das stille Höhlenkloster, um den groben Heiden die Wahrheit des Himmels zu predigen. Die Predigt ward von Wundern begleitet und die Wunder befestigten in den einfachen Gemüthern den Glauben. Ein grosser Theil liess sich taufen, aber die im Aberglauben Erhärteten marterten den heiligen Prediger zu Tode. »Alle wissen — schrieb Simon über den ehrw. Kukscha — wie er die Teufel ausgetrieben und die Wjatitschen getauft, den Regen herabgefleht, den See ausgetrocknet und viele Wunder verrichtet hat, aber nach vielen Qualen ist er mit seinem Schüler Nicon getödtet worden.« Da Simon — Anfangs Höhlenmönch, aber seit 1215 Bischof

— von Kukscha als von einem spricht, der nicht so kurz vor ihm gelebt habe, dass es nicht nöthig gewesen wäre, auch auf das Zeugniss Anderer hinzuweisen, doch aber auch nicht als von einem so lange schon Verstorbenen, dass eine lebendige Erinnerung seiner sich nicht noch hätte erhalten können, da ferner die Wjatitschen am Ende des 11. Jahrhunderts noch Heiden waren, so muss die Bekehrung derselben sich aller Wahrscheinlichkeit nach im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts vollzogen haben.

Nicht bald feierte das Christenthum seinen Sieg in Murom. Der heilige Gleb, der nicht lange Muromscher Fürst war, erlebte diesen Sieg nicht mehr. Nach seinem Ende blieben die reichen Einwohner des Muromschen Gebietes ohne nähere fürstliche Aufsicht, und da sie Nachbarn der muselmännischen Bulgaren waren, zu Zeiten selbst unter ihrer Botmässigkeit standen, so hielten sie hartnäckig am Heidenthume fest, zum Theil wahrscheinlich selbst an dem Mahomedanismus. »Aber in dieser Stadt, wie wir erfahren haben, wohnten ungläubige Leute, viele und verschiedenartige Heiden«, — so spricht der Biograph des rechtgläubigen Constantin Swätoslawowitsch. Dieser Fürst, der sich zu seinem Theil-Fürstenthume das Muromsche Gebiet erbeten hatte, beschloss — nach derselben Nachricht — dieses Gebiet vom Irrthume zu reinigen. Er schickte seinen Sohn Michaël nach Murom, um das Volk für den heiligen Glauben zu gewinnen und es zur bürgerlichen Unterwürfigkeit zurückzuführen. Aber Michaël wurde erschlagen. Constantin nahm Murom mit bewaffneter Hand ein und bemühte sich lange, auf dem Wege der Liebe und Ueberzeugung das Volk dem Christenthume geneigt zu machen; er hatte aber keinen Erfolg. Die Anhänger des Alten zettelten eine Verschwörung an und beschlossen, den Fürsten zu tödten oder zu vertreiben. Als Constantin solches erfuhr, begab er sich mit dem Bilde der Mutter Gottes zu den Verschwörern, worauf diese verzagten, ihre Gesinnung änderten und selbst um die Taufe baten. Der hoch erfreute Fürst pries Gott, und das Volk ward in dem Flusse Okka getauft. In den Chroniken finden wir um das J. 1092 zu Murom schon eines Klosters, im Namen des Erlösers, Erwähnung gethan. Auf diese Zeit bezieht sich auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, die fromme That des recht-

gläubigen Fürsten, um so mehr, als auch von dieser Zeit an die Reihe der Muromschen Theil-Fürsten — eines Nebenzweiges der Tschernigowschen — beginnt.

Im J. 1147 verliess der Kiewsche Streiter Gottes, der ehrw. Gerasimus, das gluschewsche Kloster zu Kiew, um sich in der wüstesten Gegend damaliger Zeit, am Flusse Wologda, niederzulassen. Er wählte sich eine Stätte »im dichtesten Walde, nahe bei dem Handelsflecken Wologda«, stiftete nicht ohne grosse Mühe ein Kloster und eine Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, und predigte 30 Jahre hindurch den Namen Christi in der Wildniss.

§. 7. Hindernisse des Christenthums.

Schon aus Gewohnheit an dem Althergebrachten, welcher Art dieses auch sein möge, nimmt ein Volk eine neue Gesinnungsart, einen neuen Glauben nicht ohne Bedauern, ja oft nicht ohne hartnäckigen Widerstand an. Aber das Heidenthum schmeichelte überdem noch stets und überall den sinnlichen Begierden. Dasselbe fand auch in Russland statt. Die Gewohnheit und die Begierden der Sinnlichkeit legten dem Fortgange des Glaubens nicht unerhebliche Hindernisse in den Weg. Besonders die Zauberer, diese Freunde der Unwissenheit und der Leidenschaften, waren die schlimmen inneren Feinde der himmlischen Wahrheit in Russland. Sie wollten die Stützen des zusammenbrechenden Heidenthums sein, das ihre Leidenschaften genährt hatte, und gaben sich für Gesandte ihrer Götter aus, für Leute mit ungewöhnlichen Wunderkräften begabt, und so säeten sie in ihrer Umgebung an Stelle der reinen Begriffe des christlichen Glaubens, die alte Saat des Irrthums aus! Nach den Chroniken erregten sie, zum ersten Male im J. 1024, das Volk in Susdal gegen die Weiber. In der zweiten Regierungszeit Isaslaw's zogen sie, von demselben Hasse gegen das weibliche Geschlecht erfüllt, in Begleitung eines Trupps von 300 Menschen, von Rostow bis nach Belosero, indem sie überall die Weiber zu tödten befahlen. Der Bojare Jan vermochte die Bewohner von Belosero, sie einzufangen und vor ihn zu führen. Die Zauberer enthüllten dem Jan ihren Glauben über den Menschen

und über Gott. »Gott — sagten sie — nachdem er sich gewaschen, trocknete sich mit einem Lappen ab und warf denselben auf die Erde. Sodann erfolgte ein Streit Satans mit Gott um die Erschaffung des Menschen; der Teufel schuf denselben, aber Gott legte die Seele in ihn. Unsere Götter enthüllen uns die Geheimnisse u. s. w.« Mit einem solchen Irrglauben an ein dualistisches Princip traten die Zauberer auch an anderen Orten auf, und der Aberglaube erhielt sich durch ihre Anstrengungen noch lange im Volke — hier offener, dort heimlicher. Nur durch die Anstrengungen der Hirten der Kirche wurde ihr Einfluss auf das Volk endlich geschwächt. Im J. 1223 zeigten sich vier Zauberer öffentlich in Nowgorod, aber das Volk ergriff und verbrannte sie, dieselben Nowgoroder, die diesen ähnliche Leute in früherer Zeit mit bewaffneter Hand vertheidigt hatten.

Starke Hindernisse setzten dem Fortgange des Glaubens in Russland die Feinde seiner bürgerlichen Verfassung, die fremdländischen Völker entgegen. Doch auch über sie trug der Glaube zuletzt den Sieg davon.

Im Südosten nahmen die Horden der Polowzer, in der Hälfte des XI. Jahrhundertes, die Gegend zwischen dem Dniepr und Don ein, und später selbst bis zur Wolga. Sie verwüsteten die südlichen Ansiedelungen der Russen, führten die Christen in die Gefangenschaft ab und marterten sie, nicht nur aus natürlicher Wildheit. Von 1091—1094 verwüsteten sie die Städte, die um Kiew lagen, peinigten die Christen grausam und führten eine Menge derselben in harte Gefangenschaft ab. Aber im J. 1095 überfielen sie zu nächtlicher Zeit Kiew selbst, brachen in das Höhlenkloster und dessen Kirche ein, verhöhnten die heiligen Bilder, verbrannten das Kirchengeräth, spieen ihre Lästerungen gegen das Christenthum aus: Wo ist ihr Gott? Möge er ihnen doch helfen! Einige Mönche erschlugen sie, andere führten sie in die Gefangenschaft. Der ehrw. Eustratius wurde nebst 30 Mönchen an einen Korssunschen Juden verkauft. Dieser, um sie zur Verläugnung ihres Glaubens zu zwingen, liess die Gefährten des Eustratius Hungers sterben, ihn selbst aber kreuzigte er zu Ostern, verhöhnte ihn und seinen Glauben und durchstach ihn zuletzt mit einem Speere. Nach der Vorhersage des Märtyrers

mussten die Juden sofort die Zorn-Schale Gottes trinken, aber etliche von ihnen bekehrten sich zu Christo. Zur selben Zeit war der ehrw. Nicon mit vielen anderen Gefangenen bei den Polowzern selbst zurückbehalten worden. Man marterte sie grausam. Nicon ertrug ruhig Hunger, Durst und unbarmherzige Schläge, sprach frei von der Kraft des Glaubens und dass auch er durch diesen Glauben bald die Freiheit erlangen würde. Der Polowzer, um das Entfliehen des Gefangenen zu verhindern, durchschnitt ihm die Sehnen. Aber, wie Nicon gesagt hatte, so geschah es. Der Polowzer begegnete dem Nicon bald darauf im Höhlenkloster. Tief erschüttert von desselben wunderbarer Befreiung, kehrte er schon nicht mehr zu den Seinen zurück und liess sich mit Frau und Kindern taufen. Die Geduld der Christen, der feste Glaube derselben unter allen Qualen, der wunderbare Sieg, den man im J. 1111 über die Polowzer davontrug, von dem sie selbst gestanden, dass er den Christen nur durch himmlischen Beistand zu Theil geworden sei, — verfehlten nicht, eine dem Glauben günstige Wirkung auf die Polowzer zu üben und einige von ihnen nahmen das Christenthum an. So sehen wir unter den Gesandten derselben, die 1147 nach Kiew kamen, einen Polowzer Basil, ebenso Polowzische Fürstinnen, die sich mit russischen Fürsten verehelichten, das Christenthum annehmen und durch ihre Verbindungen den Widerwillen abschwächen, den die wilden Polowzer gegen den heiligen Glauben hatten.

Die Bulgaren, die nach Osten hin der Russen Nachbarn waren, brachen, theils weil sie aus einem Gemisch von Tschuden und Slawen bestanden, theils weil sie grosse Neigung zum Handel hatten, häufig den Frieden mit den Russen. Dem Fürsten Andreas Bogoljubsky gelang es oft, Bulgaren durch seine Ueberredungen zur Taufe zu bewegen, und nicht nur Gefangene, sondern auch solche, die aus freiem Antriebe zu ihm nach Bogoljubow oder Wladimir gekommen waren. Er taufte überhaupt viele Heiden, wahrscheinlich Tscheremissen und Mordwinen, die unter der Herrschaft der Bulgaren standen; er taufte auch Juden, die jeden Handelsort zu ihrem Aufenthalte wählen und somit auch Bolgar bewohnten, eine ansehnliche Stadt, die heute nur noch aus ihren Ruinen bekannt ist. Die mahomedanische Religion erlaubte je-

doch den Bulgaren nicht, den Erfolgen des Kreuzes Christi ruhig zuzusehen, sondern sie vergossen vielmehr das Blut der treuen Bekenner Christi. Der heilige Abraham, selbst Bulgare und reicher Kaufmann, starb als Opfer ihres Hasses gegen Christum. Nach der Stadt Bolgar gekommen, ward er — einzig wegen des Glaubens an Christum — ergriffen. Viele Tage hindurch versuchte man, ihn bald durch Schmeicheleien, bald durch Martern zur Verläugnung des Gekreuzigten zu bewegen; er blieb aber unerschütterlich und ward (1229) enthauptet. Russische Christen — sagt die Chronik — legten seinen Leib in eine Gruft, wo alle Christen ruhen. Ob diese verstorbenen Christen aus den Bulgaren oder den Russen gewesen seien, deutet die Chronik weiter nicht an, sie bemerkt nur, dass der Herr das Blut seines Märtyrers gerächt habe. Zuerst brannte die eine Hälfte der Stadt ab, sodann brach auch in der anderen zwei-, dreimal täglich Feuer aus; viele Waaren verbrannten und nur wenig wurde vor dem verzehrenden Feuer gerettet. Erschreckt durch dieses Unglück, baten die Bulgaren im folgenden Jahre (1230) bei dem Susdalschen Fürsten um Frieden, nachdem sie sechs Jahre mit den Russen Krieg geführt hatten. Die Reliquien des heiligen Märtyrers wurden ehrenvoll nach Wladimir herübergebracht.

Im Nordosten gaben die Tschuden, Wotjaken und Tscheremissen dem Christenthume auch nicht immer Ruhe. Im J. 1174 entschlossen sich einige Hundert Nowgoroder, sich im Wjatkaschen Gebiete anzusiedeln. Sie begannen ihr Unternehmen in frommer Gesinnung; sie fasteten mehrere Tage hindurch, beteten und riefen die heil. Fürsten Boris und Gleb zum Beistande an. Am Gedächtnisstage derselben erhielten sie denn auch das, was sie verlangten, indem sie die auf einem Berge befestigte Stadt Bolwanowsk einnahmen, eine Stadt, die ihren Namen wahrscheinlich von dem in ihr aufgestellten Götzenbilde (Bolwan) erhalten hatte. Zu derselben Zeit erbaute eine andere Abtheilung dieser Auswanderer die Stadt Chlynow, mit einer Kirche im Namen der Mutter Gottes. Die Auswanderer übertrugen die Regierung ihrer Republik der Geistlichkeit, und das Christenthum begann sich allmählig unter den wilden Bewohnern jener Gegend auszubreiten.

In Norden waren die Sawolokischen Tschuden und Ingrier (Ostjaken), von Belosero an bis zum Flusse Petschora, ihrem Götzen Jumol eifrig ergeben. Aber im 12. Jahrhunderte hatten die Nowgoroder Ansiedler schon Klöster an den Ufern der Dwina, was nicht ohne Einfluss auf die wilden Landesbewohner blieb. In das Karelische Gebiet (einen Theil des heutigen Finnlandes) sandte der Nowgorodsche Fürst Jaroslaw im J. 1227 eine Mission von Priestern. Die Karelen waren seit langer Zeit schon unter der Botmässigkeit der Nowgoroder und durch ihre Bekanntschaft mit den Russen ohnehin für den heiligen Glauben disponirt. Darum tauften die Priester, ohne alle Zwangsmassregeln, fast alle Karelen.

Im Westen Russlands waren die Litthauer und Letten den Polozkischen Fürsten tributpflichtig, während die Tschudischen Stämme sich in Abhängigkeit von Nowgorod befanden. Ihr Tribut kam aber Russland theuer zu stehen. Bei jeder Gelegenheit fielen die einen oder die anderen, zuweilen auch beide gemeinschaftlich, in die russischen Ansiedelungen ein, plünderten, sengten und erschlugen die Christen. Doch feierte das Christenthum den Sieg auch über diese Stämme. Die russischen Fürsten ergriffen keine Gewaltmassregeln zu Gunsten des Glaubens, wie die uneigennützigen (?) Vasallen des Papstes. Jaroslaw I. gründete unter den Tschuden die Stadt Jurjew-Dorpat mit einer Kirche im Namen des Märtyrers Georg, und diese Kirche ward zu einer Pflanzschule des Glaubens. Die Priester aus Pskow reisten zu den Esthen und den ihnen benachbarten nördlichen Letten mit der Predigt des Glaubens. Gegen Ende der vor-mongolischen Periode machte der reine griechische Glaube hinlängliche Fortschritte in jenen Gegenden. In der Mitte des 12. Jahrhunderts bildeten sich an den Ufern der Düna zwei besondere Polotzkische Fürstenthümer, mit christlichen Tempeln, und das Christenthum gewann nicht wenige Bekenner unter den Litthauern, aber noch mehr unter den Letten.

§. 8. Ursachen der friedlichen und schnellen Ausbreitung des Christenthums in Russland.

Ungeachtet der Hindernisse, die der reine, heilige Christenglaube auch in Russland fand, giebt es dennoch kein Land, wo das Christenthum sich im Ganzen doch so friedlich und schnell festgesetzt hat, als gerade in Russland. Wie viel Blut musste vergossen werden, bevor das Christenthum in Preussen, Schweden, Amerika eingeführt werden konnte! Welche Kämpfe und Leiden mussten die Bekenner des christlichen Namens unter den Griechen und Römern bestehen! In Russland war das ganz anders. Zu der friedlichen und schnellen Ausbreitung des Christenthums in Russland trugen bei:

a. Der russische Volkscharakter, der immer sanftmüthig und selbst vom Heidenthume nicht verdorben war. Das, was die Fürsten und Bojaren erwählt haben — so urtheilte das Volk zu Kiew — das muss gut sein, und so nahm es aus Ergebenheit gegen den geachteten Fürsten die Taufe an. Weder diese Sanftmuth, noch die Bereitwilligkeit des Volkes, den neuen Glauben ruhig anzunehmen, hätten stattfinden können, wenn das Heidenthum die Sitten des russischen Volkes in demselben Grade verdorben hätte, als dies bei den Griechen und Römern der Fall war. Im russischen Volke waren noch viele gute Eigenschaften zurückgeblieben, Eigenschaften der unverdorbenen menschlichen Natur.

b. Andererseits hatte sich Russland ein ganzes Jahrhundert hindurch auf das Christenthum vorbereiten können, was ohne Zweifel von grossem Gewichte für die Zeit Wladimir's war.

c. Doch lebten die westlichen Slawen ganze Jahrhunderte hindurch in der Nachbarschaft abendländischer Christen, während die östlichen auf drei Seiten vom Heidenthume eingeschlossen waren. Ungeachtet dessen, dass die Russen und westlichen Slawen ein und dasselbe Volk sind, dass sie denselben Charakter der Sanftmuth und Friedensliebe besitzen, sind doch unter den westlichen Slawen die lateinischen Missionäre durch die Wuth des erbitterten Volkes zu Grunde gegangen, die Slawen

haben in ihrem eigenen Blute geschwommen, aber sind doch bei ihren Göttern verblieben. Das beweist, dass der sanftmüthige Volkscharakter allein nicht genügte, dass es auch nicht genug war, dass von Ascold's Zeiten an das Christenthum in Kiew Wurzel gefasst hatte. Wessen bedurfte es denn noch, damit das Christenthum so angenommen werde, wie es vom russischen Volke angenommen worden ist? Dazu war es erforderlich, dass das Evangelium so gepredigt werde, wie es von den Aposteln, wie es von der morgenländischen Kirche gepredigt worden ist. Zwei Umstände unterscheiden die griechischen von den lateinischen Missionären. Die letzteren predigten den Glauben mit dem Schwerte in der einen und der lateinischen Bibel in der anderen Hand. Aber weder das Eine noch das Andere fand im Osten statt. In Russland umgürtete die evangelische Predigt ihre Prediger nicht mit dem Schwerte, sie vergoss kein Blut, zündete keine Scheiterhaufen an. Der griechische Prediger kam zu Wladimir nicht mit einem Kriegsheere, sondern mit dem Bilde des schrecklichen Gerichtes Gottes; er hatte es nur mit der Seele zu thun. Seine Macht bestand nur in der Kraft des göttlichen Wortes. Er setzte das Gewissen in sein Recht über die Leidenschaften und Verirrungen wieder ein, er forderte keine zeitlichen Vortheile, seine Predigt belastete Niemanden mit der Unterwerfung unter eine neue irdische Macht, ausser der einen, gesetzlichen. Ein Occidentale (Adam von Bremen — um 1070 — Histor. eccles. 3, 25) des 11. Jahrhundertes schrieb selbst: »Die baltischen Slawenstämme würden ohne Zweifel längst schon zum christlichen Glauben bekehrt sein, wenn dem nicht die Gewinnsucht der Sachsen im Wege stände, deren Seele mehr Lust zu den »Morden Landes« verspürt, als zu der Bekehrung der Heiden. Sie haben die neubekehrten Christen in Slavonien zuerst durch ihre Gewinnsucht aufgewiegelt, sodann die Unterworfenen durch ihre Härte zur Empörung getrieben, und jetzt suchen sie nur Geld und kümmern sich in ihrer Fahrlässigkeit wenig um das Heil derer, die etwa glauben wollten.« Im Osten übersetzte man die Bibel für die Syrer in's Syrische, für die Kopten ins Koptische, für die Perser ins Persische u. s. w. »Die Syrer — sagt Chrysostomus (Homil. ad Evang. Johann., Opp. 8, 10), die Aegypter,

die Indier, die Perser, die Aethiopen und unzählige andere Völker erlernten, trotz ihrer Roheit, die Lehren der Apostel, die sie in ihre Sprache übertrugen.« Im Besitze einer in der Sprache des aufzuklärenden Volkes geschriebenen Bibel findet der Prediger, wenn er auch selbst die Sprache nicht verstehen sollte, doch willige Aufnahme bei dem Volke, dem er statt seiner Predigt die Predigt Gottes vorlegt; statt seiner spricht die Bibel zur Seele des Heiden und spricht besser, als irgend ein Prediger es vermöchte. So war es in Russland. Die Uebersetzung der heiligen Bücher war für dasselbe bereits fertig, sie war das Werk der heiligen Cyrillus und Methodius. Das war eine Erleichterung für die Prediger, das war ebenso eine Erleichterung auch für das Volk.

II. Die Lehre.

§. 9. Schulen in Kiew und Nowgorod.

Der christliche Glaube ist das Licht und liebt das Licht, er hemmt nicht, sondern er entwickelt das Streben unserer Seele zur Wahrheit. Ein solcher war er überall und als ein solcher trat er auch in Russland auf. Wladimir der Grosse, unmittelbar nachdem die Taufe des Volkes in Kiew vollzogen war, »befahl die Kinder angesehner Leute zu versammeln und sie zu unterrichten.« Das Heidenthum hatte die Liebe zur Finsterniss genährt, darum erschien die Wohlthat Wladimir's als ein Unglück. Vornehme Frauen, bei denen man die Kinder wider Willen zum Unterrichte nahm, beweinten dieselben als Gestorbene, »weil sie im Glauben noch nicht befestigt waren« sagt der kluge Chronikenschreiber. Ungeachtet dessen wurde im Jahre 1025, unter Jaroslaw, auch in Nowgorod eine Schule errichtet. »Nachdem er von den Aeltesten und Presbytern 300 Kinder versammelt hatte, befahl er sie in den Büchern zu unterweisen.« »Und sein (des Bischofes Joachim) Schüler Ephrem war derjenige, der uns unterrichtete«, fügt einer der Zöglinge der Nowgorodschen Schule hinzu. Diese Schulen hatten zur Aufgabe, nicht nur würdige Diener des Glaubens vorzubereiten, sondern auch christliche Gesinnung und

christliches Gefühl mehr und mehr zu verbreiten und im Volke Wurzel fassen zu machen, dagegen aber Aberglauben und Unwissenheit auszurotten. Das geht schon aus der Klasse des Volkes hervor, aus welcher die zum Unterrichte bestimmte Jugend genommen wurde, wie es andererseits auch die Chroniken klar anzeigen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, dass auch in anderen Städten, besonders da, wo Bischofssitze waren, ähnliche Schulen eingerichtet worden sind. In Kursk gab es schon 1032 Lehrer, bei denen der junge Theodosius zugleich mit anderen Kindern unterrichtet wurde. »Jaroslaw — schreibt Nestor — befahl den Priestern die Leute zu unterrichten, wie ihnen dies von Gott aufgetragen sei.« Auch die Bischöfe erinnerten die Priester an diesen göttlichen Auftrag. »Ich bitte Euch — sprach der Prälat Cyrillus von Turow — eifrig die heiligen Bücher zu lesen, damit Ihr, Euch mit dem Worte Gottes sättigend, eines heiligen Eifers für die unaussprechlichen Güter theilhaft werden möget.« Unter den Fürsten, die mit aller Wärme der Liebe für die Einführung und den Fortbestand der Schulen wirksam waren, sind zu erwähnen: der Smolenskische Fürst Rostislaw († 1180), der Galitzische Fürst Jaroslaw, der seines hellen Verstandes wegen der Scharfsinnige benannt wurde, und der Rostowsche Fürst Constantin († 1218).

§. 10. Verkehr mit Griechenland. Sammlung von Büchern und Uebersetzungen.

Als Mittel zur Verbreitung christlicher Aufklärung in Russland dienten noch die Sammlung von Büchern und die Uebersetzung der Denkmale morgenländischer Rechtgläubigkeit, so wie nicht minder der lebhafte Verkehr mit Griechenland.

Der Verkehr Russlands in seiner ersten Periode mit Griechenland machte dieses letztere unter den Russen so bekannt, dass selbst das gemeine Volk die griechische Sprache einigermassen verstand. So recitirte es z. B. bei feierlichen Gelegenheiten das Gebet »Kyrie eleison« auf Griechisch, so wie es die Kathedralkirche zu Kiew »Katholikä« nannte. Die russische

Geistlichkeit gewann unter der Aufsicht eines griechischen Metropoliten eine feste Gedankenrichtung auf die Rechtgläubigkeit und eine genaue Kenntniss von den Schicksalen der Kirche.

»Jaroslaw — schreibt Nestor — liebte die Bücher sehr, las selbst fleissig Tag und Nacht, versammelte viele Schreiber und liess aus dem Griechischen in die slavonische Sprache übersetzen. So wurden viele Bücher übersetzt, durch welche die Gläubigen Aufklärung gewannen und sich an der göttlichen Lectüre ergötzten . . . . . Sein Vater Wladimir hatte, indem er das Land durch die heilige Taufe erleuchtete, den Acker aufgepflügt und zubereitet, aber dieser streute den edlen Samen guter Worte aus den Büchern in die Herzen der Gläubigen . . . . Aus Liebe zu den Büchern schrieb er viele von ihnen ab und legte sie in der heiligen Sophienkirche nieder.« Durch eine eben so warme Liebe zur Aufklärung zeichnete sich auch Swätoslaw — der Sohn Jaroslaw's — aus, der seine Vorrathskammern mit Büchern füllte. Aehnliches sehen wir bei vielen anderen Fürsten.

Dass die Hirten der Kirche es sich angelegen sein liessen, belehrende Schätze für das Volk zu sammeln, versteht sich von selbst und bedarf hier keiner ausführlichen Erwähnung. Gar zu bekannt ist es auch, dass die frommen Mönche das Abschreiben allgemein nützlicher Bücher in die Zahl ihrer frommen Werke aufnahmen. Schön ist die Erzählung Nestor's von den ehrwürdigen Nicon, Theodosius und Hilarion, dem Schüler des Theodosius. »Häufig — sagt er — ereignete es sich, dass wenn der grosse Nicon dasass und Bücher machte (einband), der selige Theodosius in seiner Nähe sass und Bindfäden spann, die zu diesem Werke nöthig waren; so gross war seine Einfachheit und Demuth . . . . . Hilarion war sehr geschickt Bücher zu schreiben; jeden Tag und jede Nacht schrieb er in der Zelle unseres seligen Vaters Theodosius Bücher, während dieser mit seinen Lippen den Psalter sang, aber mit seinen Händen geschorene Wolle spann, oder irgend etwas in dieser Art verrichtete.«

Aus den auf uns gekommenen Zeugnissen frommen Eifers für die Aufklärung ersehen wir, dass sich derselbe zur Hauptaufgabe die Verbreitung der Kenntniss von den Gegenständen der christlichen Lehre gemacht hatte, von denjenigen Gegenständen,

die eine direkte, nothwendige Beziehung zum ewigen Heile der Seele haben. So war man mit Eifer bemüht, die Schriften der Kirchenväter abzuschreiben und zu übersetzen, so wie nicht minder das Leben berühmter Heiligen*). Zugleich enthalten einige Bücher jenes Alterthums auch rein gelehrte Gegenstände, Gegenstände der Rhetorik, Philosophie und allgemeinen Geschichte. So enthält das für den Grossfürsten Swätoslaw geschriebene Sammelwerk ausser theologischen und philosophischen Gegenständen, auch Regeln der Rhetorik, die von Georgius dem Cherobosker verfasst sind.

Die Fürsten sowohl wie die Hirten der Kirche scheuten keine Opfer und Mühe, um aus Bulgarien die Bücher zu erhalten, welche die unsterblichen Aufklärer der Slawen und ihre würdigen Schüler hinterlassen hatten. Damals glaubte man aber nicht, dass es Sünde sei, ein Wort mit einem anderen deutlicheren, ein bulgarisches mit einem russischen Worte zu vertauschen. »Swätoslaw, der regierende Gebieter — schreibt sein Djak (Secretair) — da er eifrig wünschte den in der Tiefe dieser schwer verständlichen Bücher verborgenen Sinn zu entdecken, befahl meiner Weisheit, Abänderungen in der Redensart zu machen, dabei aber doch den Sinn aufrecht zu erhalten.«

§. 11. Uebersetzung der Bibel und Auslegung derselben.

Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für die Christen war unstreitig das Wort Gottes.

In der Vorrede der Ostrogschen Bibel heisst es, dass die Herausgeber die unter Wladimir dem Grossen übersetzte Bibel in Händen gehabt hätten. Eine solche Behauptung hat aber nur aus ungenügender Sachkenntniss hervorgehen können, wie Aehnliches damals auch in anderen Beziehungen vorkam. Wenn die

*) Bis zum Einfalle der Mongolen existirten in Russland — in slavonischer Uebersetzung — Schriften von Basilius d. Grossen, Joh. Chrysostomus, Gregorius d. Theologen, Johannes Damascenus, Cyrillus von Jerusalem, Athanasius gegen die Arianer, Athanasius dem Sinaiten, Theodor dem Studiten, Ephrem dem Syrier u. a. m.

Bibel unter Wladimir übersetzt worden wäre, so hätte der ehrw. Nicon — der nicht zu ferne von den Zeiten Wladimir's lebte — davon Kenntniss haben müssen und, als erfahrener Beurtheiler wichtiger Ereignisse, ein so folgenreiches Werk gewiss nicht verschwiegen. Im Gegentheile aber sagt er: »Zum erstenmale sind die heiligen Bücher in Mähren übersetzt worden, und diese Sprache wurde die slavonische genannt, die auch noch in Russland gebräuchlich ist,« und giebt damit zu verstehen, dass man in Russland dieselbe Uebersetzung gebrauchte, welche durch die unsterblichen Aufklärer der Slawen, Methodius und Cyrillus, ausgeführt worden war. Die alten Abschriften der heiligen Schrift stellen aber keine neue Uebersetzung der Bibel zu den Zeiten Wladimir's dar. Wenn wir von der Bibel zu den Zeiten Wladimir's als von derselben sprechen, die von den heiligen Cyrillus und Methodius übersetzt worden war, so haben wir dabei zu bemerken: a) dass Methodius — nachdem auserlesene Stellen des alten und neuen Testamentes, für den Gebrauch beim Gottesdienste, von ihm und Cyrillus übersetzt worden waren — alle kanonischen Bücher alten und neuen Testamentes, nicht aber die apokryphischen Bücher übersetzte; b) dass diese selben Bücher auch in der russischen Kirche der ersten Periode abgeschrieben wurden, wovon uns die alten Abschriften der biblischen Bücher selbst, ebenso wie die Schriften der damaligen russischen Lehrer aufs bestimmteste vergewissern.

Nichts desto weniger haben sich, nach Wladimir dem Grossen und bis zur Mongolenzeit, fromme und aufgeklärte Männer bei uns die Verbesserung der Uebersetzung der kanonischen Bücher angelegen sein lassen — und nicht nur haben sie die slavonischen Abschriften mit einander verglichen, um etwaige Fehler der Abschreiber berichtigen zu können, sondern sie haben auch die frühere Uebersetzung an dem Urtexte geprüft. Das Letztere kann eine Vergleichung der slavonischen Abschriften mit dem griechischen Texte ausser allen Zweifel setzen. Ein sehr wichtiger und der Beachtung der folgenden Jahrhunderte sehr zu empfehlender Umstand, wo man zu glauben begann, dass durch die Veränderung eines Buchstabens der Glaube und das Heil verrathen würden.

Für den Fürsten von Nowgorod, Wladimir Jaroslawowitsch, waren im J. 1030 die prophetischen Bücher mit Auslegungen niedergeschrieben worden. Die Auslegungen gehören verschiedenen Vätern und Lehrern der griechischen Kirche an. Bis auf unsere Zeit sind einige Abschriften des für diesen Grosssohn des apostelgleichen Wladimir geschriebenen Manuskriptes erhalten worden. Ein werthes Zeugniss dafür, dass schon das frühe Alterthum bemüht war, die Schrift zu erforschen. Und dies ist nicht das einzige Zeugniss. Auch der Psalter mit Auslegung des Athanasius, so wie der Psalter mit Auslegung des Theodoret, — waren der Gegenstand aufmerksamen Studiums.

§. 12. Die Lehrer der russischen Kirche.

Sowohl die Klugheit wie die christliche Demuth verlangten, dass die russischen Lehrer die nöthige Anleitung in der Erfahrung hervorragender Kirchenväter suchten, wie eines Gregorius, Basilius, Johannes. Und dieser Anforderung entsprachen sie gewissenhaft. Wie aber einerseits der Dienst, den die Lehrer der Kirche Gott darzubringen haben, mit freiem Bewusstsein geübt, nicht aber als mechanisches Gedächtnisswerk betrieben werden soll, so verlangt andererseits auch der von ihnen zur Erkenntniss zu führende Mensch eine entsprechende Anwendung der evangelischen Lehre auf seine verschiedenartigen, durch die Umstände bedingten Lebenslagen. In der einen wie in der anderen Beziehung hätte es von Seiten der russischen Kirchenlehrer nicht genügt, wenn sie den Gliedern der russischen Kirche nur das geboten hätten, was einst den griechischen Christen unter anderen Umständen, bei anderen Bedürfnissen der Zeit gesagt worden war. Um aber in Russland selbstständige Lehrer bilden zu können, wurden Bildungsmittel verlangt, deren es jedoch in Russland, welches durch die Zwietracht der Fürsten erschöpft war, nicht viele gab. Die lebendigen Beispiele geistlicher Bildung wären ebenfalls von grossem Gewichte für die Ausbildung russischer Lehrer gewesen; aber leider gab es damals in Griechenland, wohin sich die Aufmerksamkeit natürlicher Weise wenden musste, solcher Beispiele nicht viele. Griechenland hatte

wohl Prediger, aber nicht sehr tüchtige, und selbst dieser gab es wenige. Es hatte Historiker, die aber meist nur eine trockene Rekapitulation von Jahreszahlen und geringfügigen Begebenheiten boten. Es hatte Biographen, aber mit überfliessendem Wortschwalle, ohne Kraft der Gedanken. Ausleger der heiligen Schrift gab es gar nicht, selbst keine strengen Dogmatiker, wenn man die Polemiker gegen das Abendland ausschliesst. So war die damalige Zeit! Bewährten Mustern folgend, wählte man in Russland zu Gegenständen wissenschaftlicher Beschäftigung dieselben, die das Beispiel jener an die Hand gab. So konnte die russische Kirche in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestehens Lehrer und Prediger, konnte Chronikenschreiber und Biographen aufweisen. Was aber den russischen Lehrern an äusseren Hülfs- und Unterstützungsmitteln abging, das ersetzte — Dank der Gnade Christi — die eigene Befähigung, das ergänzte die lebendige Frömmigkeit, das verlieh die Gnade Gottes, welche der russische gottesfürchtige Sinn auf sich herabrief.

Die Zahl der russischen Lehrer in der ersten Periode der russischen Kirche erweist sich, nach den bis auf unsere Zeit erhaltenen Zeugnissen, als eine beträchtliche. Uebergehen wir auch die Unterweisungen des ehrw. Theodosius, des Bischofes Lucas von Nowgorod, des Metropoliten Nicephorus — der Russe nach seiner Gesinnung, wenn auch nicht nach seiner Abkunft war — und einiger Anderen, so verdienen doch der ehrw. Nestor als Historiker, Cyrillus von Turow als Prediger, Simon als erbaulicher Erzähler und der Metropolit Hilarion als Lehrer des Glaubens mit Recht einer besondern Erwähnung.

§. 13. Der ehrwürdige Nestor.

Der ehrw. Nestor, der Chronikenschreiber, von Geburt nicht Grieche — denn er erlaubte sich zu sagen: »die Griechen sind Schmeichler bis auf den heutigen Tag« — sondern ohne Zweifel aus Kiew gebürtig, trat 17 Jahr vor dem Tode des ehrw. Theodosius (1073) in's Höhlenkloster und — von Stephan eingekleidet — ward er von diesem auch des Amtes eines Diaconus für würdig befunden. Diese frühe Einkleidung und Weihe zum Diaconen-

Amte beweisen, dass Nestor schon vor seinem Eintritt in's Kloster gute Fortschritte in der geistlichen Bildung gemacht haben musste. Er verdankte dieselbe vorzüglich vielem Lesen von Büchern, das er auch im Kloster, auf Geheiss des Theodosius, fortsetzte. Zum Beweise seiner Fortschritte in dem Streben nach geistlicher Vollkommenheit kann der Umstand dienen, dass er auch an den Gebeten Theil nahm, welche die Heilung des Gottesstreiters Nicetas von teuflischer Verführung bewirkten. Auch war er im J. 1091 der Erste, der die Reliquien des ehrw. Theodosius enthüllte. Sein Tod erfolgte wahrscheinlich um 1114.

Die russische Chronik, in welcher Nestor die Zeitumstände der Russen von 852—1113 beschreiben wollte, die er jedoch nur bis auf das Jahr 1110 zu führen vermochte, ist ein schönes Denkmal so wohl der Gottesfurcht Nestor's und seines seltenen Verstandes, wie auch seiner reichen Erfahrung und ungewöhnlichen Begabung. Nestor, dem die griechischen Chroniken, die vaterländischen Traditionen und die Kenntnisse der Zeitgenossen zu Gebote standen, benutzt die Quellen mit der grössten Vorsicht und Sachkenntniss, spricht von den alten Zeiten nur kurz, behandelt dagegen die ihm nahe stehenden Zeiten mit Ausführlichkeit. Auf jeder Seite der Chronik ist die gewissenhafte Aufmerksamkeit wahrzunehmen, die er der geschichtlichen Wahrheit zollt. Wenn die Zuverlässigkeit eines entfernteren Ereignisses nicht durch unbezweifelbare Zeugnisse verbürgt ist, so wahrt er die Verantwortlichkeit seiner Erzählung durch ein hinzugefügtes »man sagt.« Die Erzählung Nestor's athmet — trotz aller Trockenheit einer Chronik — doch das Leben christlichen Gefühles. Er ist der andächtige Zuschauer des unsichtbaren Waltens einer göttlichen Vorsehung. Von der Erzählung geht er zu überlegender Betrachtung über und wiederholt nicht selten die Unterweisungen des göttlichen Wortes. Die Charaktere zeichnen sich bei ihm mit grosser Treue, so wohl aus der Erzählung, wie noch mehr aus den Gesprächen der handelnden Personen selbst. Diese Eigenschaften des Chronikenschreibers erhöhen das Verdienst Nestor's um so mehr, als einige von ihnen den gleichzeitigen Chronographen des Westens ganz abgehen, andere durch tadelnswerthe Nebenumstände verdunkelt werden.

Vor der Chronik schrieb der ehrw. Nestor über den Märtyrertod der Fürsten Boris und Gleb, unter anderen auch zu dem Zwecke, um eine »nützliche, den Gehorsam der Jüngern gegen die Aelteren erweckende Lektüre« an die Hand zu geben. Der erste Theil dieser Erzählung spricht, nach einer ausführlichen Einleitung, von dem Leben und Märtyrertode der Fürsten, so wie dem Hinübertragen der Reliquien des Fürsten Gleb im J. 1019 nach Wischgorod, der zweite giebt Nachricht von den Wundern und dem Hinübertragen der Reliquien in die — von Jaroslaw erbaute und von Isaslaw erneuerte — Kirche.

»Nachdem ich von dem Leben, dem Tode und den Wundern der Fürsten Boris und Gleb geschrieben, habe ich — sündiger Nestor — mich veranlasst gesehen, mich auch zu einer anderen Erzählung zu wenden« — so spricht der demüthige Nestor, und beschreibt ausführlich das Leben des ehrw. Theodosius. Diese Beschreibung ist so lebendig und anziehend, so klar und genau, sie zeichnet die Charaktere so scharf und treu, dass sie mit vollem Rechte zu einem Muster für Biographieen genommen werden kann.

§. 14. Der heilige Cyrillus von Turow.

Der heilige Cyrillus, Bischof zu Turow, der Sohn reicher Eltern, wurde, nachdem er seiner reichen Erbschaft entsagt hatte, Mönch im Kloster zu Turow, und schloss sich später in eine Säule ein, nach dem Beispiele des grossen Styliten Simeon. Die Heiligkeit seines Lebens lenkte bei einer neu zu treffenden Bischofswahl die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Der Fürst wie das Volk drangen mit Bitten in ihn, die bischöfliche Würde anzunehmen. In dem Bischofsamte unterliess Cyrillus keineswegs die Werke der Frömmigkeit, fügte aber diesen noch den Eifer für das Heil Anderer hinzu. Die Lehre, mit der er seine Heerde unterwies und erbaute, machte ihn so berühmt, dass auch der Grossfürst Andreas Bogoljubsky dieselbe zu lesen begehrte. Der Unterhaltung mit dem Herrn im Gebete besonders ergeben, gab er im J. 1182 sein Bischofsamt auf, sagte sich aber nicht zugleich von der Liebe zu den Brüdern los, sondern schrieb für

den unerwartet aus der Weltgeistlichkeit zum Vorsteher des Höhlenklosters gewählten Basilius und für die Brüderschaft eine belehrende Anweisung. Der bischöfliche Gottesstreiter starb nicht vor 1183.

Aus einer alten handschriftlichen Biographie des Prälaten geht hervor, dass er Reden zu den Festtagen des Herrn geschrieben hat. Auch auf uns sind etwa eilf Festreden des heiligen Cyrillus gekommen, und diese rechtfertigen vollkommen den Namen des russischen Chrysostomus des 12. Jahrhunderts, den man ihm gegeben hat. Sie erinnern nicht nur an die Beredtsamkeit, sondern athmen auch, was wichtiger ist, den Geist des Chrysostomus, seine Liebe zum Worte Gottes und seine Sorgfalt für das Heil Anderer. Der heilige Cyrillus erklärt ebenfalls in seinen Reden die evangelischen Erzählungen, indem er ihren Geist in Bildern einer lauteren Einbildungskraft und eines tiefen Gefühles anschaulich macht. Seine Liebe zum Worte Gottes drückt sich besonders in der schönen Rede auf die 5te Woche nach Ostern aus. »Sagt mir, Brüder, wenn Jemand beim Aufgange der Sonne die Augen zudrückte, weil er dieses Licht nicht sehen will, und dann spräche, die Finsterniss sei besser für ihn denn das Licht, würde irgend Jemand einen solchen wohl bemitleiden, und ihm nicht vielmehr gram werden und sich von ihm abwenden? . . . . Das Wort Gottes wird in der Schrift Licht genannt . . . . Ich frage Euch nochmals, antwortet mir . . . . wenn ich Euch jeden Tag Gold und Silber, Meth und Bier austheilte, würdet Ihr da nicht selbst herbeikommen und — ohne eines Rufes zu harren — einer dem anderen zuvorzukommen suchen? Jetzt aber theile ich Euch das Wort Gottes aus, besser als Gold und Edelsteine, süsser als Meth und Honigseim, — und Ihr beraubt Euch desselben, indem Ihr nicht zur Kirche kommt. Ich nehme das Wort nicht aus dem eigenen Herzen, in der Seele des Sünders wird kein gutes Werk, kein nützliches Wort geboren, die Erzählung, die ich Euch vorlege, habe ich dem heiligen Evangelio entnommen« u. s. w.

Die Reden des heiligen Cyrillus sind — nach den Handschriften — unter die Reden aufgenommen worden, welche zum Vortrage in den Kirchen bestimmt waren, und sind auch nach

Cyrillus wirklich in den Kirchen vorgelesen worden. Hat nun aber der Prälat seine Reden selbst in der Kirche als Predigten gehalten, oder sie nur niedergeschrieben, zum Gebrauche besonderer Unterweisung? Diese Frage ist in mehrfacher Beziehung wichtig.

Des heiligen Cyrillus Reden selbst geben dem Zweifel keinen Raum, dass er sie nicht öffentlich in der Kirche allem Volke gepredigt haben sollte. In der Rede auf Ostern heisst es: »Und siehe heute, wie in Galiläa, haben wir uns in der heiligen Kirche versammelt« u. s. w. In anderen beklagt er sich bald über die, die nicht gekommen sind die Lehre anzuhören, und bittet die Anwesenden in der Kirche, sie möchten die Abwesenden ermahnen das Gleiche zu thun, bald stellt er sich als einen zum Kreise von Brüdern Redenden dar und sagt: »Ich hatte gehofft, Freunde und Brüder, Euch allwöchentlich in der Kirche zu versammeln.« Cyrillus war also im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kirchenprediger.

Das noch heute bekannte Gleichniss von der Allweisheit und die Rede von den Prüfungs-Stufen gehören allerdings zu den »der Seele nützlichen Reden«, die in der alten Erzählungen-Sammlung aufgenommen waren. Das sind aber auch schon keine in der Kirche gehaltenen Reden, von denen sich diese »Reden« wesentlich unterscheiden. In diesen beiden Unterweisungen führt der heil. Cyrillus ein Gespräch mit einem Bruder. Hierher gehört auch seine Erzählung von dem Weltgeistlichen, die er für den Abt Basilius schrieb, und seine Erklärung des Standes der Mönche mit ausgezeichneten Gedanken über das Mönchsleben.

Endlich fand sich, ausser den Gebeten des heil. Cyrillus, auch sein »grosser Kanon (Gesang) an den Herrn« in der alten Erzählungen-Sammlung. Dieser Busskanon, der auch heute noch aus Handschriften bekannt ist, verdient vollkommen den Namen »des grossen«, nicht etwa seiner Ausdehnung wegen, die im Gegentheile sehr gering ist, sondern wegen der Fülle und Tiefe des Gefühles. Er ist ein aufrichtiges und bitteres Weinen der Seele um ihre Sünden vor dem Herrn. Die alte Erzählungen-Sammlung bemerkte, dass denselben »die gläubigen Russen, auch

bis heute zu, singen«. Es wäre zu wünschen, dass man von diesem Kanon — der viele der griechischen übertrifft — dasselbe auch heute noch sagen könnte!

§. 15. Der heilige Simon, Bischof zu Wladimir.

Simon war der erste Bischof zu Susdal und Wladimir. Seine jungen Jahre verlebte er im Höhlenkloster, wo er auch eingekleidet ward. Sodann war er Archimandrit im Wladimirschen Kloster zur Geburt Christi; als aber der Fürst Georg II. einen besonderen Bischof in seiner Hauptstadt Wladimir an der Kljäsma zu haben wünschte, welches bisher von dem Rostowschen Bischofe abhängig gewesen war, so wurde Simon zum Bischofe von Susdal und Wladimir ernannt. Es liess sich weder durch das Ansehen seines Amtes, noch durch die Achtung blenden, die ihm Alle zollten, welche ihn kannten; und selbst dann, als er in Wladimir schon reichlicher geistiger Tröstungen theilhaft geworden war, konnte er nur durch die Ehrfurcht vor der göttlichen Berufung und durch die Liebe zu seinem frommen Fürsten von dem Höhlenkloster fern gehalten werden, wohin seine Seele sich unausgesetzt sehnte. »Und ich, Bischof Simon, der grosse Sünder — schrieb er — gräme mich und bin betrübt und weine und wünsche mein Ende an jener Stätte, um nur in jener gesegneten Erde zu ruhen, damit ich von meinen vielen Sünden eine, wenn auch kleine Erleichterung und Befreiung, um der Gebete jener Heiligen willen, erlangen möge.« Im J. 1226 ist er in der Wladimirschen Kathedralkirche beigesetzt worden, doch aber ist sein Wunsch in Erfüllung gegangen, seine Reliquien sind nach dem Kiewschen Höhlenkloster hinübergetragen worden.

In den Chroniken ist Simon der Lehrreiche und Leutselige benannt worden; nach seinen schriftlichen Arbeiten ist er als ein frommer und geschickter Biograph bekannt.

Eine Schaar von Gottesstreitern hat die griechische Kirche geschmückt, und ihr Leben wie ihre Reden sind mit frommem Eifer beschrieben und aufgezeichnet worden, um zu einem Beispiele zu dienen und zur Nacheiferung ihres Lebens anzuregen. Auch die russische Kirche, besonders das Kloster der grossen

Gottesstreiter Antonius und Theodosius, trug bis zu den Zeiten Simon's schon reiche Blüthen in vielen Nachfolgern des Weges Christi. Der Zustand Polycarp's, des Freundes Simon's, der sich durch den Geist der Ungeduld und Ehrsucht hatte hinreissen lassen, gab Simon Gelegenheit, dem Polycarp die Züge der Gottesstreiter zu entwerfen, die in demselben Kloster gekämpft und gearbeitet hatten, aus welchem Polycarp entfliehen wollte. In der Reihe der Erzählungen von den Beispielen der Heiligkeit hielt er ihm auch das Bild einiger Mönche vor, die ihre Seelen durch Leidenschaften verderbt hatten. Er zeigte ihm auch, von welchen Wundern die Erbauung des Höhlenklosters begleitet worden war. Allem zuvor hielt er dem Polycarp in einem besonderen Sendschreiben den Zustand seiner Seele vor, und beschloss dann jede einzelne Erzählung mit den überzeugenden Schlussfolgerungen, welche sie dem Nachdenken darbot. Dieses Sendschreiben, mit den beigefügten Erzählungen, war eine beliebte Lektüre, nicht nur in dem Höhlenkloster, sondern in ganz Russland, wovon auch die Abschriften Zeugniss geben. Wie die Erzählung Nestor's von dem ehrw. Theodosius, so wurde auch die Abhandlung Simon's in die Heiligengeschichte des Höhlenklosters aufgenommen.

Leider ist man in der Folge auf die Idee gekommen, die ausgezeichnete Abhandlung Simon's verbessern zu wollen. Seitdem sind drei Varianten der Heiligengeschichte des Höhlenklosters entstanden, und in jeder von ihnen hat man die Schrift Simon's bald verkürzt, bald den Artikeln eine abweichende Reihenfolge gegeben, bald endlich Fremdes hinzugefügt, wie man überhaupt die Erzählung Simon's und seines Freundes Polycarp der Verfassungsart der griechischen Heiligengeschichten anzunähern trachtete. Das war noch vor dem 16. Jahrhunderte. Sodann haben auch die Abschreiber ihrerseits den Sinn entstellt. Noch grössere Veränderungen musste die Abhandlung Simon's erfahren, als man sich entschloss, die Heiligengeschichte dem Drucke zu übergeben, was im J. 1661 geschah.

§. 16. Die rechtgläubige Lehre; der gottselige Metropolit Hilarion.

Die russische Kirche, da sie eine Tochter der griechischen war, nahm die christliche Lehre in demselben Sinne und Geiste an, wie sie in der rechtgläubigen morgenländischen Kirche enthalten war, in demselben Sinne, wie der grosse Patriarch Photius sie dem Abendlande darlegte, der für alle Slawen das Muster edler Denkungsart geworden ist. Nach Jahrhunderte langem Zwist, der Tausenden Blut und Leben gekostet hatte, erhielt im 10. Jahrhunderte die Lehre des göttlichen Wortes, für das allgemeine Verständniss der Glieder der Kirche, eine fest ausgeprägte Form, und der russischen Kirche blieb nur übrig, sich an den mit blutiger Arbeit erworbenen Früchten der Rechtgläubigkeit zu sättigen. Diesem geläuterten Verständnisse der offenbarten Wahrheit, diesem Durchdrungensein von der heiligenden Wahrheit begegnen wir gerade in den Schriften des russischen Glaubenslehrers, des gottseligen Metropoliten Hilarion, besonders in seinem Glaubensbekenntnisse.

Vor dem Amte eines Oberhirten in ganz Russland war Hilarion Priester im Dorfe Berestow, wo sich ein Palast des Grossfürsten befand und wo Jaroslaw, nach dem Beispiele seines Vaters, sich aufzuhalten liebte, während er die dortige Apostelkirche und deren Eingepfarrte mit den Gaben seiner Frömmigkeit bereicherte. Hilarion war schon damals als »ein guter-, ein Bücher-Mann und strenger Beobachter der Fasten« bekannt. Sich nicht begnügend mit der Vollziehung des nicht leichten priesterlichen Dienstes, verrichtete er noch besondere fromme Werke. Aus Berestow ging er auf einen einsamen Hügel am Dniepr, der dazumal von Wald bewachsen war. Nachdem er sich in dem Berge eine Höhle gegraben, die nicht mehr als zwei Faden hielt, flüchtete er sich dorthin von dem Geräusche des Lebens, sang in der Einsamkeit die Horen und betete im Verborgenen zu Gott. Solche Werke machten ihm den frommen Fürsten geneigt und hoben ihn in der allgemeinen Meinung. Im J. 1051 zum Metropoliten erwählt und geweiht, gab er das

strenge Leben nicht auf, und nach seinem Tode (†1067) ward er der Reihe russischer Heiligen beigezählt.

Die Schriften Hilarion's sind: eine Rede über Gesetz und Gnade, das Lob des Fürsten Wladimir, das Glaubens-Bekenntniss und eine moralische Verhaltungs-Regel.

In der Lehre vom Gesetze und der Gnade, die gegen die Juden gerichtet ist, erklärt er zuerst das gegenseitige Verhältniss, in welchem Gesetz und Gnade zu einander stehen, durch die vorbildliche Geschichte der Hagar und Sarah; weiter weist er die universale Bedeutung des Christenthums nach, gegenüber der lokalen des mosaischen Gesetzes, und zuletzt wird die Grundidee des Christenthums dargelegt — die Vereinigung der Gottheit und Menschheit in Jesu Christo.

Das Lob Wladimir's ist eine lebendige Darstellung der Verdienste des apostelgleichen Fürsten, wie seiner Eigenschaften. Hier sieht man, wie lebendig die Seele des russischen Lehrers den Werth des christlichen Glaubens fühlt, den Wladimir an Stelle des Heidenthums in Russland einführte. Sehr werthvoll ist auch die Darstellung der Ursachen, die Wladimir vermochten, seine Wahl dem griechischen Glauben zuzuwenden.

Im Glaubensbekenntnisse legt Hilarion sein Verständniss der Glaubensdogmen dar. Ausführlicher als die anderen setzt er die Dogmen von der heiligen Dreifaltigkeit und der Fleischwerdung des Sohnes Gottes auseinander, kürzer die vom künftigen Gericht und der Auferstehung, so wie seinen Gehorsam gegen die sieben Kirchenversammlungen, die Verehrung der Mutter Gottes, der heiligen Bilder, der heiligen Reliquien und der Kirche. »Ich glaube — sagt Hilarion — an den einigen, in der Dreifaltigkeit zu preisenden Gott, an den nicht geborenen, unanfänglichen, unendlichen Vater, den geborenen aber ebenso unanfänglichen und unendlichen Sohn, an den vom Vater ausgehenden und im Sohne sich offenbarenden heiligen Geist, der ebenso unanfänglich und dem Vater und Sohne gleich ist . . . . . Ich glaube und bekenne, dass der Sohn, nach dem Willen des Vaters und dem Belieben des heiligen Geistes, auf Erden gekommen ist zum Heile des Menschengeschlechts, wobei er den Himmel und den Vater nicht

verlassen . . . . hat gelitten für mich im Fleische, als ein Mensch, blieb nach seiner Göttlichkeit ohne Leiden, als Gott. Der Unsterbliche starb, um mich Gestorbenen zu beleben . . . . Die heilige und hochgebenedeiete Jungfrau Maria nenne ich Mutter Gottes, achte sie hoch und verehre sie im Glauben. Auf ihrem heiligen Bilde schaue ich den Herrn als ihr Kind und frohlocke. Ich sehe ihn gekreuzigt und freue mich . . . Ebenso wenn ich auf seine heiligen Diener sehe, preise ich den, der sie erlöst hat« u. s. w. »So glaube ich und schäme mich nicht — schliesst Hilarion — ich bekenne Angesichts der Völker und bin bereit, für mein Bekenntniss meine Seele hinzugeben.« Dieses Bekenntniss spricht dafür, dass der Glaube Hilarion's ihm nicht eine blosse Verstandessache war, sondern seine ganze Seele einnahm, sein ganzes Leben durchdrang. Es beweist ebenso, dass der gottselige Hilarion den Glauben klar, genau und vollkommen aufgefasst hatte.

§. 17. Treue in der Rechtgläubigkeit. Die Bogomilen.

Durch die Gnade Gottes bewahrte die russische Kirche in den ersten zwei Jahrhunderten ihres Bestehens die rechtgläubige Lehre treu und im Frieden, so wie ohne Erschütterungen von Seiten einer verwerflichen Wissbegierde und deren böswilligen Plänen. Es war dies keineswegs die Folge einer in ihrer Entwickelung beschränkten Aufklärung; denn die Unwissenheit hinderte im 17. Jahrhunderte gewisse Leute nicht, sich mit dem Grimme eines verstockten Herzens gegen die Kirche zu erheben. Im Gegentheile zeigt diese Ruhe an, dass die christliche Lehre mit einem tiefen und andächtigen Glauben angenommen war und bewahrt wurde.

Von den Zeiten Wladimir's an bis zu dem Einfalle der Mongolen traten im Schoosse Russlands nur zwei Individuen feindlich gegen die Lehre der Kirche auf. Gegen das J. 1004, bemerkt die Chronik, stand in Kiew ein Ketzer mit Namen Adrian auf, ein Mönch und Eunuche, der die Kirche und deren Statuten, die Bischöfe, Priester und Mönche mit Schmähungen überhäufte. Der Metropolit Leontius schloss ihn aber von der Kirchengemeinschaft aus und setzte ihn ins Gefängniss, wo der Schuldige in

sich ging und bereuete. Vom J. 1123 theilt der Nikonsche Chronikenschreiber mit, dass um diese Zeit ein Ketzer Demetrius in Kiew aufgetreten sei, den der Metropolit Nicetas in seiner Stadt Sineltz in Verwahrsam halten liess. Der Chronograph bezeichnet die Häresie des Demetrius nicht näher, nennt ihn aber einen schlimmen Ketzer. Wenn man die Beziehungen in Betracht zieht, die zwischen der bulgarischen und russischen Kirche bestanden, so wie die Warnungen vor den Bogomilen, denen man in den russischen Handschriften begegnet, wenn man die starke Verbreitung erwägt, welche diese Ketzerei im 10. Jahrhunderte in Bulgarien, Griechenland und dem ganzen Occident gewonnen hatte, endlich auch die Aehnlichkeit der Lehre des Adrian mit der der Bogomilen — so wird es wohl sehr wahrscheinlich, dass Adrian und Demetrius Schüler der Bogomilen waren.

§. 18. Beziehungen der rechtgläubigen Kirche und des Papstes zu einander.

Die russische Kirche zeichnete sich, sowohl in ihrer ersten Zeit wie in der Folge, stets durch Duldsamkeit gegen Andersgläubige aus. Die russischen Fürsten litten in ihren Besitzungen selbst Juden, um wie viel mehr lateinische Christen. Mochten diese letzteren nun russische Unterthanen oder ausländische Kaufleute sein, sie hatten ihre eigenen Kirchen in und um Kiew, in Nowgorod und Ladoga. Leo, der zweite Metropolit Russlands, versuchte schon, die Römer ihres Irrthumes zu überführen, doch ermangelten diese Versuche nicht der Milde. Er bedient sich keines scharfen Ausdruckes, keines vorwurfsvollen Tadels, sondern sucht die Römer durch ruhige Ueberlegung zu der Erkenntniss ihrer unbilligen Willkür hinzuleiten. Einer ausführlichen Beurtheilung unterwirft er den Gebrauch des ungesäuerten Brodes, zeigt sodann das Unziemliche des sonnabendlichen Fastens, der Feier der vollen Liturgie während der ganzen Fastenzeit, der Ehelosigkeit der Priester, des Gebrauches des Erstickten in der Speise und endlich das Unzurechtfertigende der Lehre des Ausganges des heiligen Geistes auch vom Sohne. Eine Lehre sanfter Duldsamkeit war der russischen Kirche von der Vorsehung selbst

in einer sehr wichtigen Zeit gegeben worden, damals, als das heftigste Missvergnügen zwischen dem Westen und Osten ausbrach. Humbert, der freche und jähzornige Gesandte des Papstes, legte im J. 1053, dafür dass der Patriarch den Lateinern nicht gestattet hatte, in Constantinopel den Gottesdienst mit ungesäuertem Brode zu vollziehen, auf dem Altare der Sophienkirche den Bann nieder, der den Patriarchen Michaël Cerullarius und den bulgarischen Erzbischof Leo von der Kirchengemeinschaft ausschloss. Michaël, auch nicht ganz massvoll, beeilte sich, das Dokument ins Griechische zu übersetzen und übergab es der Oeffentlichkeit, zugleich mit dem Anathema über seinen unberufenen Richter. Das Dokument kam auch nach Kiew, zur Beunruhigung der russischen Kirche. Der Kaiser Constantin Monomach war, zum Theil auch aus persönlichen Bewegungsgründen, nicht zufrieden mit der Handlungsweise des Patriarchen. Unter dem Scheine des Misstrauens gegen die Uebersetzung »erbat er sich aus einer russischen Stadt eine genaue Abschrift des Bannes.« Diesen Umständen gemäss warnten die russischen Hirten ihre Beichtkinder vor der Willkür des Abendlandes, unterhielten bei ihnen jedoch keine Feindschaft gegen dasselbe, sondern suchten sie vielmehr zu sanfter Liebe zu erwecken. Der Metropolit Johann (1080—1089), obschon er es untersagte, den Gottesdienst gemeinschaftlich mit denen zu feiern, die sich bei demselben des ungesäuerten Brodes bedienten, schrieb nichts desto weniger: »aber mit ihnen zu essen, wenn die Umstände es so fügen und aus christlicher Liebe — soll keineswegs verboten sein. Wenn Jemand solches vermeiden will, sei es aus Befürchtung der Verunreinigung oder aus Schwäche, der halte sich davon zurück. Hütet Euch nur davor, dass daraus nicht Aergerniss entstehe, noch Feindschaft oder Groll erwachse. Zur Verhütung eines grossen Uebels (wie Aergerniss und Feindschaft) muss man das kleinere wählen.« Eine ausgezeichnete, apostolische Regel! Denselben Geist apostolischer Sanftmuth, und selbst in einem helleren Lichte, drückte der Metropolit Johann IV. in seinem Sendschreiben an den Papst aus: »Ich weiss nicht — schrieb er — wie die Aergernisse und der Stein des Anstosses sich auf dem göttlichen Wege eingefunden

4*

haben, und warum sie nicht beseitigt worden sind? Ich kann meine Verwunderung darüber nicht genug ausdrücken, was für ein böser — so hämischer und gehässiger — Geist, der Feind der Wahrheit und Gegner der Einheit, Eure brüderliche Liebe von der ganzen christlichen Heerde entfremdet und ablenkt und Euch einflüstert, wir seien keine Christen! Wir dagegen haben Euch stets für Christen nach der göttlichen Gnade gehalten, obschon ihr den christlichen Glauben nicht in voller Reinheit bewahret und Euch in Vielem von uns unterscheidet.« Die Folge eines solchen Verhaltens der rechtgläubigen Kirche gegen Andersgläubige war die, dass römische Christen ohne allen Zwang die Wirkung des göttlichen Geistes in der russischen Kirche anerkannten und sich der Rechtgläubigkeit anschlossen. So verliess der Waräge Schimon mit 3000 seiner Krieger, mit den Priestern und seiner Familie die »lateinische Thorheit« und vereinigte sich mit der russischen Kirche, »um der Wunder willen, die durch Antonius und Theodosius verübt wurden.«

Nicht ebenso handelte der Papst gegen die russische Kirche. Seit dem Anfange des 9. Jahrhunderts begann der Papst sich unverhohlen als das Haupt der ganzen Kirche zu gebehrden. Von dieser Zeit an lastete auch der Zorn Gottes augenscheinlich auf Rom. Seit der Zeit des grossen Photius wurde der römische Patriarchenstuhl von einer Reihe von Männern eingenommen, denen es schwer ist den rechten Namen zu geben. Das Dunkel der Unwissenheit, des Aberglaubens und ungereimter Gebräuche lagerte sich immer dichter über das unglückliche Abendland. Aber die Menschen lassen sich auch von dem Zorne Gottes nicht belehren. Ganze Schaaren von Missionären strömten unter verschiedenen Namen nach dem Norden, um Alles dem Papste zu unterwerfen. Der Herr allein rettete die Kirche und das Vaterland der Russen von der abendländischen Ueberschwemmung.

Schon zur Zeit der rechtgläubigen Olga machte der deutsche Kaiser verschiedene Versuche, Russland in den Kreis der päpstlichen Gewalt hineinzuziehen. Nach vergeblichen Anstrengungen den Heiden Wladimir zum Latinismus zu bekehren, thaten die päpstlichen Missionäre ihr Mögliches, auf den — zum Christen gewordenen — Wladimir einzuwirken. Zu derselben Zeit gelan

es ihnen, unter der bewaffneten Hülfe des polnischen Boleslaw, in Böhmen an Stelle des griechischen den römischen Cultus einzuführen. Otto bekleidete den Boleslaw mit der Oberherrschaft (die er selbst nicht besass) über alle Slawen, wohin er auch Russland mit einschloss. Boleslaw, der seine Tochter mit Swätopolk, dem Sohne Wladimir's, verheirathet hatte, schickte den Colbergschen Bischof Rheinberg nach Kiew, und der Papst seinerseits einen Gesandten zu Wladimir. Der Deutsche, der den Swätopolk gegen Wladimir aufzuwiegeln begonnen hatte, endigte damit, ihn dem Latinismus geneigt zu machen. Wladimir setzte den Rheinberg ins Gefängniss, wo er auch starb. Swätopolk wurde mit seiner Frau gleichfalls ins Gefängniss gesetzt und obschon ihn Wladimir, auf die Fürsprache des Boleslaw, wieder aus dem Gefängnisse befreite, so ertheilte er ihm doch kein einziges Landesgebiet. Die blutigen Thaten von Rheinbergs Schüler sind bekannt. Boleslaw erschien mit einem neuen Bischofe, in der Absicht Kiew durch Feuer zu verwüsten, und nur der Tod des ruchlosen Swätopolk setzte den bösen Anschlägen Boleslaw's ein Ende.

Der Enkel Wladimir's, der Grossfürst Isaslaw-Demetrius, wurde im J. 1073 von seinem Bruder Swätoslaw zum zweitenmale aus Kiew vertrieben. Er wandte sich um Hülfe an den polnischen König, der ihm jedoch alles abnahm und ihn von sich trieb. Der Kaiser Heinrich war wohl Willens, dem Isaslaw Hülfe zu leisten, vermochte es aber nicht. Isaslaw, vertrauend in die geistliche Macht des Papstes über den Westen, sandte seinen Sohn zum Papste Gregor VII., und beklagte sich sowohl über Boleslaw wie über sein Missgeschick in Russland. »Der König der Könige« — so nannte sich Hildebrand — verlangte im J. 1075 von Boleslaw, dass er dem Isaslaw »alles, was er ihm genommen«, wiedererstatte. Dem Isaslaw aber schrieb er über dessen Sohn: »In Gemässheit seines Gelöbnisses und seiner Wünsche haben wir ihm die Regierung des russischen Reiches übertragen. Damit auch manches Andere, was in unserem Briefe nicht steht, sich Eurem Herzen fest einpräge, schicken wir diese Gesandten zu Euch, von denen der eine Euch bekannt und ein zuverlässiger Freund ist. Sie werden Euch mündlich auseinandersetzen, was

im Briefe steht und was nicht in ihm enthalten ist.« Was ist denn das, was im Briefe des Papstes nicht enthalten ist? Was ist das, was er dem Herzen Isaslaw's so fest einzuprägen für nöthig findet? Etwa Gedanken über die Pflichten eines christlichen Fürsten, oder die Pflicht jedes Christen? Davon steht freilich kein Wort in dem Briefe des römischen Hirten. Zu diesem Zwecke schickt man auch keine Gesandten, und nicht mit solchen Dingen war Hildebrand sein ganzes Leben hindurch beschäftigt. Uebrigens blieben seine mündlichen Aufträge eben so wohl, wie die schriftlichen, ohne Erfolg. Isaslaw erhielt im J. 1077 den Thron, aber nicht vom Papste, sondern weil sein Bruder gestorben war; — darum bedurfte es auch des Papstes nicht weiter.

Auch unter Monomach fehlte es an Versuchen nicht. In der Mitte des 12. Jahrhunderts ward ein polnischer Abbé nach Russland geschickt, um »Christo fern stehende Völker zu gewinnen«. Auch unter dem Metropoliten Johann IV. (1164—1166) erschienen päpstliche Gesandte in Kiew; der Metropolit antwortete jedoch dem Papste durch ein Sendschreiben über die Ursachen der Spaltung der Kirchen. Alle Bemühungen blieben erfolglos. Die Metropoliten, die aus Griechenland nach Russland gekommen waren, hüteten Russland vor Rom, denn sie kannten den Papst genau.

Nur das Gebiet von Galitsch erfuhr gegen Ende dieser Periode, was es heisse, in Abhängigkeit von der römischen Macht zu gerathen. Dieses Gebiet befand sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts in den Händen der Ungarn, und diese erlaubten sich, der Rechtgläubigkeit alle möglichen Kränkungen zuzufügen. Der tapfere und kluge Fürst Roman befreite es von der fremdländischen Herrschaft. Der Papst Innocenz III., der den Fürsten Roman kannte, beschloss aus dessen Eigenliebe Vortheil zu ziehen. Im J. 1207 lud Innocenz, in einem Schreiben an alle Erzbischöfe und Bischöfe Russlands, alle ein sich mit Rom zu vereinigen. Da er es nicht verbergen konnte, dass Russland bisher nicht daran gedacht habe den Papst anzuerkennen, so schrieb er: »Das griechische Reich und die griechische Kirche haben sich dem apostolischen Sitze unterworfen; wird es nicht unüberlegt sein, wenn ein Theil mit dem Ganzen nicht übereinstimmen wollte?«

Aber der päpstliche Legat versicherte Roman, dass der Papst ihm die Völke rmit dem Schwerte Petri unterwerfen und ihn zum Könige machen würde. »Hat der Papst ein solches Schwert?« antwortete Roman, indem er auf das seinige hinwies. »So lange mein Schwert bei mir ist, wird es mir Land geben, eines anderen bedarf ich nicht.« Bald aber starb Roman. Seine jungen Söhne waren noch nicht im Stande, das Erbe des herrlichen Vaters aufrecht zu erhalten. Zehn Jahre hindurch ward das Gebiet von Aufruhr zerrüttet, sodann fiel es an den ungarischen Königssohn Coloman, wobei die römische Geistlichkeit nicht unterliess ihre Massregeln zu treffen. Coloman wurde zum lateinischen Erzbischofe gekrönt, der orthodoxe Bischof und seine Geistlichkeit wurden vertrieben, die rechtgläubigen Kirchen wurden in römisch-katholische verwandelt und das Volk wurde zum Uebertritt in den Latinismus gezwungen. Endlich vertrieb der tapfere Mstislaw die Ungarn und Lateiner aus Galitsch. Damit endigten auch hier die Anschläge des Papstes, sich die Russen zu unterwerfen.

III. Der Gottesdienst.

§. 19. Nothwendigkeit eines Gottesdienstes. Der griechische Gottesdienst in Russland.

Unsere Vorfahren waren lebendig von der Wahrheit durchdrungen, dass es der Seele des Christen nicht genüge, die Erkenntniss des Glaubens zu haben, sondern dass es überdem nöthig sei zu beten, Gott zu dienen, dass das Wissen ohne entsprechende That eine oft verderbliche Träumerei sei, und dass der innere Gottesdienst sich zugleich auch in einem äusseren ausdrücken müsse, und dieser letztere einem unabweisbaren Bedürfnisse entspreche. Daher ist die Begeisterung begreiflich, mit welcher der Prälat Hilarion, sich an den rechtgläubigen Wladimir wendend, ausruft: »Stehe auf aus deinem Grabe, du ehrwürdiges Haupt! Schaue auf die geheiligte Stadt, die von den Bildern der Heiligen erglänzt, mit dem Wohlgeruche des

Thymians erfüllt ist und von dem Lobe der Heiligen und göttlichen Lobgesängen wiederhallt.«

Russland, das seinen Glauben aus Griechenland überkommen, hat von dort auch seinen äusseren Gottesdienst entnommen, und dieser hatte in der griechischen Kirche zur Zeit des heiligen Wladimir eine solche Einfachheit und Majestät bewahrt, dass seine Cultusformen gleichsam ein durchsichtiger Schleier waren, durch welchen der Geist christlicher Gottesverehrung hindurchleuchtete, wie das die Gesandten Wladimir's an sich selbst erfahren hatten.

§. 20. Die Tempel.

Der rechtgläubige Tempel ist ein Haus der göttlichen Gnade und eine Schule des Glaubens. Erfüllt von dieser Bedeutung des Tempels, begann der rechtgläubige Wladimir gleich nach der Taufe des Volkes Tempel des neuen Glaubens zu errichten. Auf der Stelle, wo das Volk getauft worden, ward ein Tempel im Namen des Apostels Petrus, dieses unerschütterlichen Predigers des Glaubens errichtet. An der Stätte des niedergeworfenen Perun ward ein Tempel im Namen des grossen Basilius erbaut, des Schutzheiligen Wladimir's und des allgemeinen Fürbitters bei Gott. Dort, wo das martervolle Ende der ersten beiden russischen Glaubenszeugen erfolgt war, ward der Gottesgebärerin, der Mutter des Heilandes der Welt, ein Tempel (die sogenannte Zehent-Kirche) mit besonderer Liebe aufgeführt und bereichert. In Wassiliew, dem beliebten Landhause des Fürsten, ward dem Erlöser ein Tempel errichtet. Wladimir's Sohn Jaroslaw, das Werk seines apostelgleichen Vaters fortsetzend, verschwendete freigebig seine Schätze zur Verherrlichung des Namens Gottes. Die Chronik hat in ihren Spalten die Werke seiner Frömmigkeit verzeichnet: a. den Tempel der Sophia, zum Ruhme der persönlichen Allweisheit Gottes. Er ist die Copie der Sophienkirche in Constantinopel in kleinerem Massstabe, aber mit freigebiger Hand geschmückt, »mit Gold, Silber, Edelsteinen, mit theuren Gefässen und Mosaik, so dass diese Kirche die Bewunderung der umliegenden Völker auf sich zog.« Das war ein

Denkmal sowohl des Glaubens wie auch der Dankbarkeit für einen über die Petschenegen, die grimmigsten Feinde des damaligen Russlands davon getragenen Sieg. b. Den Tempel der Verkündigung, über dem goldenen Thore Kiews, gebaut mit dem Gedanken: »dass immer Freude über dieser Stadt sei, kraft der Gebete der allerreinsten Gottesgebärerin und des heiligen Erzengels Gabriel.« c. »Und andere Kirchen errichtete er in Stadt und Land und setzte Priester ein.« Fürsten, Bojaren, Hirten der Kirche — alle waren sie von demselben Eifer für die Verherrlichung des Namens Gottes beseelt und errichteten einer nach dem anderen Tempel, die sie freigebig schmückten. Die Wladimirsche Kathedralkirche ward von Andreas Bogoljubsky mit einer bewunderungswürdigen Freigebigkeit ausgeschmückt. Fünf Kuppeln wurden vergoldet, drei Kirchenthüren mit Gold verziert, die silbernen Kronleuchter wurden vergoldet, die Belege der Heiligenbilder aus Gold geschmiedet und mit Perlen besät, drei Tabernakel — zum Aufbewahren der heiligen Gaben — waren aus reinem Golde mit Edelsteinen besetzt, die Priestergewänder mit Gold ausgenäht. Im J. 1124 brannten in Kiew im Podolschen Stadttheile allein 600 Kirchen ab. In anderen Städten stellt sich nach den Chroniken die Zahl der Kirchen zwar geringer heraus, ist aber dennoch immer beträchtlich. In Russland war der Eifer zum Baue von Kirchen durch das Beispiel des Morgenlandes erweckt worden, wo damals die Zahl der Tempel ebenso eifrig vermehrt wurde. Aber wenn dort der gottselige Theophylact sich beklagen konnte, dass Viele die früher errichteten Tempel verwahrlosen, dagegen sich aus Ehrgeiz allein einer vor dem anderen beeilen neue Tempel aufzuführen, so war in Russland die Sachlage nicht dieselbe. Hier soll gar nicht die Zeit in Betracht kommen, wo der Glaube in Russland nur eben erst eingeführt worden war; denn dazumal war die Nothwendigkeit christlicher Tempel ebenso augenscheinlich als der lebendige Eifer für den Glauben natürlich war. Russland ahmte der griechischen Sorgfalt für die Kirchen nach, da — wie es hiess — »die Kirchen dort mit Menschen angefüllt sind, in Dörfern und Städten sich alle Gläubigen zum Gebete drängen und alle sich vor Gott versammeln.« Man muss auch nicht vergessen, dass, wenn es bei

der damaligen geringen geistigen Entwickelung des Volkes irgend einem schwärmerischen Bogomilen gelungen wäre, die heilige Liebe zu den Tempeln in den Herzen der Russen auszulöschen, das Volk damit auch alles Verständniss des Glaubens, alle christliche Frömmigkeit verloren hätte; denn es hätte sich der besten Schule des Glaubens und der Frömmigkeit beraubt gesehen. Darum eben erschöpften fromme Hirten, fromme Fürsten und jeder, der bei seiner Frömmigkeit Mittel besass, ihren Reichthum zum Baue von Kirchen oder zur Erhöhung ihres heiligen Schmuckes. Ihre Frömmigkeit hegte den aufrichtigen Wunsch, dass alles Heilige seines Namens und seines Zweckes würdig sei, während sie ihren Reichthum als das Eigenthum Gottes ansahen. Diese reine Liebe zum Hause Gottes wurde vom Himmel durch besondere Gaben in den Personen des ehrw. Erasmus vom Höhlenkloster und Simon's des Warägers belohnt.

Nach der inneren und äusseren Disposition waren die Tempel in Russland byzantinisch: Domkirchen mit Galerieen an den Seiten und der westlichen Wand, mit zwei oder einem Stockwerke. Je nachdem Kunst und Mittel es erlaubten, den Gedanken des gläubigen Sinnes auszudrücken, baute man die Tempel mit 3, 5, mit 13 und 15, zuweilen aber auch nur mit einer Kuppel. Um bessere, steinerne Tempel zu erbauen, hielt man es nicht für Sünde, ausländische — selbst deutsche — Baumeister herbeizurufen, man sagte im Gegentheil: »Gott hat uns aus klugen Ländern Handwerker herbeigeführt.« Man sah aus Erfahrung, dass die Sache der Kunst und die Gedankenrichtung des Glaubensz wei verschiedene, von einander unabhängige Dinge seien; — die von russischen Baumeistern aufgeführten Tempel stürzten bald wieder ein.

§. 21. Die Heiligthümer der Tempel.

Zu den Heiligthümern der Tempel gehörten: das Kreuz und Evangelium, so wie die Bilder und Reliquien der Heiligen. Das Kreuz und Evangelium wurden gewöhnlich auf den Altar gestellt und waren Gegenstände der tiefsten Andacht, so dass es viele Zweifel zu entscheiden gab, wen und wann

zum Küssen derselben zuzulassen. Die geschichtlichen Dokumente bezeugen, dass man damals das vierarmige Kreuz mit gleicher Ehrfurcht hochachtete wie das sechs- oder achtarmige, und nichts spricht dafür, dass man das letztere dem ersteren auch nur vorgezogen habe, ja es war auch kein Grund dafür vorhanden, da man in allen nur das Kreuz Christi ehrte.

Von den ersten Zeiten des Christenthums an wurden die Altäre der christlichen Tempel auf Reliquien gegründet (Apocalyps. VI, 9). Aus Mangel an irdischen Ueberresten Heiliger war es jedoch für genügend erklärt worden, mit kleinen Theilen derselben sich zu begnügen, die man in das Antimensium einschloss und so den Tempel durch einen Märtyrertheil heiligte. Bei solcher biblischen Bedeutung der heiligen Reliquien war auch die Andacht natürlich, die man für sie hatte, und das innige Verlangen, solche — wo möglich — in den Tempeln zu sehen. Die Wunder, die von den gnadenvollen Ueberresten ausgingen, waren offenkundig. Wladimir brachte mit der Nachricht von dem neuen Glauben, den er seinen Unterthanen mittheilte, auch Bilder und Reliquien des heiligen Clemens, Bischofs zu Rom, und seines Schülers Theba aus Korssun mit sich und legte sie später in der Zehent-Kirche nieder. Constantinopel, damals ein Aufbewahrungsort von Reliquien, trat — auf innige Bitten — der russischen Frömmigkeit die irdischen Ueberreste Heiliger ab. So wurden die Reliquien der heiligen Märtyrerin Barbara herübergebracht, eine kostbare Gabe für die russische Kirche.

Die Anhänglichkeit an die heiligen Bilder, von der Alle beseelt waren, vom Bischofe und Fürsten an bis hinab auf den gemeinen Mann, ward durch besondere Gaben der göttlichen Gnade belohnt, durch die Offenbarung von Wundern einiger der Heiligenbilder. Unter diesen sind besonders bekannt: a. das Bild der Mutter Gottes im Höhlenkloster, aus Griechenland — in Folge eines Gesichtes — im J. 1085 nach Kiew gebracht und seit der Zeit durch viele Wunderwirkungen verherrlicht. b. Das Bild der Mutter Gottes, das — nach der Sage — vom Evangelisten Lucas gemalt und von Constantinopel nach Wischgorod, aber im J. 1154 vom Fürsten Andreas nach Wladimir gebracht und im J. 1164 durch den Sieg über die Bulgaren verherrlicht

ward. c. Das Nowgorodsche Bild der Erscheinung der Mutter Gottes. Im J. 1170 rückte die Susdalsche Kriegsschaar unter Anführung von 72 Fürsten, nachdem sie das Nowgorodsche Gebiet in einem Umkreise von 300 Werst unmenschlich verwüstet hatte, solz gegen Nowgorod selbst an. Gegen eine solche Ueberzahl des Feindes konnte die Nowgorodsche Tapferkeit nicht Stand halten. Der Nowgorodsche Prälat Johann wandte sich mit inbrünstigen Gebeten zu Gott und der Mutter Gottes. Schon dauerte die Belagerung vier Tage, als Johann eine Stimme vom Himmel vernahm: »Geh, nimm das Bild der Mutter Gottes aus der Kirche auf der Elias-Strasse und du wirst Rettung erfahren.« Am anderen Morgen trug der Bischof mit dem ganzen Clerus das Bild auf die äusseren Befestigungen der Stadt hinaus. Das Volk betete mit Thränen und Klagegeschrei. Die Belagerer trieben ihre kriegerische Kühnheit bis zur Schamlosigkeit gegen das Heiligthum, sie schütteten einen Hagel von Pfeilen über die Betenden und »die Susdaler zerschossen das Bild der Mutter Gottes.« Nun aber ermuthigten sich die Belagerten, während auf die Belagerer Furcht und Kleinmuth fielen. Die Susdaler erlitten eine furchtbare Niederlage, ihrer wurden so viele gefangen genommen, dass man einen Susdaler gern gegen zwei Nagaten — d. i. einen Kopeken Silber — auswechselte. Der andächtige Eifer für die heiligen Bilder ist auch durch besondere Gnadengaben belohnt worden; so ist der ehrw. Alipius, der andächtige Bildermaler des Höhlenklosters, durch die Gabe selbst Wunder zu verrichten bekannt.

§. 22. Die gottesdienstlichen Bücher und Gesänge.

Wenn auch die historischen Dokumente nicht davon sprächen, so verstünde es sich schon von selbst, dass man sich bei Einführung des Christenthums in Russland derselben gottesdienstlichen Bücher bedient habe, die von den heiligen Cyrillus und Methodius in die slavonische Sprache übersetzt worden waren. Bulgarien, das die Arbeit der slawischen Aufklärer mit Liebe aufgenommen hatte, übergab sie auch der russischen Kirche. Die pannonischen Biographieen der slavonischen Lehrer, die Nachrichten, die uns

der Exarch Johann, die uns Nestor und abendländische Chronographen geben, bezeugen es, dass von Cyrillus und Methodius übersetzt worden waren: Lectionen aus den Evangelien und apostolischen Briefen, der Psalter, ein Horenbuch, enthaltend Gebete für den Früh-, Abend- und nächtlichen Gottesdienst, eine Sammlung biblischer Sprüche (Paremeinik), die Liturgie, ein Rituale der Sacramente, ein Chorbuch für den achtstimmigen Gesang, und die gottesdienstliche Ordnung der hohen Festtage. Das war alles, was man aus Bulgarien bekommen hatte und dessen man sich in Russland, vor Wladimir und besonders zur Zeit Wladimir's, bei dem Gottesdienste bedienen konnte. In Russland selbst begann man griechische Rituale für den Gottesdienst unter Jaroslaw dem Grossen zu übersetzen. Nestor spricht es klar aus, dass Jaroslaw übersetzen liess: »viele Bücher aus denen sich die Gläubigen belehrten«, und bemerkt ebenso: »Jaroslaw liebte die Kirchenordnungen.« Diese letzten Worte zusammengehalten mit den ersten, lassen darüber keinen Zweifel obwalten, dass damals gottesdienstliche Bücher übersetzt wurden. Damals wurden auch Formulare für den Dienst der Verehrung auserwählter Heiliger übersetzt, die von den ehrwürdigen Theophan von Nicaea im J. 857 und Joseph dem Psalmendichter im J. 887 geschrieben worden waren, die auch zu den fruchtbarsten Verfassern von Lobgesängen (Kanon) gehören. Das Triodium der Studiten Theodor und Joseph blieb damals wahrscheinlich auch nicht unübersetzt, als das Statut des Studitenklosters von dem ehrwürdigen Theodosius im J. 1070 eingeführt ward. Dieses Statut unterscheidet sich von anderen ähnlichen auch namentlich dadurch, dass es das Singen der Lobgesänge der studitischen Väter auferlegt. Auf uns sind folgende gottesdienstliche Bücher der russischen Kirche des 11. und 12. Jahrhunderts gekommen: das Evangelium, ein Stichirar (Sammlung von Lobgesängen), zwei Kirchenagenden, ein Chorbuch für den achtstimmigen Gesang mit Gesängen des Joseph und Theophan so wie der Kaiser Leo und Constantin, ein Rituale für Festtage. Auch aus den Chroniken und anderen geschichtlichen Dokumenten ist der Gebrauch der

eben erwähnten Bücher der griechischen Kirche — mit Einschluss eines anleitenden Handbuches für Amtshandlungen — ersichtlich.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts war auch ein russischer Psalmendichter bekannt, Gregorius, ein Zeitgenosse Nestor's und der Schöpfer der Lobgesänge (Kanon). Wahrscheinlich verfasste er das Rituale für den Dienst der Verehrung des ehrw. Theodosius, als im J. 1090 die Reliquien desselben erhoben wurden, ebenso der Märtyrer Boris und Gleb und des Gross-Märtyrers Georgius. Hilarion schrieb »Gebete für den Fürsten und alle Rechtgläubigen.« Das geschah bei Gelegenheit der Einweihung der Kirche des heiligen Georgius. Die Gebete und Gesänge des Cyrillus von Turow sind schon erwähnt worden.

Vor Jaroslaw waren bei uns Dirigenten des Kirchengesanges Leute »aus den bulgarischen Slawen«, aber im J. 1053 kamen »drei griechische Sänger mit ihren Noten« nach Russland, und von da an begann in russischen Landen »ein vortrefflicher achtstimmiger Gesang« — »um so mehr der dreifache harmonische Gesang« — ein Gesang mit Hinzufügung der hohen und tiefen Töne, oder mit drei Stimmen — so missfällig den vorgeblichen Anhängern der alten Gebräuche — und der eigentliche Kirchengesang, Melodieen, die von den Chorregenten des Hofes und des Patriarchen componirt waren, ein Gesang zur Ehre Gottes, seiner allerreinsten Mutter und aller Heiligen.

§. 23. Vollziehung der Sacramente.

A. Die Taufe.

Die auf uns gekommenen Fragen des Mönchpriesters Kiriak, mit den Antworten des (Bischofs zu Nowgorod) Niphon und anderer russischer Hirten beziehen sich grössten Theiles auf den Gottesdienst. Sie legen sowohl den Zustand der derzeitigen Regeln der griechischen Kirche dar, wie auch das, was in der russischen Kirche — besonders in Bezug auf das Rituale der Sacra-

mente — festgesetzt worden war. Aus ihnen, wie auch aus anderen Denkmälern des Alterthums können wir entnehmen, wie bei der Verschmelzung des griechischen mit dem Leben eines neuen Volkes, das seinen besonderen Charakter hatte und unter eigenthümlichen Lebensverhältnissen stand, neue Fragen auftauchen mussten, die neue Rathschläge erheischten und neue Verordnungen zur Folge hatten. Das Wesentliche in den Sacramenten konnte natürlich nicht abgeändert werden, ebenso wie der Wille Gottes unveränderlich ist; ein Anderes sind jedoch die Gebräuche, die gewissermassen die Hälfte der Sacramente bilden.

Der Gottesdienst der Rechtgläubigkeit begleitet den Erdenpilger von der Wiege bis zum Grabe — das war von je her das Zubehör des orthodoxen Gottesdienstes. — Beginnen wir in unserer Betrachtung mit der geistigen Geburt, mit der Taufe.

Auf die Frage: ob man ein neugeborenes Kind taufen könne, wenn es bis auf den Grad krank sei, dass es die Mutterbrust nicht zu nehmen vermag? antwortete der Metropolit Johann: »In Bezug auf ein gesundes Kind geboten die Väter drei Jahre, und darüber, zu warten. In Fällen jedoch, wo unerwartet eine Todesgefahr drohen sollte, beraumen wir einen kürzeren Termin an. Ist das Kind sehr krank, sei es auch nur acht Tage alt, so mag es getauft werden; wir befehlen dies sogar, wenn es auch noch jünger wäre, damit es nicht ungetauft sterbe. Solche Kinder sollen getauft werden, an welchem Tage und in welcher Stunde auch die Gefahr des Todes drohe.« Die allgemeine Regel der alten Kirche war, den Kindern die Taufe ja nicht zu entziehen. Es war die allgemeine Regel, kranke Kinder so wie jeden Kranken bei der ersten Gefahr des Todes zu taufen, und zwar deshalb, weil die Taufe die Thüre zum Himmelreiche bildet und man ohne Taufe zu dieser Thüre nicht eingehen kann. Deshalb setzte man auch in der russischen Kirche fest, dass, wenn ein Kind aus Fahrlässigkeit der Eltern oder des Priesters ohne Taufe sterben sollte, solches den Schuldigen als Seelenmord anzurechnen und ihnen ein dreijähriges Fasten aufzuerlegen sei. Dagegen sollte eine Epitimie nicht verhängt werden, wenn es ohne ihre Schuld geschehen war. Der Metropolit Johann wies in Bezug auf die Taufe der Kinder im Alter von drei Jahren mit Recht auf die Väter hin.

Der heilige Gregorius von Nazianz schreibt in seiner Rede über die Taufe: »Was sollen wir von den kleinen Kindern sagen, die da nicht begreifen weder was Gnade noch was Unterricht sei? Sollen sie getauft werden? Unfehlbar, sobald Gefahr droht. In Bezug auf die anderen rathe ich, drei Jahre zu warten, oder auch längere oder kürzere Zeit, damit sie einigermassen die nöthigen Worte im Sacramente zu verstehen und auszusprechen vermöchten, um dasselbe, wenn auch nicht vollkommen, so doch wenigstens bildlich zu begreifen.« Hier wird also als Grundlage des Termines zur Taufe die Nothwendigkeit angenommen, dass die Kinder das an ihnen zu vollziehende Sacrament und besonders die Taufgelübde zu begreifen im Stande seien. Diese Regel schreibt der Theologe nicht vor, sondern räth sie nur an. Der Metropolit Johann dagegen sagt: »Die Väter geboten« — das ist nicht ganz genau. Der Theologe (Gregorius) drückte sich gemässigter aus. Er hält dafür, dass es allerdings zweckmässiger sei, wenn das Kind mit bewusstem Glauben die Taufe empfangen könne, er weiss aber auch, dass die Taufpathen die Gelübde an Stelle der Kinder ablegen und später verbunden sind, ihren geistlichen Kindern die Nothwendigkeit wie den Inhalt dieser Gelübde zu erklären, so dass in jedem Falle der Wille, solche Gelübde zu erfüllen oder nicht zu erfüllen, ganz der Verantwortlichkeit jedes Einzelnen zur Last fällt. In Uebereinstimmung mit diesem Rathe wurde der ehrw. Euthymius im Alter von drei Jahren getauft. Da die christliche Taufe die Beschneidung ersetzt hat, die an allen israëlitischen Kindern am achten Tage vollzogen wurde und am achten Tage auch an dem Erlöser selbst vollzogen worden ist, so setzten — auf diesen Grund hin — Einige den achten Tag für die Taufe des neugeborenen Kindes fest. Die afrikanische Kirchenversammlung im 3. Jahrhunderte sah diesen Grund keinesweges als unabänderlich an und war der Meinung, dass man die Taufe auch am 2ten und 3ten Tage vornehmen könne. Das hatte auch der Metropolit Johann im Auge, als er das von den Kindern im Allgemeinen Gesagte auf die kranken Kinder anwandte. Viele waren der Meinung, dass die Taufe am 40ten Tage nach der Geburt vollzogen werden müsse. Als Grund hierfür galt die Unreinigkeit der Mutter, die das Kind nährte. Dieser

Gebrauch wurde in Griechenland im 11. Jahrhunderte beobachtet und ebenso in der alten russischen Kirche. Nestor schreibt vom ehrw. Theodosius, dass die Eltern, »als das Kind 40 Tage alt geworden war, es durch die Taufe heiligten.« Herberstein schreibt, dass sogar zu seiner Zeit in Moscowien die Kinder, wenn nicht eine besondere Ursache, wie Krankheit, obwaltete, nicht vor dem 40sten Tage getauft wurden. Die Erlaubniss der Verkürzung des Termines der Taufe bei kranken Kindern begegnete einem Bedenken, dessen Lösung man gleichfalls dem Metropoliten Johann vorlegte: »Wenn keine Amme vorhanden ist, sondern die Mutter das Kind selbt stillt, soll man dasselbe — damit es ohne Nahrung nicht umkomme — bei der Mutter fortsaugen lassen, die 40 Tage hindurch unrein bleibt?« Der Metropolit antwortete: »Ohne Zweifel, denn es ist besser das Leben zu erhalten als durch Enthaltsamkeit das Kind dem Tode preiszugeben.«

Nestor schreibt, dass die Eltern des Theodosius ihn »am achten Tage nach der Geburt zum Priester brachten, wie es bei den Christen gebräuchlich ist, damit er dem Kinde einen Namen gäbe.« Dieser Gebrauch findet sich noch bis heute in dem Agendenbuche für Pastoralverrichtungen bewahrt. Aus den Chroniken sehen wir, dass unsere Fürsten ausser dem christlichen Namen auch noch ihren nationalen Namen behielten, ja dass dieser letztere gebräuchlicher war, als der erstere. Aehnliches geschah auch in der ersten Zeit des Christenthums. Die Getauften erhielten ausser dem christlichen auch ihren heidnischen Namen bei. Aber vom 4. Jahrhunderte an begannen die Väter das Letztere zu verbieten, besonders deshalb, weil die griechischen Namen oft Namen der Götzen waren. Solcher Art waren die russischen Namen nicht, sie drückten nur die Eigenschaften der Persönlichkeiten aus und darum konnte man sie auch ohne Befürchtungen beibehalten. Doch begegnet man am Ende dieser Periode schon christlichen Namen allein.

In Bezug auf die Taufe der Erwachsenen galt es in der Nowgorodschen Kirche als Regel: »die vorbereitenden Gebete, so lange es den Catechumenen obliegt die Kirche (vor Beginn der Liturgie der Gläubigen) zu verlassen, für einen Bulgaren, Polowzer, Esthen 40 Tage, für einen Slawen dagegen 8 Tage vor

der Taufhandlung zu beginnen«, während bei einem Kinde die Catechumenenzeit mit der Taufe zusammenfiel. In der ersten Zeit der russischen Kirche sehen wir nicht, dass die Taufe der Erwachsenen auf gewisse Zeitpunkte — etwa auf Ostern, Pfingsten oder das Fest der Taufe des Herrn — beschränkt worden sei, wie das im 4. Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung beobachtet wurde. Die Apostel tauften jeden zu jeder beliebigen Zeit, und so war es im 11. Jahrhunderte auch in Griechenland! Die Dauer der Catechumenenzeit war im Alterthume durch keine feste Ordnung bestimmt; sie hatte an verschiedenen Orten eine verschiedene Dauer und verkürzte oder verlängerte sich je nach dem Zustande der Catechumenen.*) Die Kirchenversammlung von Laodicea verordnete in ihrem 45sten Canon, dass ein jeder sich zur Taufe Anschickende sich durch Fasten während der ganzen vorösterlichen Fastenzeit hindurch dazu vorbereite. Wir sehen aber auch aus Beispielen desselben 4. Jahrhunderts, dass die Catechumenenzeit sich zuweilen nur auf 7 Tage beschränkte. Demgemäss liess die Kirche von Nowgorod die Catechumenenzeit für einen Esthen, Polowzer oder Bulgaren — da dies rohe und mit dem Christenthume noch gar nicht bekannte Leute waren — 40 Tage dauern, für einen Slawen dagegen, der im 12. Jahrhunderte schon häufig Gelegenheit hatte, das Christenthum in der Nähe zu sehen, begnügte sie sich mit 8 Tagen. Alles dies hat selbstverständlich nur Bezug auf die Erwachsenen, nicht auf die Kinder. In Betracht dieser letzteren fügt Niphont hinzu, dass es »besser wäre, auch diese einige Tage Catechumenen bleiben zu lassen.« Das wird nur begreiflich in Erwägung des Alters, in welchem die Kinder getauft wurden.

In Bezug auf die Gebräuche bei der Taufe selbst, hat der heilige Niphont in seinen Antworten an Kiriak folgende namhaft

*) Clemens Alexandrinus (Strom. lib. 6) setzte für einen Hebräer 12 Jahre an; in den Apostol. Constit. (lib. 8 c. 32) werden 3 Jahre festgesetzt, jedoch hinzugefügt: dass nicht die Zeit, sondern vielmehr die Lebensart abzuwägen sei. Das Concil zu Constantinopel (can. 7) räth, eine Nachsicht nur mit grosser Behutsamkeit eintreten zu lassen. Das Concil von Illiber (in Spanien) setzt (can. 3 und 4) für jeden Heiden 2, für einen Heiden-Priester 3 Jahre fest.

gemacht: 1. Vier Catechisations-Gebete, wahrscheinlich dieselben, die noch heute gebräuchlich sind und die zehnmal wiederholt wurden. 2. Die Abschwörung des Satans, die mit gen Himmel erhobenen Händen geschah; mit dieser Handlung verband man den Sinn: »Dein Uebel rührt mich nicht mehr, nichts bleibt von demselben in mir verborgen, ich halte nichts davon zurück und verberge es nicht in mir.« Niphont sagt, dass man hiermit den unsichtbaren Feind von sich trieb. 3. Die Einsegnung des Wassers, die durch ein dreimaliges Bezeichnen mit dem Kreuze geschah, und 4. das dreimalige Untertauchen des Täuflings im Wasser.

§. 24.

B. Die Salbung (Firmelung).

Die Salbung folgte nach der Regel selbst des tiefsten christlichen Alterthums unmittelbar auf die Taufe. Der Modus derselben vollzog sich nach dem Zeugnisse des Nowgorodschen Prälaten Niphont folgendermassen: »Lege ihm das Taufgewand um, bekränze ihn und sodann salbe ihn mit dem heiligen Chrisam und gieb ihm ein Licht in die Hand.« Oder, wie es in der Geschichte der Taufe der Muromer beschrieben wird: »man salbte sie mit dem Chrisam, bekränzte ihr Haupt mit purpurnen Kränzen, legte ihnen ein Kreuz und weisse Gewänder um so wie Fussbänder und Stiefeln, und gab jedem ein brennendes Licht in die Hand.« Aus dem Vergleiche mit den Zeugnissen der alten morgenländischen Kirche geht hervor, dass diese Handlungen ebenso in der primitiven christlichen Kirche vollzogen wurden, mit Ausschluss dessen, was nicht zum Sacramente selbst gehört. a. Es ist unbezweifelbar, dass die Neugetauften mit neuen, weissen Gewändern bekleidet wurden, was ein Abbild ihres neuen, reinen Lebens sein sollte. b. Von den Kränzen aus Blumen spricht der heilige Chrysostomus zu den sich zur Taufe Vorbereitenden: »Die durch das göttliche Sacrament Geweihten kennen die Kraft dieser Ehre und auch ihr werdet sie bald kennen lernen; dann gedenket meiner Worte, wenn auf eurem Haupte der Kranz liegen wird, der heller leuchtet als die Strahlen der

Sonne.« (Homil. ad baptiz.) c. Ohne von der Salbung als der sichtbaren Seite der sacramentellen Befestigung im neuen Leben zu reden, wollen wir nur die Worte des russischen Rituales anführen: »bestreichet mit dem Chrisam die Stirne, die Nasenlöcher, die Ohren und die eine, rechte Hand.« Das Letzte, die Salbung der rechten Hand allein, ist in den morgenländischen Gebräuchen nicht ersichtlich. d. Endlich war es auch allgemeiner Gebrauch, dass die Neugetauften angezündete Kerzen hielten, die — wie der Theologe sagt — »das Licht vorbilden, mit dem du dem Bräutigam entgegen gehen wirst.«

Nach der alterthümlichen Regel der morgenländischen Kirche wohnten die Täuflinge nach erfolgter Taufe und Salbung acht Tage hindurch dem Gottesdienste bei und genossen — unter Beobachtung des Fastens — täglich das Abendmahl. Dasselbe verlangten auch die Vorschriften der alten russischen Kirche und wurde — wie es aus den von Kiriak aufgestellten Fragen hervorgeht — auch strenge beobachtet. Acht Tage hindurch wurde der Neugetaufte als gebunden angesehen, aber am 8ten Tage wurde er durch Gebet und Abwaschen des Gesichts mittelst eines Schwammes entbunden. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass der Ausdruck der alterthümlichen Vorschriften: »entbinden« nicht nur das Ablegen der weissen Kleidung, sondern auch die Lösung des Verbandes bedeutete, der die mit dem Chrisam gesalbten Körpertheile umschloss. Niphont sagt: »wenn man (zum Priester) sprechen sollte: entbinde schneller, damit das kranke Kind nicht sterbe, so möge er antworten: ist es denn so schlimm vor Gott zu treten mit dem unverletzten Siegel Christi?« Ich würde froh sein, »wenn mir solches begegnet wäre!«

Dieses Sacrament wurde auch an den Lateinern vollzogen bei ihrem Uebertritte zur Rechtgläubigkeit, keineswegs wiederholte man aber auch die Taufe an ihnen. Das Rituale ihrer Aufnahme führt Niphont ausführlich an. Auf dieselbe Art nahm man diejenigen zur Rechtgläubigkeit wieder auf, die während ihrer Gefangenschaft unter Feinden im Bekenntnisse ihres Glaubens geschwankt hatten.

§. 25.

C. Von der Eucharistie.

Ueber die Eucharistie finden sich der Bemerkungen genug in unserem Reglement, nicht einmal zu gedenken der Frage über die Personen, denen die Bereitung der Prosphore (des geweihten Brodes) zustehe. Kiriak fragte den Niphont, ob man das Sacrament mit einer Prosphore vollziehen könne? Niphont antwortete: »Wenn es weit in einem Dorfe und eine andere Prosphore nicht zu bekommen ist, so mag eine genügen. Ist aber ein Markt in der Nähe, wo man (eine Prosphore) kaufen kann, so genügt die eine nicht.« Eine verständige und sehr bemerkenswerthe Antwort. Sie beweist, dass der Hirte Nowgorod's das Wesen des Sacramentes vollkommen begriff, d. h. dass zur Eucharistie selbst nur ein Brod nothwendig sei; denn »ein Brod ist es, so sind wir viele ein Leib und werden alle eines Brodes theilhaftig« (1. Cor. X, 17), sagt der Apostel. Indem er Belehrung über die für die Verstorbenen abzuhaltende Liturgie ertheilt, sagt derselbe Prälat: »Die Liturgie für die Ruhe der Verstorbenen vollziehe immer mit drei Prosphoren, eine grosse, von der du das Lamm (Agnez) *) zu entnehmen hast, bei welchem der Todten nicht erwähnt wird, die anderen beiden aber für die Ruhe der Verstorbenen.« Auch hier also ist die unumgängliche, die wichtigste Prosphore nur eine — die grosse. In Bezug auf die übrigen Prosphoren, so viele ihrer waren, wollen wir nur bemerken, dass aus den alten Ritualen keine bestimmte Anzahl derselben hervorgeht und keine feststehende Regel dafür angegeben ist. So ist z. B. von dem Rituale des Antoniewschen Klosters aus dem 12. Jahrhunderte eine bestimmte Zahl der Prosphoren nicht angegeben. Nach der

---

*) Für die protestantischen Leser diene zur Erläuterung, dass der mittlere Theil des geweihten Brodes, der in der vorbereitenden Liturgie demselben entnommen wird, das »Lamm« oder Agnez heisst.

Anm. d. Uebers.

Beschreibung des Verfahrens mit der Haupt-Prosphore sind nur angezeigt: a. das Gebet: »Der Herr wolle das Opfer zur Ehre des Heiligen annehmen«; b. das Gebet: »Er genehmige (unser Flehen) um Gesundheit und Errettung«; c. das Gebet: »Der Herr wolle gedenken der Seelen der Entschlafenen« — und weiter nichts. Dasselbe sehen wir in den angeführten Regeln Niphont's. Wenn der Zwang der Umstände kein Hinderniss in den Weg legte, so feierte man den Gottesdienst mit mehr als einer Prosphore, mit wie vielen aber, davon sagen die Regeln nichts, wo sich aber ein Mangel ergab, begnügte man sich mit einer einzigen. Noch heute ist ein Rituale bekannt (im Auferstehungskloster, Rituale von 1380), wo sich die Feier der Proscomidie (der vorbereitenden Liturgie) auf die Zubereitung des Lammes (Agnez) beschränkt. In den ersten Zeiten des Christenthums brachte jeder Abendmahlsgenosse seine Gaben mit, folglich konnte damals selbstverständlich die Anzahl der Prosphoren gar nicht bestimmt werden. Niphont hielt es für angemessen, dass zu einer für die Ruhe Verstorbener bestellten Liturgie zwei Prosphoren dargebracht würden; d. h. eine zum Gedächtniss d e s Verstorbenen, für den namentlich die Feier vollzogen wird, die zweite für die anderen. Der Metropolit Clemens machte denen, die auch zu einem Todtenamt eine Prosphore, zugleich mit dem Collyba (mit Honig gekochter Waizen) darbrachten, die Bemerkung: dass es in Constantinopel nicht also gehalten werde, wo die Prosphore für die Ruhe Verstorbener in den Altar gebracht werde. Alles dieses beweist, dass man damals noch des alten Gebrauches der Kirche gedachte: das Seine für sich selbst und die Seinigen zum Altare zu bringen.

Es ist bekannt, dass man im 11. und 12. Jahrhunderte im Oriente schon nicht mehr so oft zum Tische des Herrn ging als in alten Zeiten, und zwar aus religiösem Kaltsinn, wenn bei einigen vielleicht auch aus dem Gefühle der Unwürdigkeit. Auch in der russischen Kirche glaubte man sich statt des Abendmahles mit dem Antidor (gesegneten Brode) begnügen zu können. Dem ohngeachtet bezeugen sowohl eine Menge der Fragen Kiriak's als wie einige deutliche Aeusserungen der Alten, dass zu jener Zeit in der russischen Kirche fromme Laien nicht grade selten das

Abendmahl genossen. Darum gab der Metropolit Johann auch als Regel an: denjenigen nicht für einen Christen zu halten, der im Laufe des Jahres kein einziges Mal communicirt hatte. Besonders war Ostern die üblichste Zeit für die Communion. Am ersten Feiertage communicirten Alle, sowohl die Alten als auch die Kinder. In Bezug auf die letzteren sagt Niphont, indem er einige Bedenken löst, unter anderem: dass, da sie nicht immer und nicht alle das Ende der allgemeinen Liturgie abwarten können, man heilige Gaben von der Liturgie des Sonnabends übrig lassen solle, um mit diesen die Kinder am ersten Feiertage gleich nach dem Frühgottesdienste communiciren zu können.

Viele Fragen sind in Bezug darauf vorgelegt worden, wem man das heilige Sacrament vorzuenthalten habe? Eine kluge Antwort war auf die naive Frage ertheilt worden: »ob man einem solchen das Abendmahl reichen dürfe, bei dem Eiter aus dem Munde fliesse?« »Ganz gewiss — antwortete Niphont — denn nicht dieser Gestank beeinträchtigt das Heiligthum, sondern der Gestank der Sünde.«

In Bezug auf den sich zum Gottesdienste vorbereitenden Priester fragte Kiriak unter anderem: ob es erlaubt sei, den Gottesdienst zu verrichten, wenn man — nach dem Abendessen — die Nacht nicht geschlafen, sondern mit Singen und Lesen zugebracht habe? »Was ist besser — antwortete der Bischof — schlafen oder zu Gott beten?« Die Frage des Kiriak ist deshalb bemerkenswerth, weil aus ihr hervorgeht, dass sich im Orient die Priester zu alten Zeiten durch nächtliches Singen und Beten auf den Gottesdienst vorbereiteten.

Aus den Antworten der russischen Hirten, eines Niphont, Sawa, Johann, ersehen wir, dass damals die Liturgieen des Chrysostomus und Basilius des Grossen bekannt waren, so wie das Rituale der Liturgie mit den vorhergeweihten Gaben, dagegen lassen die Rituale der Zubereitung des (Opfer-)Lammes für diese letztere Liturgie, so wie der zu Gunsten der Kranken zu vollziehenden, ebenso das Rituale der Communion gefährlich Erkrankter — eine grössere Genauigkeit wünschen.

§. 26.

D. Die Beichte.

»Wenn Jemand zu mir kommt, um seine Sünden zu bekennen — fragte Kiriak — darf ich da, Gebieter, ihn zu einem Anderen weisen?« »Es wird sündlich sein, ihn nicht anzunehmen« antwortete der Hirte. »Ich bin aber unwissend und unverständig« bemerkte Kiriak. Der Hirte erwiederte: »Aus Liebe zu dir will er Alles vor dir enthüllen, zu einem Anderen dagegen wird er nicht gehen, oder — aus Scham — nicht Alles beichten. In einem solchen Falle mögest du ein heiliger Mann sein, Wunder reden und Todte auferwecken, — wenn du ihn aber nicht annimmst, so musst du in die Qual gehen, ebenso, wenn du ihn zwar annimmst aber nicht besserst, er jedoch bleibt ohne Sünde.« Das letztere dürfte kaum billig sein; man soll beichten und rechtschaffene Werke der Busse thun nicht um eines gewissen Menschen Willen. Nach wiederholten Bitten des demüthigen Kiriak erlaubte ihm der Hirte, den Beichtenden einem Anderen zuzuweisen, nur dass solches geschehe »mit Liebe und wenn der Andere erfahren ist, weil die Beichte Sache der freien Wahl sei.« Der Prälat Johann ordnete Folgendes an: »Will Jemand von einem Beichtvater zu einem anderen übergehen, so sage ihm, er solle sich von jenem losbitten. Wenn du jenen Beichtvater nicht betrüben willst und dich entschliessest, den Bittsteller im Geheimen anzunehmen, so sage ihm, er möge bei jenem nichts desto weniger um das Gebet nachsuchen und ihm das übliche Geschenk machen, die Seelenpflege von deiner Seite aber geheimhalten und deinem Rathe folgen; wenn er aber bei dir ebenso bleiben werde, wie bei jenem, so werde er keinen Nutzen von dem Wechsel haben.«

In Bezug auf die Büssenden unterscheiden sich die Regeln der russischen Hirten durch eine verständige Nachsicht. »Wenn ein Mensch beichtet, aber viele Sünden hat, wie soll man da zu Werke gehen?« fragte Kiriak. Der Prälat Johann befahl, in solchem Falle nicht sofort eine Epitimie zu verhängen, sondern ihn zu unterweisen und ihm etwas Geringes aufzuerlegen, sodann aber allmählig hinzuzufügen, ohne ihn doch zu sehr zu belasten.

Ein anderer unserer Oberhirten — unbekannten Namens — schrieb: »Hört, meine vielgeliebten und ehrsamen Priester, ich, der grosse Sünder habe vernommen, als ob meine Freunde, die Priester, einen Menschen, der viel gesündigt hat, nicht zur Beichte annehmen! Solche verschliessen aber damit das Reich Gottes vor dem Menschen. Dafür wird es auch vor ihnen selbst verschlossen werden — und nicht nur das, sie werden auch ein böses Gericht auf sich herabziehen. Denn der Herr selbst spricht: »ich bin nicht gekommen die Gerechten, sondern die Sünder zur Busse zu rufen.« Denen die irgend einen Menschen zur Beichte annehmen, gebt dieses Gebot: den Willensschwachen und Gebildeten aber Gottesfürchtigen legt eine grössere Last auf; dieselben, wenn sie solches mit Geduld ertragen, werden grösseres Heil für ihre Seelen erwerben. Diejenigen, die viel gesündigt haben und unwissend sind, die belastet mit einer geringen Epitimie, damit sie nicht — aus Scham verzweifelnd — zu Grunde gehen mögen.« Kiriak fragte: »müssen sich Ehegatten in Erfüllung der Epitimie gegenseitig helfen?« Niphont antwortete: »das ist wünschenswerth, muss aber freiwillig geschehen. Wie Brüder einander helfen, so sollen es auch die Ehegatten.«

In den Händen Kiriak's befand sich ein Buch, in welchem gesagt war: dass 10 Liturgieen, die man als Ersatz einer Epitimie bestelle, auf vier Monate von Sünden befreien, 20 Liturgieen die Sünden von acht Monaten, 30 aber die eines ganzen Jahres wegnehmen. Das ist etwas in der Art der lateinischen Indulgenzen. Noch heute ist ein ähnliches Machwerk bekannt, wahrscheinlich das Werk eines unirten Griechen: »Die Gebote und Regeln der 318 Väter von Nicäa, auf welcher Versammlung der Papst Sylvester war«, wo dasselbe leichte Mittel zur Entsündigung vorgetragen wird. Mit Unwillen antwortete Niphont dem Kiriak: »Was soll das bedeuten? wenn es so wäre, so könnte ja der Reiche unbehindert sündigen und nur für den Gottesdienst bezahlen, während er sich selbst in Nichts zu beschränken hätte! Nein, das taugt nichts!« Niphont beschränkte auch die Nachsicht gegen diejenigen, die sich nur während der grossen Fastenzeit von schweren Sünden enthielten — eine Nachsicht, die sich auf die Regel Johann's des Fasters gründete.

§. 27.

E. Die Ehe.

Das Christenthum — der reine, himmlische Glaube — fand, bei seiner Aufnahme in der russischen Gesellschaft, viele Unregelmässigkeiten in dem Familienleben des russischen Volkes vor, Unregelmässigkeiten, die auch auf das bürgerliche Leben verderblich wirkten. Es bedurfte noch manches heissen Kampfes mit dem Heidenthume.

Schön war die Gewohnheit der russischen Christen damaliger Zeit, dass die sich Vermählenden das Abendmahl genossen. Niphont war der Meinung, das lebenbringende Sacrament in diesem Falle auch dann nicht zu verweigern, wenn selbst auf dem einen der Ehe-Contrahenten eine Kirchenstrafe laste. Diese an sich selbst heilige Regel war damals auch in der Beziehung sehr heilsam, dass sie dem rohen Volke einen Begriff von der Heiligkeit der Ehe beibrachte. Das gemeine Volk hielt sich nicht für verpflichtet, zum Ehebunde den kirchlichen Segen zu erbitten, den es nur als ein Vorrecht der Fürsten und Bojaren betrachtete. Diese Licenz war die Frucht der groben, heidnischen Wildheit, die den ehelichen Bund einer unbedingten Willkühr anheim stellte, wie darüber der ehrw. Nestor geschrieben hat. Bei den Serben, selbst noch zur Zeit des ersten serbischen Bischofes, des heiligen Sawa, nahm das gemeine Volk seine Frauen ohne kirchlichen Segen und hielt die Trauung, ebenso wie das Volk in Russland, für eine nur den höheren Klassen zustehende Auszeichnung. »Wir geben — sagt der Metropolit — den Leuten, die nach ihrer Herkunft wie nach der allgemeinen Meinung dem gemeinen Volke angehören, Folgendes wohl zu bedenken: dass nur die im göttlichen Gesetze Unbewanderten den einfachen und unwissenden Leuten eine solche Verbindung der Geschlechter gestatten können; ohne die Kirche Gottes, ohne Segen schliessen sie den Ehebund und nennen das einen geheimen Fang! Denen, welche sich die Frauen auf diese Art nehmen, soll eine Kirchenstrafe gleich Hurern auferlegt werden.« In einer anderen Vorschrift, welche diese Gewohnheit des gemeinen Volkes als in

klarem Zusammenhange mit dem Heidenthume stehend darstellt, gebietet der Hirt: mit aller Sorgfalt die Unwissenheit aufzuklären, zu unterweisen, zu ermahnen und mit der Drohung der Excommunication zu erschrecken.

Das heidnische Leben der Russen hatte Vielweiberei gestattet. Die Kirchenordnung Jaroslaw's belegte den Mann, der zwei Weiber hielt, mit einer Pön, gebot aber, die zweite Frau in das Kirchenhaus zu führen, damit die Verwandten ein Lösegeld für dieselbe darbrächten. Der Metropolit Johann schrieb von den Schamlosen: »das ist dem Glauben und der griechischen Rechtgläubigkeit zuwider«, und gebot, die Ungehorsamen nicht für Christen zu halten. Ebenso sprach Niphont dagegen.

Die heidnische Sitte hatte den Männern auch gestattet, die Frauen — nach der Laune der Leidenschaften — zu wechseln; das Christenthum bequemte sich aber den Leidenschaften nicht an. Jaroslaw belegte den Mann ausser der Geldbusse noch mit einer Civilstrafe, im Falle jedoch der beiderseitigen Einstimmung des Paares zur Scheidung blieb es bei der Geldpön allein. Das letztere war, wo es sich nicht etwa um Fälle gesetzlicher Scheidung handelte, eine der eingewurzelten Gewohnheit erwiesene Nachsicht. Der Metropolit Johann fand eine dem Geiste des Christenthums mehr entsprechende Verfahrungsweise möglich: er schloss die Schuldigen von dem Genusse des heiligen Abendmahles aus und gebot, das gemeine — mit dem Geiste des Christenthums wenig bekannte —, Volk eindringlich zu ermahnen. Derselbe Metropolit gestattete aber auch demjenigen Manne, der sich aus Gründen der Frömmigkeit von seiner Frau getrennt hatte, selbst der Priesterwürde theilhaft werden zu können, während es der Frau freigestellt wurde, in eine neue Ehe zu treten. Das war im Geiste der damaligen griechischen Frömmigkeit.

Der Metropolit Johann wies in seinen Regeln auch auf die Grenzen hin, welche die Natur selbst durch die Verwandtschaftsgrade der Schliessung von Ehen entgegenstellt, indem er hierbei die Ideen wiederholt, die in der griechischen Kirche Anerkennung gefunden haben. Uebrigens folgten die Fürsten nicht immer diesen Regeln, so wie sie das Verbot desselben Metropoliten, eine

Ehe mit Andersgläubigen zu schliessen, nicht in allen Fällen beachteten.

Ein Priester unterlag der Amtsentsetzung, wenn er — bewusst oder unbewusst — einen zum drittenmal sich Verehelichenden sacramentell eingesegnet hatte. Die Nachsicht gegen menschliche Schwäche ging in diesem Falle nicht weiter, als dass sie ein Gebet zu verrichten gestattete.

§. 28.

F. Die heilige Oelung. Das Begräbniss der Todten.

Niphont verfasste eine Regel, wie das Gebet über die Kranken zu verrichten sei. Aus seinen Worten ist zu ersehen, dass auch die heutige Ordnung der heiligen Oelung dieselbe ist, wie sie damals stattfand, obschon einige Einzelnheiten derselben damals noch nicht beobachtet wurden. Bekanntlich ist der Kanon der heiligen Oelung — den der gottselige Arsenius, Bischof von Corfu, im 10. Jahrhundert verfasst hat — in dem heutigen Rituale, mit einigen Abänderungen des Originales, aufgenommen worden; aber damals fehlte er in dem slavonischen Rituale gänzlich. Nestor schreibt, dass der ehrw. Theodosius die Kranken, die man mit der Bitte um Hülfe zu ihm brachte, dem ehrw. Damian, dem Presbyter und strengen Beobachter der Fasten, mit dem Gebote zusandte: »ein Gebet für den Kranken zu sprechen«, und »unmittelbar nach dem Gebete und der Salbung mit Oel erfolgte auch die Heilung.« Darüber waltet kein Zweifel ob, dass der ehrw. Damian, der Presbyter, Kranke durch das Sacrament der heiligen Oelung heilte. Es scheint, dass Niphont das Gebet der heiligen Oelung: »Unser Vater, Arzt der Seele« u. s. w. auch in Abwesenheit des Kranken, in der Zelle zu halten gestattet habe, was jedoch mit dem richtigen Begriffe des Sacramentes nicht ganz übereinstimmend wäre.

Sehr weise und nützlich für Alle war der Rath, den Niphont der weltlichen Geschäftigkeit ertheilte, mit der Beerdigung eines Verstorbenen nicht gar zu sehr zu eilen. Er verbot die Bestattung eines Todten nach Sonnenuntergang, ja selbst bei ihrem Neigen

zum Untergange, und sagte: »denn er sieht die Sonne zum letzten Male bis zur künftigen Auferstehung.«

Auf die inständige Bitte Simon's, der vom Latinismus zur Rechtgläubigkeit übergetreten war, schrieb ihm der ehrw. Theodosius das folgende tröstliche Gebet: »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Gedenke meiner, Herr, wenn du in dein Reich kommst, wo du jedem geben wirst nach seinem Thun; dann, Herr, stelle deine Knechte Simon und Georgius zu deiner Rechten, würdige sie deiner Herrlichkeit und lass sie deine gütige Stimme hören: Kommt her, Gesegnete meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist.« Simon, der dieses Gebet den Verstorbenen beilegte, fügt hinzu: »Von daher hat sich der Gebrauch befestigt, den Todten eine solche Schrift beizulegen, denn vor dem hat in Russland Niemand etwas der Art gethan.« Wir wollen glauben, dass es vor diesem Falle nicht Sitte war, ein solches oder dem ähnliches Gebet den Todten mitzugeben; doch war das entbindende Gebet auch bei den Griechen üblich, obschon nicht solchen Inhaltes.

Niphont liess ein Grab nicht wieder aufgraben, wenn etwa Jemand mit einem Heiligenbilde beerdigt worden war, »denn er ist ein Christ.« Aus demselben Grunde antwortete er auf die Frage, ob man über Kindern das Todtenamt halten und fürbittend ihrer gedenken solle?: »Wenn es auch in der Stunde der Taufe selbst gestorben wäre, so halte das Todtenamt, denn nicht um ihrer Sünden willen singen wir über den Todten, sondern wie über Heiligen, denn wir müssen jeden Christen für heilig halten, Gott aber richtet Alle.«

Das fürbittende Gedächtniss Verstorbener während 40 Tagen in der Kapelle (so nannte man die Kirche auf dem Gottesacker), sah man für eine unerlässliche Pflicht an. Einige, die die Wichtigkeit dieses fürbittenden Gedächtnisses erkannten, liessen ihrer schon bei Lebzeiten fürbittend gedenken. Niphont sagte, indem er dies verbot: »Es ist besser, einem Bekannten aufzutragen, solches nach dem Tode zu thun. Wenn man aber das fürbittende Gedächtniss der 40 Tage annimmt, so soll man dem, der dasselbe wünscht, ankündigen, dass er sich absolut von Sünden enthalte, denn ein Todter sündigt nicht mehr.«

Niphont sagte, dass Arme auf seine Kosten zu beerdigen ein der Seele nützliches Werk sei. Aus Chroniken erfahren wir von solchen Begräbnissstätten in Nowgorod und anderen Städten.

§. 29. Die Bezeichnung mit dem Kreuzeszeichen.

Bei der tiefen Ehrfurcht, welche die alten Christen der russischen Kirche vor der Kraft des Kreuzes Christi hatten, ist es nicht zu bezweifeln, dass sie sich zum Schirme und Schutze häufig mit dem Kreuzeszeichen bezeichneten. Wie aber bezeichneten sie sich mit demselben?

Als Denkmäler dafür, welche Kreuzesbezeichnung in der alten russischen Kirche gebräuchlich war, sind für uns nur noch wenige Heiligenbilder als Reliquien übrig geblieben.

In der Sophienkirche des Jaroslaw sind auf den aus Mosaik gefertigten Bildern des Prälaten Gregorius auch andere abgebildet, wie sie den Segen spenden — eine Segenspendung, die derjenigen nahe kommt, die heute »die namenausdrückende« (den Namenszug Jesu Christi durch die besondere Beugung der Finger nachbildend) genannt wird. In derselben Weise werden die Prälaten von den Fresken dargestellt, die unlängst in derselben Kirche unter einer vierfachen Lage von Farben entdeckt worden sind. Der Daumen des segnenden Prälaten ist mit dem vierten Finger zusammengelegt, der kleine Finger erhoben, aber nicht gebeugt, und der Zeigefinger etwas zum Mittelfinger geneigt. Auf einem alten Kelche ertheilen der Erlöser und Johannes Chrysostomus den Segen auf dieselbe Weise, während bei dem betenden (Johannes dem) Vorläufer die ersten Finger an einander gelegt sind.

Unter den Reliquien der alten russischen Heiligen sind für diesen Fall die bemerkenswerthesten die Reliquien des ehrw. Spiridon, eines Streiters Gottes aus dem 12. Jahrhunderte. Die ersten drei Finger seiner rechten Hand sind zusammengelegt und die letzten beiden zur Handfläche einwärts gebogen. Die Hand ist so fest zusammengelegt, dass, wenn Jemand den Fingern eine andere Richtung geben wollte, er sie wahrscheinlich eher zerbräche, als es ihm gelänge seinen Zweck zu erreichen. Dem

zufolge ist also die sterbliche Hülle des Ehrwürdigen in der betenden Stellung verblieben, in der sie der Augenblick des Todes fand, und bleibt ein überführender Prediger gegen die Altgläubigen — wäre es doch nicht umsonst! —

§. 30. Die Festtage.

Dem in der Kirche Christi lebenden und wirkenden Geiste Gottes hat es nach seiner Weisheit gefallen, sich zu gewissen Zeiten und in gewissen Personen ganz besonders zu verherrlichen. Auf den Willen des heiligen Geistes merkend, hielt die junge russische Kirche den Ruhm seiner Wege heilig, welche sich schon in früheren Zeiten kund gethan hatten, indem sie die Festtage der rechtgläubigen griechischen Kirche, wie sie damals dort bestanden, annahm. Aber ebenso nahm sie mit Liebe auch die Tage geistlicher Freude der gleichzeitigen slavonischen Kirche an, wie die Festtage der heiligen Cyrillus und Methodius, der slavonischen Aufklärer, des heiligen Wjatscheslaw, des Zcechen, und seiner Grossmutter Ludmilla, des Gewandes der Mutter Gottes, wie es von dem heiligen Andreas, einem bulgarischen Slawen, im Gesichte geschaut ward. Aus dieser selben Aufmerksamkeit auf die Thaten des Geistes der Gnade hat die russische Kirche Festtage angeordnet, zur Verherrlichung der Gnadenwirkungen, die ihr selbst widerfahren sind.

1. Im 11. Jahrhunderte.

a. Der erfreulichste Festtag für die russische Kirche war die Feier der Verherrlichung der heiligen Märtyrer, der Fürsten Boris und Gleb. Ihr Ruhm und ihre Macht im Himmel leisteten Gewähr für das Bestehen derselben auch in der Zukunft, wie sie eine erquickliche Erinnerung des unlängst Geschehenen darboten. Die Wunder, die am Grabe der Märtyrer geschahen, legten Zeugniss ab für ihre Heiligkeit. Im J. 1020 erhob der Metropolit Johann I. mit der Geistlichkeit ihre Reliquien aus der Gruft, öffnete sie und fand sie unverwest, obschon der Leib des Fürsten Gleb gegen vier Jahre im Walde, wo die Mörder ihn hingeworfen hatten, allen Veränderungen der Witterung preisgegeben, liegen geblieben war. Die Särge wurden in eine Kapelle gestellt. Es

erfolgten neue Wunder, und auf den Rath desselben Metropoliten führte der Grossfürst Jaroslaw in Wischgorod eine hölzerne Kirche im Namen der Märtyrer auf. Diese Kirche wurde am 24. Juli, dem Tage der Ermordung des heiligen Boris, eingeweiht und die Reliquien mit Feierlichkeit in diese Kirche gestellt. Es wurde festgesetzt, diesen Tag alljährlich zu feiern, »wie das auch bis heute geschieht,« fügt der ehrw. Nestor hinzu. Diesmal dauerte die Feierlichkeit acht Tage; Jaroslaw bewirthete Reiche und Arme fürstlich. Im J. 1072 ward eine neue Kirche in Wischgorod erbaut und vollzog sich eine neue Feier. Am 2. Mai war eine Versammlung von Bischöfen, Fürsten und Mönchen, »unter ihnen war auch unser ehrwürdiger Vater Theodosius, Abt des Höhlenklosters, glänzend wie eine Sonne« — Zeugen des Ruhmes der heiligen Fürsten; ihre Reliquien wurden von drei Fürsten in die neue Kirche hinübergebracht. Der Metropolit Gregorius öffnete den Reliquienkasten und Wohlgeruch verbreitete sich in der Luft. Gregorius, der bisher an dem Ruhme der russischen Fürsten ungläubig gewesen war, fiel vor den Särgen der Märtyrer nieder, bat um Vergebung seiner Sünde, küsste die Hand des heiligen Boris und segnete mit derselben den Grossfürsten Wsewolod und Andere; der Fürst Swjätoslaw erhielt Heilung von einem lange dauernden Uebel. Die heiligen Märtyrer hörten nicht auf, über ihr leidendes Vaterland Wohlthaten auszugiessen, und noch einmal, im J. 1115, versammelte sich ganz Russland, um die Uebertragung ihrer Reliquien in eine neue, steinerne Kirche zu feiern, welche die Frömmigkeit Monomach's errichtet hatte. Diesmal war die Feier so grossartig, wie sie es vordem noch nicht gewesen war.

b. Im J. 1089 ward vom Metropoliten Johann II. und einer Versammlung von Bischöfen die durch Wunder ausgezeichnete Kirche des Höhlenklosters eingeweiht, die im J. 1073 vom ehrw. Theodosius gegründet worden war. Im J. 1091 entdeckte der fromme Eifer des ehrw. Nestor die Unverweslichkeit der irdischen Ueberreste des Theodosius selbst, und diese wurden von einer Versammlung von Bischöfen in die Kirche des Höhlenklosters hinübergetragen. Der weise Metropolit Nicephor schrieb im Jahre 1108 den Namen des ehrw. Theodosius nach gemeinschaftlichem

Beschlusse in das Register der Heiligen der russischen Gesammtkirche ein.

c. Nach Beendigung und Einweihung der Sophienkirche (im J. 1037), beschloss der Grossfürst Jaroslaw eine Klosterkirche zur Ehre seines Schutzheiligen, des Grossmärtyrers Georgius, zu erbauen. Der Bau der Kirche rückte mit keinem besonderen Erfolge vor; der Bauleute waren wenige, weil sie fürchteten, dass ihre Arbeit für den Fürsten ohne Bezahlung bleiben dürfte. Der gute Fürst »befahl Geld auf Fuhren unter das Gewölbe der goldenen Pforte zu führen und man verkündete dem Volke auf öffentlichem Platze, dass jeder sich eine Nogate ($12^1/_2$ cop. Silb.) für den Tagelohn nehmen solle.« Darnach meldeten sich viele Arbeiter und die Kirche ward vollendet. Der Metropolit Hilarion weihete sie am 16. November ein und setzte sodann den 26. November als den Tag fest, an welchem das Gedächtniss des heiligen Georgius alljährlich zu feiern sei. Aus den Chroniken entnehmen wir, dass man auch späterhin Kirchen und Klöster im Namen des Siegesbringers weihete, nachdem man in Tagen des Kampfes seine Aushülfe erfahren hatte.

d. Um das J. 1092 verordnete der Metropolit Ephrem das Gedächtnissfest der Uebertragung der Reliquien des heiligen Wunderthäters Nicolai — aus der Stadt Myra in Lycien nach der Stadt Bar in Apulien — am 9. Mai zu begehen. Die Veranlassung dazu waren die Wunder des Heiligen zu Wasser und zu Lande, im gesellschaftlichen und Familienleben, die auch unsere Vorfahren geschaut und dem Namen dieses Heiligen so viele Kirchen geweiht haben, wie keinem anderen Heiligen.

e. Es unterliegt keinem Zweifel, dass man auch im 11. Jahrhunderte schon das Andenken des apostelgleichen Fürsten Wladimir und seiner Mutter Olga selig gepriesen habe, obschon es nicht bekannt ist, von wem und wann es verordnet ward, ihr Gedächtnissfest zu begehen.

2. Im 12. Jahrhunderte sind weniger Festtage in der Gesammtkirche eingeführt worden, als im vorhergehenden.

a. Im J. 1160, als man auf Befehl des Fürsten Andreas Bogoljubsky den Grund zu einer neuen Kirche in Rostow aufgrub, stiess man auf die unverwesten Ueberreste der Prälaten Leon-

tius und Jesaias. Dazumal wurde denn auch verordnet, ihr Gedächtniss zu feiern.

b. Im J. 1164 verherrlichte der Sieg dieses selben frommen Fürsten Andreas, den er über die mahomedanischen Bulgaren davontrug, die Kraft des Kreuzes Christi, und zu derselben Zeit besiegte in Griechenland der Kaiser Manuel die arabischen Mahomedaner. Darum wurde in Griechenland wie in Russland die Feier des Kreuzes Christi auf den 1. August anberaumt, während im Kalender des Ostromirowschen Evangeliums noch der 31. Juli zur »Verehrung des ehrwürdigen Holzes« angegeben war.

c. Das Gedächtniss einiger anderer Gott wohlgefälliger Männer Russlands ward an einzelnen Orten hochgehalten, in Erwartung einer besonderen Kundgebung des göttlichen Willens zur Verherrlichung derselben in der Gesammtkirche. So ehrte man den ehrwürdigen Antonius und einige andere Gottesstreiter des Höhlenklosters, den Fürsten Igor und den Nowgorodschen Hirten Nicetas.

§. 31. Streitigkeiten über die Beobachtung des Fastens am Mittwoch und Freitag.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden in der russischen Kirche Streitigkeiten über das Fasten am Mittwoch und Freitag, d. h. darüber, wie man sich an diesen Tagen zu verhalten habe, im Fall ein Festtag auf dieselben fällt? Im J. 1157 vertrieben die Polowzer den gottesfürchtigen Bischof Nestor deshalb, weil er ihnen nicht gestatten wollte, am Mittwoch und Freitag Fleisch zu essen, wenngleich ein Festtag des Herrn auf dieselben fiel, wovon nur Ostern, Pfingsten, Weihnachten und das Fest der Erscheinung des Herrn ausgenommen worden waren. Ein gewisser Theodor, der seines Amtes entsetzte Neffe des Griechen Manuel, Bischofs von Smolensk, verstärkte noch die Abneigung gegen die Anschauungsweise des Nestor von Rostow. Er lehrte ganz das Gegentheil, d. h. dass das Fasten am Mittwoch und Freitag nicht nur an allen Festtagen des Herrn, sondern auch an den Gedächtnisstagen ausgezeichneter Heiliger erlassen werden könne. Vom

neuen Metropoliten Theodor ward Nestor gerechtfertigt (1161), nichts desto weniger sah sich Nestor gezwungen, sich zum Patriarchen Lucas Chrysoberg zu begeben. Der Patriarch verwarf die Ansicht und eigenmächtige Handlungsweise Theodor's und gab Nestor Recht. Mittlerweile dehnte Leon, seit 1158 Bischof von Rostow, die Strenge so weit aus, dass er die Ansicht nicht nur Theodor's, sondern auch Nestor's verwarf und darauf bestand, das Fasten am Mittwoch und Freitag zu Gunsten keines einzigen Festtages aufzuheben. Darüber entbrannte ein heftiger Streit. Leon, von einem örtlichen Concile verurtheilt und wegen Widerspenstigkeit vertrieben, suchte in Griechenland Gerechtigkeit. Er fand den Kaiser in Bulgarien und stritt hartnäckig und unverschämt mit dem bulgarischen Bischofe Adrian, ward aber verurtheilt. Im J. 1168 entbrannte der Streit im Süden Russlands. Polycarp in Kiew, der gottesfürchtige Abt des Höhlenklosters, verfiel dem Gericht und der Verurtheilung, weil er in seinem Kloster die Erlassung der Mittwochs- und Freitagsfasten nicht nur an Festtagen des Herrn und zu Pfingsten, sondern auch an den Gedächtnisstagen der vornehmeren Heiligen geduldet hatte. Einige Bischöfe des Südens und der Fürst von Tschernigow billigten die Meinung Polycarp's, nicht aber der Metropolit und der Bischof von Tschernigow, ein Grieche, welche die Meinung Nestor's aufrecht hielten. Polycarp berief sich zu seiner Vertheidigung auf das Statut der Studiten. Eine Kirchenversammlung jedoch verurtheilte Polycarp zur Einkerkerung, und obgleich auch in der Folge Viele bei der Meinung Polycarp's blieben, so ward der Streit doch nicht wieder erneuert.

Es ist nicht schwer zu begreifen, woher in der russischen Kirche solche Meinungsverschiedenheiten auftauchen konnten. In unseren Chroniken selbst geschieht dessen Erwähnung, dass sich Polycarp zu seiner Rechtfertigung auf das Statut der Studiten berufen habe. Daraus geht hervor, dass Andere ein anderes Statut oder andere Verordnungen im Auge hatten. Und in der That, es ist bekannt, dass der Mittwoch und Freitag im christlichen Alterthume Tage der Enthaltsamkeit, des Halbfastens waren. Dieses Fasten fand im Alterthume nur zu Gunsten weniger grosser Festtage eine Beschränkung. Im Laufe der Zeiten

mehrten sich aber die Festtage in der Kirche und damit nahmen zugleich auch — nach dem Begriffe, den man sich von einem Festtage machte — die Beschränkungen der Mittwochs- und Freitagsfasten zu. So erwiesen sich die Statuten von Jerusalem, der Studiten, des heiligen Berges im 11. Jahrhunderte nicht übereinstimmend mit den Gewohnheiten, die man nach dem 8. Jahrhunderte an diesem oder jenem Orte angenommen hatte. Daher tauchten, ebenso wie in Russland, auch in Griechenland Zweifel über diese Fasten auf, nur machten sie sich hier früher geltend, d. h. im 11. Jahrhunderte, und führten gegen Ende desselben zu neuen Bestimmungen über das Fasten. Ziehen wir die Art und Weise in Betracht, wie die Gottesfurcht sich in Griechenland zu äussern pflegte, so wird es uns wahrscheinlich, dass Leon die allerälteste Regel über das Fasten im Auge hatte, doch achtete seine masslose Strenge der Ausnahmen nicht, die selbst diese alte Regel in Bezug auf das Pfingstfest bestehen liess. Theodor und Polycarp wollten dem Statute der Studiten folgen, während Nestor und der Metropolit sich denjenigen Regeln unterwerfen zu müssen glaubten, die vom 11. Jahrhunderte an in Griechenland eingeführt worden waren — und ihre Ansicht blieb schliesslich die Regel der Kirche. Das dient zum Beispiele, wie nicht jede Anschauungsweise des Alterthums sich auch die Billigung der Gesammtkirche zu erwerben vermag, und wie das hartnäckige Vertheidigen derselben zum Schaden der Seele gereichen kann! Bemerken wir noch die Verschiedenheit der Anschauungsweisen über diesen Gegenstand in Griechenland und Russland. In Griechenland entstanden nur Zweifel über das Mittwochs- und Freitagsfasten, und diese Zweifel beeilte man sich durch den Ausspruch des Patriarchen zu lösen, ohne darüber Streitigkeiten zu erheben, während man dagegen in Russland heftig über den Unterschied der Tage stritt. Auch sieht man nicht, dass in Griechenland diese Frage über den Unterschied der Tage den Glauben selbst berührt habe, während man in Russland sagte: »es habe sich die Leontjewsche Ketzerei erhoben«, — eine Redensart, welche die reine christliche Gesinnung beeinträchtigen musste.

IV. Die Kirchenverwaltung.

§. 32. Die Metropolie von ganz Russland.

Damit der geheimnissvolle Leib Christi sich frei entwickeln könne und in seinem Wachsthume durch keine Hindernisse von Seiten des fleischlichen Sinnes und der Willkür aufgehalten werde, bedarf die Kirche eines Verwalters. Die russische Kirche, sanftmüthig wie der Geist des Evangeliums, nahm die Organisation ihrer Verwaltung von der rechtgläubigen griechischen Kirche an, und zwar in der Person eines Metropoliten von ganz Russland.

Obschon Nestor in seiner Chronik eines Metropoliten zum ersten Male bei Darstellung der Zeit Jaroslaw's des Grossen erwähnt, und namentlich des Metropoliten Theopempt (1038—1049), so bedeutet das doch keineswegs, dass Theopempt erster Kiewscher Metropolit gewesen sei. a. Nestor selbst, der nirgend der Errichtung einer Kiewschen Metropolie erwähnt, spricht doch im Leben der Fürsten Boris und Gleb von dem Metropoliten Johann, der die Reliquien dieser Fürsten im J. 1020 entdeckt habe. b. Ebenso ist es ausser allem Zweifel, dass der Vorgänger des Metropoliten Johann I. Leontius war, der in seiner eigenen Schrift davon Zeugniss giebt. c. Ditmar, ein Zeitgenosse Wladimir's und Jaroslaw's, spricht von einem Kiewschen Erzbischofe im J. 1017. d. Aus diplomatischen Aktenstücken unseres Vaterlandes geht hervor, dass der apostelgleiche Wladimir den ersten Metropoliten aus Constantinopel erhielt. So ist also die Nachricht der Niconschen Chronik, der Stufenbücher und anderer Aktenstücke vollkommen wahr, dass der erste Metropolit der heilige Michael war. Vom Jahre 1035 ab, als Jaroslaw bei der Sophienkathedrale eine Metropolitenwohnung mit allem Zubehör erbaute, wohnte der Metropolit in Kiew, während er früher — zuweilen freilich auch späterhin — seinen Sitz im russischen (Kiewschen) Perejaslawl genommen hatte.

»Nachdem auch ich, Sünder, von dem allerheiligsten katholischen Patriarchen und von der heiligen Kirchenversammlung

der Gnade des heiligen Geistes theilhaft geworden — bin ich zur heiligen Sophia in Kiew, in die Metropole von ganz Russland und zu allen in diesem russischen Lande wohnenden Christen als Hirte und Lehrer gekommen . . . . Wisset ihr nicht, dass die Bischöfe aller russischen Länder unter meiner Gewalt und Botmässigkeit stehen, und ich sie durch die Gnade des allerheiligsten Geistes zu ihrem Amte weihe?« So schrieb zu seiner Zeit der Metropolit Alexis an die Widerspenstigen. Und dasselbe hätte auch der erste Kiewsche Metropolit sagen können, wie die Geschichte zeigt. Von der Kirchenversammlung zu Constantinopel war ein Metropolit für ganz Russland eingesetzt worden — der Metropolit zu Kiew. So war es vom ersten Anfange an, zur Zeit des apostelgleichen Wladimir. Ganz Russland war von dem Concil zu Constantinopel als ein gemeinsames Gebiet angesehen worden, und der Metropolit von Kiew war dessen erster Bischof.

§. 33. Das Verhältniss des Metropoliten zu den Bischöfen und Fürsten Russlands.

Der Geist der Liebe, der die Bischöfe unter der Gewalt des Metropoliten vereint hatte, liess sich auch in allen Beziehungen des Metropoliten wahrnehmen.

Entsprechend dem Geiste der primitiven Kirche Christi war der Kiewsche Metropolit, als der erste unter den Bischöfen, der Hirt der russischen Hirten. Er nahm Klagen wider sie entgegen, untersuchte ihre Handlungsweise, sprach frei oder beschuldigte und setzte neue Bischöfe ein, wie die Regeln des ersten allgemeinen Concils es verlangten. In wichtigen Fällen aber entschied er nichts für sich allein und führte nichts Neues ein, ohne die Versammlung der Bischöfe zu Rathe zu ziehen. »Wenn Bischöfe ihren Metropoliten nicht hören, so versammelt euch, von ihm berufen, bildet ein Concil und weist sie mit väterlichen Ermahnungen zurecht,« schrieb der Metropolit Johann. Drei Bischofssitze (zu Jurjew, Perejaslawl, Belgorod) waren auch offenbar nur zu dem Zwecke so nahe bei Kiew gegründet worden, damit sie im Nothfalle alsbald zum Metropoliten zu kommen vermöchten, wenigstens einige der Rath gebenden Bischöfe. Der Metropolit

seinerseits änderte keine bischöfliche Massnahme ab, ohne vorher mit dem Bischofe der Eparchie Rücksprache genommen zu haben. Er wachte über der Reinheit des Glaubens und der Frömmigkeit der russischen Gesammtkirche. Jeder Bischof hatte in ihm einen dienstwilligen Rathgeber bei zweifelhaften Fällen, einen Helfer in schwierigen Umständen, wie der Metropolit seinerseits die Unterstützung ihrer Liebe und ihres Gebetes erwartete. »Und betet für mich, ehrwürdige Lehrer und Bischöfe des russischen Landes!« So sprach der Metropolit Hilarion. In Bezug auf den Gross- wie die Theilfürsten war der Metropolit ein Lehrer des Glaubens und der Gottseligkeit, und nur in diesem Sinne sprach er zum Fürsten das Wort des Heiles, sprach mit Demuth und evangelischer Liebe, wie es einem Boten der himmlischen Liebe ziemt. Nie mischte er sich aus eigenem Antriebe in bürgerliche Angelegenheiten, gab sich nicht für einen Richter der Fürsten aus, wie das wohl im Abendlande stattfand. Die Fürsten selbst vertrauten sich in ihren Zwistigkeiten gerne dem Urtheil des Metropoliten an und hörten ihn — wie Kinder den Vater — an. Alles das war Sache der Gottesfurcht sowohl des Metropoliten wie der Fürsten — eine schöne Sache, würdig der Dankbarkeit der Nachkommen. In den unglücklichen Zeiten der Zwietracht waren die Metropoliten die Hüter des russischen Landes; sanftmüthig wie Engel, waren sie mit evangelischer Liebe bemüht, die blutige Zwietracht der Fürsten zu beschwichtigen. Sie gingen selbst oder schickten die Bischöfe an den Ort, wo der Streit entbrannt war, und mit dem Worte des Evangeliums beschwichtigten sie die wilden menschlichen Leidenschaften. So beredete der Metropolit Nikolai den Monomach, sich mit Swjätopolk zu versöhnen. Durch Vermittelung des Metropoliten versöhnte sich auch Wjätscheslaw mit Wsewolod. Als Jurji Dolgorukow dem Jaroslaw von Halitsch dessen Vetter ausliefern wollte, sagte der Metropolit zu ihm: »Es ist eine Sünde, dass du das Kreuz küssest und ihn doch im Elende hältst, und nun willst du ihn noch zum sicheren Tode ausliefern!« Und Jurji gehorchte. »Fürst, wir sind von Gott in's russische Land gesetzt worden, um euch vom Blutvergiessen zurückzuhalten,« sagte der Metropolit zum Fürsten Rurik, und zeigte ihm das Mittel, dem Kriege mit dem Gross-

fürsten Wsewolod vorzubeugen. In wichtigen Fällen ertheilten die Metropoliten Rathschläge zum Nutzen des Reiches, wie zum Beispiel Wladimir dem Ersten zur Ausrottung der Räuberei. Sie haben aber von sich aus keine einzige bürgerliche Verordnung aufgehoben, keine weltliche Massregel eingeführt, wie das im Abendlande geschah. Die Grossfürsten wie das Volk begegneten dem Metropoliten stets mit ehrerbietiger Freude, als dem Lehrer und dem Vater Russlands; jeder hielt es für ein Glück, den Segen des ersten Prälaten empfangen zu können. Aber als Herrscher des Landes und Haupt des Volkes konnte der Grossfürst die Metropolitenwürde auch einer Persönlichkeit verweigern, die sich als schädlich für das Land erwiesen hatte.

§. 34. Das Verhältniss zum Patriarchen.

A. Bei der Wahl und Einweihung des Metropoliten.

Das Verhältniss des Metropoliten von ganz Russland zu dem Constantinopolitanischen Patriarchen war nicht sowohl das der Unterwürfigkeit, als vielmehr das eines Bündnisses der jüngeren Kirche mit der älteren.

Der bedeutsamste Einfluss des Patriarchen auf die Metropolie Russlands fand darin seinen Ausdruck, dass er das Recht besass, den Metropoliten von ganz Russland zu wählen und zu installiren. Im Anfange, als eben erst die Bekehrung Russlands zum Glauben erfolgt war, stellte die Lage der Dinge selbst die Wahl und Installation eines Metropoliten von Russland dem Patriarchen anheim; das erkannte und fühlte der rechtgläubige Wladimir.

Aber unter dem weisen Jaroslaw rief die Unzufriedenheit mit den politischen Angelegenheiten des Reiches in Kiew ernstliche Bedenken wach über die Berufung des Metropoliten aus fernen Landen. Es war nicht schwer einzusehen, wie viel Beschwerden es verursache, einen Metropoliten für das Vaterland von jenseit des Meeres her zu erbitten und zu erwarten, und welche Ungelegenheiten es mit sich führe, zum Metropoliten einen Griechen zu haben, der weder die Sprache, noch die Sitten Russ-

lands kannte und sich deshalb in allen Geschäften nothwendiger Weise auf einen Dolmetscher verlassen musste. Dazu kamen noch die Zweifel, die damals von dem Kaiser gegen den Patriarchen Michael Cerullarius erhoben wurden — und so geschah es, dass im J. 1051 von russischen Bischöfen der Russe Hilarion zum Metropoliten von Russland erwählt und installirt ward. »Gelobt sei Gott für Alles — schrieb dieser Prälat — der über mich beschlossen hat, was über meine Kräfte geht... Ich, durch die Gnade des menschenliebenden Gottes Mönch und Presbyter Hilarion, bin nach seinem Wohlgefallen von frommen Bischöfen in der grossen, von Gott zu behütenden Stadt Kiew geweiht und verordnet, dass ich in derselben Metropolit, Hirte und Lehrer sein solle. Solches geschah im J. 6559 (1051) während der Regierung des rechtgläubigen Fürsten Jaroslaw, des Sohnes Wladimir's — Amen!« So schrieb der Metropolit am Schlusse seines Glaubensbekenntnisses. Eine solche Einsetzung des Metropoliten war ebenso übereinstimmend mit den alterthümlichen Regeln der Kirche, als sie dem Begriffe eines Metropolitan-Bischofes entsprach; denn der erste Bischof eines ganzen Gebietes konnte (nach canonischen Regeln) von den Bischöfen seiner Diöcese erwählt und installirt werden. Nach Jaroslaw indessen gewann dasselbe Gefühl lebendiger Frömmigkeit, das Wladimir vermocht hatte, einen vom Patriarchen erwählten Metropoliten aufzunehmen, die Oberhand über jene Bedenklichkeiten, die sich Jaroslaw dargeboten hatten. Die Achtung vor der Hauptstadt der Rechtgläubigkeit, wie Constantinopel damals genannt wurde, die Achtung vor dem dortigen Patriarchen als dem Wächter über der Rechtgläubigkeit, das Bedürfniss endlich der Liebesgemeinschaft liessen es für Recht erkennen, dass der Patriarch selbst den Metropoliten von Russland erwähle und installire. In frommer Demuth begab man sich des alterthümlichen Rechtes, den ersten Bischof des Landes durch die Bischöfe seiner Diöcese wählen und installiren zu lassen, man entsagte der von dem Chalcedonischen Concil gewährten Befugniss, den Metropoliten innerhalb der Grenzen der Metropole selbst zu wählen, und gab sich willig darein, den ersten Prälaten der Landeskirche aus glänzender Ferne zu erwarten. Andererseits eröffnete sich dem Patriarchen durch eine solche

Stellung des Metropoliten ein besseres Mittel, über der Reinheit des Glaubens und der Frömmigkeit in einer neugepflanzten Kirche wachen zu können, ein um so wirksameres Mittel, als die Bildung Griechenlands damals jene Russlands weit überwog, und endlich ein um so nothwendigeres Mittel, als die Herrschsucht Roms gegründete Befürchtungen einflössen musste. So unterwarf in den auf Jaroslaw folgenden Zeiten ein frommer Sinn sich freiwillig der Unbequemlichkeit, einen neuen Metropoliten für Russland nur aus Constantinopel entgegenzunehmen.

Im J. 1145 entfernte sich — von der Zwietracht der Fürsten belästigt — der Metropolit Michael II. aus Russland. Diese eigenmächtige Handlungsweise musste Russland natürlich missfallen, dennoch wartete man die Rückkehr oder den Tod Michaels ab. Mittlerweile waren auf dem Patriarchensitze Unordnungen ausgebrochen. Der Patriarch Michael war im J. 1146 gezwungen worden, sich von seinem Amte loszusagen. Sein Nachfolger Cosmus II. legte seine Vorliebe für einen überführten Bogomilen, Niphont, offen an den Tag und wurde dafür (26. Febr. 1147) vom Patriarchenstuhle gestossen, der darnach bis zum December 1147 unbesetzt blieb, wo Nicolai Musalon ihn bestieg. Bei solchen Unordnungen beschloss der Grossfürst Isaslaw, dem Beispiele Jaroslaw's zu folgen. Er berief im J. 1147 eine Versammlung der Bischöfe, um durch sie den ersten Bischof Russlands wählen und installiren zu lassen. Zum Unglück herrschte damals unter den Fürsten weder Einigkeit noch Ordnung. Georg von Susdal, mehr herrschsüchtig als fähig Russland zu regieren, führte mit Isaslaw einen blutigen Krieg um den Kiewschen Thron; gleichzeitig herrschte eine eben solche Feindschaft unter den Theilfürsten. Bei so bewandten Umständen war es aber sehr schwer, dieselbe Entscheidung in Betreff des Metropoliten zu treffen, die der alleinherrschende Jaroslaw getroffen hatte, und das um so mehr, als eine lange Gewohnheit sich in den Begriffen der Menge zu einem Gesetze gestaltet hatte. Der Tschernigowsche Bischof Onuphrius sprach zur Versammlung: »Ich habe erfahren, dass der Versammlung der Bischöfe der Auftrag geworden sei, einen Metropoliten einzusetzen.« Niphont, der Bischof von Nowgorod, und der Grieche Manuel,

Bischof von Smolensk, erwiederten, dass der Patriarch den Metropoliten einzusetzen habe, dass eine solche Regel nicht bestehe, nach welcher die Bischöfe den Metropoliten zu installiren hätten, und weigerten, sich mit einem solchen Metropoliten zu dienen, der seinen Sitz ohne den Segen des Patriarchen einnehmen würde. Ueber die Person des zu Erwählenden konnte Niemand etwas Nachtheiliges sagen, er war zu bekannt sowohl in Betreff seines strengen Lebens wie seiner Bildung; es war Clemens, ein strenger und aufgeklärter Streiter Gottes. Onuphrius schlug vor, den Mangel der patriarchalischen durch eine andere Einsegnung zu ersetzen: »Wir haben hier das Haupt des heiligen Clemens, und bei den Griechen vollzieht man die Einsegnung durch die Hand Johannis des Täufers.« Eine neue Sonderbarkeit. So zieht ein Irrthum den andern nach sich. Man irrte, wenn man glaubte, dass nur der Patriarch einen Metropoliten weihen könne, während doch diese Weihe, ebenso wie die des Patriarchen selbst, nach ihrem sacramentellen Character nichts Anderes ist, als eine Bischofsweihe, und also durch Auflegung bischöflicher Hände vollzogen werden konnte und sollte (1 Timoth. IV, 14. 2 Timoth. I, 6). Ein Anderes ist die Beziehung zum Staate, ein Anderes der Geist der Liebe, der die örtlichen Kirchen zu der einen Kirche Christi verbindet. Nach dem Geiste dieser Liebe durfte die Wahl und Installation eines russischen Metropoliten nicht ohne den Rath der morgenländischen Hirten vollzogen werden. Onuphrius sagte mit Recht: »Es ist uns erlaubt, die Einsegnung zu vollziehen;« aber das Haupt des heiligen Clemens hätte die Uebereinstimmung mit der Constantinopolitanischen Kirche, sobald diese zerrissen war, nicht ersetzen können! Ungeachtet des Widerspruches Niphont's wurde Clemens zum Metropoliten geweiht und eingesetzt. Niphont wurde im J. 1149 wegen seiner scharfen Aeusserungen über den neuen Metropoliten nach Kiew berufen und blieb in Haft, bis Georg sich Kiew's bemächtigte. Der Patriarch Nicolai schickte Niphont ein billigendes Schreiben für seine Ergebenheit an den Patriarchenstuhl zu, er sandte aber keinen neuen Metropoliten, so lange nicht starke Stimmen dafür in Russland laut wurden. Im J. 1154 starb Isaslaw, »der Fürst und Vater seiner Unterthanen«. Da eilte man in Constantinopel, wo

man längst von der Gesinnung seines Nachfolgers Georg unterrichtet war, einen neuen Metropoliten nach Russland zu entsenden. Aber das Glück wandte dem herrschsüchtigen Georg noch einmal den Rücken. Die Kiewer nahmen Rostislaw, den Bruder Isaslaw's, mit Triumph auf. Zu Ende des Jahres 1155 jedoch verlor Rostislaw den Thron und Clemens sah sich genöthigt, zu fliehen. Der gutherzige Niphont eilte dem griechischen Metropoliten entgegen, starb aber in Kiew. Georg nahm den neuen Metropoliten Constantin mit grossen Ehren auf. Der Grieche Manuel sowie Cosmus, der Bischof von Polotzk, trieben ihren Hass gegen Clemens so weit, dass sie Constantin zu bereden suchten, alle von Clemens Ordinirten für nicht ordinirt zu erklären. Aber Constantin, der nicht das war, was der domesticus Manuel, gab den Priestern und Diakonen, die von Clemens ordinirt waren, alsbald wieder den Befehl, den Gottesdienst zu verrichten; demohngeachtet verstärkte die zeitweilige Einstimmung Constantin's in das Anmuthen Manuel's die Unzufriedenheit mit dem ersteren. Im J. 1159 stellten die Söhne Isaslaw's durch die Gewalt der Waffen dem Rostislaw von Smolensk den Kiewschen Thron zu Gebote, mit der Bedingung, Clemens wiederum an die Spitze der Kirchenverwaltung zu berufen. Rostislaw, der Verbündete des verstorbenen Georg, ging jedoch auf diese Bedingung nicht ein. Der Zwiespalt dauerte fort. Ein Fürst des Nordens, Andreas Bogoljubsky, benutzte diesen Stand der Dinge, um den Patriarchen zu bitten, einen besonderen Metropoliten für den Norden Russlands zu senden. Der Patriarch sah wohl ein, dass die Erfüllung dieser Bitte den Zwiespalt der Gemüther nur verstärken würde, ja eine vollkommene Trennung des Nordens von dem Süden bewerkstelligen könnte, zum Schaden beider. Seine Macht nicht gebrauchend, bat er daher den frommen Fürsten, von seinem Begehren abzustehen, und dieser ging darauf ein. Die Fürsten des Südens beschwichtigten mittlerweile ihren Streit dadurch, dass sie übereinkamen, weder Clemens noch Constantin sollten Metropoliten sein, sondern ein solcher aufs neue aus Griechenland berufen werden. Constantin starb bald darauf in bitterer Reue darüber, dass er, wenn auch ohne Schuld, die Ursache so hartnäckigen Haders zwischen Fürsten, Geistlichkeit und Volk ge-

wesen war. Der neue, von Rostislaw berufene Metropolit starb vor Ablauf von drei Jahren. Rostislaw, der die Verdienste des Clemens vollkommen anerkannte, wünschte ihm sein Hirtenamt wiederzugeben und schickte einen Gesandten nach Griechenland, um die Einwilligung des Patriarchen zu erhalten. Aber unterwegs begegnete der Gesandte schon dem neuen Metropoliten Johann. Rostislaw war unzufrieden, nahm aber, beschwichtigt durch die Wohlwollensbezeigungen des Kaisers wie des Patriarchen, Johann an, unter der Bedingung jedoch, dass man künftighin keinen Metropoliten ohne die vorläufige Einwilligung des Grossfürsten, aus Griechenland nach Russland senden solle. In diesem Verhältnisse zum Patriarchen blieb fortan die Wahl des Metropoliten bis zu dem Einfalle der Mongolen.

§. 35.

B. Das Verhältniss des bereits installirten Metropoliten zum Patriarchen.

Obschon nun somit dem Patriarchen das Recht geblieben war, den Metropoliten Russlands zu weihen, so überliess der Patriarch doch, nachdem er einen würdigen Metropoliten installirt hatte, diesem Vorsteher der russischen Kirche die freie Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten nach der Anleitung des Trösters, des heiligen Geistes, und nach den Gesetzen der rechtgläubigen Kirche. Der Metropolit verehrte im Patriarchen seinen geistlichen Vater, wie er selbst der Vater seiner Heerde war. Davon legen die Begebenheiten dieser ersten Periode der russischen Kirche ein hinlängliches Zeugniss ab. Wo die kirchlichen Angelegenheiten nach feststehenden Kirchengesetzen geordnet werden konnten, da wurden sie vom Metropoliten und seinem Rathe der Bischöfe abgeschlossen. Die Urtheilssprüche seines Tribunals gingen nicht zur Bestätigung an den Patriarchen. Die russische Metropole hatte die Rechte einer Metropolitan-Statthalterschaft (Exarchie), ja ihre Entfernung von Constantinopel und die unabhängige politische Stellung Russlands machten es nöthig, dem Metropoliten von Russland noch grössere Rechte einzuräumen, als den Exarchen Griechenlands. Er war nicht nur

keinem der drei Metropolitan-Exarchen Griechenlands untergeordnet, sondern der Patriarch sandte ihm auch die Zuschriften unter bleiernem Siegel, eine Ehre, deren nur gekrönte Häupter und Patriarchen gewürdigt wurden (Stritter, Byzant. Gesch. 3, 158). Aus dem Bedürfnisse nach christlicher Gemeinschaft und geleitet von dem Geiste der Demuth, welcher einer jüngeren, gegenüber der älteren Kirche nothwendiger Weise zusteht, blieb der Metropolit von Russland in stetem Verbande mit dem Patriarchen. Wenn die kirchlichen Angelegenheiten dem Metropoliten Verlegenheiten bereiteten und er die Unzufriedenen nicht zu beschwichtigen vermochte, wie das in der Frage über das Fasten der Fall war, so wandten sich der rathlose Oberhirte wie der unbefriedigte Fragesteller mit ihren Klagen an den Patriarchen von Constantinopel. So thaten die Bischöfe Nestor und Leo. Von selbst versteht es sich, dass, wenn etwa der Metropolit selbst sich einen ernsten Tadel zugezogen hätte, das Gericht über ihn nur dem Patriarchen und seinem bischöflichen Rathe zugestanden haben würde. Der Metropolit, wenn nur die Umstände es erlaubten, pflegte selbst den Versammlungen von Constantinopel beizuwohnen. So sehen wir ihn unter den Gliedern der Constantinopolitanischen Concile von 1067, 1099 und 1155. Die Chronik berichtet von dem Metropoliten Georgius, dass er im J. 1037 in Constantinopel gewesen sei, — wahrscheinlich, um irgend welche Zweifel in Betreff der Angelegenheiten seiner Kirche zu lösen.

§. 36. Die Bischöfe und die bischöfliche Gewalt.

Wenn Nestor auch nicht sagt, wo und für wen — bei Einführung des Christenthums in Russland — zuerst Bischofssitze errichtet wurden, so spricht er doch von Geistlichen, die — begreiflicherweise — nicht aus eigener Machtvollkommenheit im priesterlichen Gewande erscheinen konnten. Ebenso heisst es bei ihm in Bezug auf die Zeit Wladimir's: »und die Bischöfe sprachen zu Wladimir.« Das letztere bezieht sich auf die Zeit des Leontius, des zweiten Metropoliten (992—1008). Aehnliches sagt in Bezug auf die Zeit Wladimir's, noch vor Nestor der Metro-

polit Hilarion: »Du — spricht er zum heiligen Wladimir — hast dich oft in Gemeinschaft unserer neuen Väter, der Bischöfe, in grosser Demuth mit ihnen berathen, wie dieses Gesetz (der Kirche) inmitten von Leuten einzuführen sei, die unlängst erst den Herrn erkannt hatten.« Mochte es auch zur Zeit des ersten Kiewschen Prälaten genügt haben, Priester zu erwählen und zu weihen, die geschickt waren durch Predigt und Gottesdienst im Glauben zu unterweisen, so war es doch zu den Zeiten Leo's nothwendig, auch Bischöfe einzusetzen, zur Aufrechthaltung des Glaubens und der guten Ordnung, wie nicht minder zur Ergänzung der allmählig einschmelzenden Zahl der Priester, besonders in den entfernteren Gebieten des Reiches. Diese Annahme der Zeit, wo die ersten Bischofssitze in Russland gestiftet sein dürften, stimmt ganz mit den wenigen Angaben der Chronikenschreiber überein, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Es ist unbezweifelbar, dass im J. 992 erster Bischof in Nowgorod Joachim, in Rostow dagegen Theodor war. Die Nikonsche Chronik und das Stufenbuch versetzen auch in dies 992. Jahr die Errichtung von Bischofssitzen in Tschernigow, Belgorod und dem volhynischen Wladimir. Und das ist auch in der That sehr wahrscheinlich; denn die von Kiew so weit entfernten Bischöfe von Nowgorod und Rostow konnten unmöglich oft zur Berathung nach Kiew kommen; während doch der Metropolit Hilarion von solchen Berathungen mit versammelten Bischöfen spricht. Im J. 1180 legte man dem Metropoliten Johann die Frage vor: ob es erlaubt sei, die Zahl der Bischöfe zu vermehren? und der Metropolit antwortete, dass da, wo eine starke Bevölkerung und viele Städte seien, die Errichtung neuer Bischofssitze eine wohlthätige und keine ängstliche Vorsicht erheischende Sache sei. Wenn solches überdem dem Staatsoberhaupte genehm sei und die örtlichen Einwohner es wünschen, so stehe dem kein Gesetz entgegen. Frage wie Antwort beweisen, dass man das Bedürfniss fühlte, die Eparchieen zu vermehren; doch begegnete der Metropolit Johann auch Hindernissen bei der Sache. Es ist bekannt, dass um das J. 1068 in Tmutoracan ein Bischofssitz bestand; er wurde aber bald aufgehoben, nachdem Tmutoracan von den Polowzern verwüstet worden war. In Perejoslawl,

in Jurjew und Turow bestanden im J. 1072 Bischofssitze. Aus den Zeugnissen vom Anfange des 12. Jahrhunderts sind zehn, aus denen vom Anfange des 13. Jahrhunderts vierzehn Bischofssitze bekannt.

Die russischen Hierarchen, denen eine Eparchie anvertraut worden war, wurden »Bischöfe« genannt. Nur in Nowgorod — und das erst um das J. 1165 — wurde der Bischof Johann durch den Titel eines »Erzbischofes« ausgezeichnet, ein Ehrenvorzug, der auch auf seine Nachfolger übergehen sollte. Er war durch ein strenges und tugendhaftes Leben bekannt, und Nowgorod hatte nach seiner Bedeutung für Russland allerdings ein Recht, für seinen Hirten eine Auszeichnung zu beanspruchen. Darum bewilligte der Metropolit Johann IV. den Nowgorodern gern die Bitte, ihrem Hirten den Titel eines Erzbischofes zuzuerkennen.

Die Wahl des Bischofes in einem Theilfürstenthume hing von dem Fürsten als dem Vertreter der Volksstimme ab, und dieser stellte den Erwählten dem Metropoliten zur Bestätigung vor. Als im J. 1183 der Metropolit Nicephor für Rostow einen Bischof Nicolai ernannt hatte, schrieb ihm der Fürst: »Nicht das Volk unseres Landes hat diesen erwählt, darum gieb mir den Lucas, einen Mann voll Sanftmuth und demüthigen Geistes.« Und der Metropolit gab seinem Begehren nach. Bei dieser Gelegenheit bemerkt der Chronikenschreiber: »denn es ist nicht würdig, ein Prälatenamt aus Gewinnsucht zu erhaschen, sondern besser zu warten, bis Gott uns beruft und Fürst und Volk uns begehren.« Für Nowgorod hatte der Grossfürst Jaroslaw selbst den Lucas zum Bischofe erwählt, als aber das Volksregiment dort erstarkte, wurde der Erzbischof durch die Volksversammlung in Gemeinschaft mit dem Fürsten, den Aebten und der Geistlichkeit der Sophienkirche erwählt. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts an wurde die Wahl durch das Loos entschieden.

Von dem Willen des Fürsten hing die Entfernung eines Bischofes von seinem Amte ab; wenn dies aber mit Umgehung des geistlichen Gerichts geschehen war, so wurde dieselbe für ungesetzmässig angesehen. Als Nestor von dem Fürsten aus Rostow vertrieben worden war und Leo seine Stelle eingenommen hatte, sagte man, dass Leo seinen Sitz nicht rechtmässig eingenommen

habe, »da Nestor noch am Leben sei.« Die eigenmächtigen Nowgoroder entfernten während ihrer Wirren aus eigener Machtvollkommenheit ihre Hirten von der Verwaltung, ja häuften auf ihre würdigsten Prälaten Unbillen und Schmach. Im J. 1211 kerkerten sie ihren Erzbischof Mitrophan ein und wählten an seiner Stelle Antonius. Im J. 1219 vertrieben sie Antonius und setzten Mitrophan wieder ein; bald aber bedachten sie sich und schickten beide vor das Gericht des Metropoliten, welcher den Mitrophan für Nowgorod bestätigte und dem Antonius den Bischofssitz zu Peremyschl gab. Im J. 1223, nach dem Tode Mitrophans, erwählten sie Arsenius, »einen sehr braven und gottesfürchtigen Mann.« Aber schon nach zwei Jahren riefen sie Antonius zurück und da dieser in das Kloster zu Chutin eingetreten war, beriefen sie wiederum (1228) Arsenius, den sie jedoch in demselben Jahre »wie einen Bösewicht am Kragen fassten« und beinahe erschlugen!

Die Gewalt, die der Bischof in seiner Eparchie ausübte, war, den Regeln der morgenländischen Kirche gemäss, eine geistliche. Er setzte die Diener des Altars ein, richtete und strafte sie nach dem Kirchengesetze. »Es ist nicht verboten — schrieb der Metropolit Johann — sondern erlaubt im Geiste christlicher Liebe — die Andere zu trösten bereit ist — auch im Gebiete eines anderen Bischofes den Gottesdienst zu verrichten, wenn es mit der Erlaubniss desselben geschieht. Man soll aber niemals Rechte kränken. Wer in einem anderen Gebiete geistliche Handlungen verrichtet, begeht eine Handlung, die nicht kirchlich ist sondern den beschuldigt, der eigenmächtig ohne Demuth und ohne Erlaubniss des örtlichen Bischofes auf solche Art verfährt.« Als Dolmetscher des christlichen Gewissens und der christlichen Weisheit wurden die Bischöfe zu den Volksberathungen eingeladen, und die Fürsten entschlossen sich zu keiner wichtigen Unternehmung, ohne vorher den Segen der Bischöfe dazu eingeholt zu haben. Ebenso wie der Metropolit, versöhnten auch die Bischöfe die Fürsten in ihren Zwistigkeiten, — mehr aber als alle anderen nahm der Hirte zu Nowgorod an der bürgerlichen Verwaltung Theil.

Nach dem frommen Willen der Fürsten waren der Gerichtsbarkeit der Kirchenhirten anheimgegeben: 1. »alle kirchlichen Leute«, mit Einschluss aller frommen Stiftungen; 2. alle Verbrechen der Laien gegen den Glauben und die kirchliche Wohlanständigkeit mit Einschluss des Kirchenraubes; 3. alle auf die Ehe und das Elternrecht bezüglichen Angelegenheiten mit Einschluss der Erbschaftsstreitigkeiten, endlich 4. die Aufsicht über richtiges Gewicht und Mass im Handel. Die Existenz solcher, der geistlichen Gewalt in der vormongolischen Periode eingeräumter Rechte, wenn sie nicht schon durch die annoch bekannten Statuten Wladimir's und Jaroslaw's — deren Authenticität man jedoch neuerdings in Zweifel zieht — unbestreitbar festgestellt wäre, würde schon aus der Beobachtung des alterthümlichen russischen Lebens hervorgehen, wie z. B. aus einem Decrete des Fürsten Rostislaw von Smolensk und zweier Urkunden des Fürsten Wsewolod von Nowgorod. Diese Ordnung der Dinge ist zum Theil auch dem griechischen Nomocanon (Sammlung von Kirchengesetzen) entsprechend, noch mehr aber dem Eifer unserer Fürsten für die Kirche, ein Eifer, der jederzeit bereit war, aus Achtung vor der geistlichen Gewalt mehr für die Kirche zu thun, als die Lebensgewohnheiten im griechischen Kaiserreiche es mit sich bringen mochten, obschon nicht ohne Berücksichtigung des bürgerlichen Wesens in Russland.

Die Werkzeuge der bischöflichen Gewalt waren die Kreisrichter, welche Wolostele (abzuleiten von Wolost, Gebiet — also etwa Gebietsvorsteher) genannt wurden und die auf Befehl der Bischöfe die geistlichen Verhandlungen durchzusehen hatten. Zuweilen inspicirte der Bischof in eigener Person seine ganze Eparchie.

§. 37. **Gesetze der Kirchenverwaltung.**

Noch von der Zeit des grossen Wladimir heisst es: »sodann öffnete er den griechischen Nomocanon.« Und es ist selbstverständlich, dass der Metropolit von ganz Russland, der aus Constantinopel gekommen war, die gesetzlichen Bestimmungen der rechtgläubigen katholischen Kirche mit sich gebracht haben

werde. Im 16. Jahrhunderte sah man bei uns Abschriften der (Kirchen-)Regeln nach »den ersten Uebersetzern«, die zur Zeit des Grossfürsten Jaroslaw und seines Sohnes Isaslaw geschrieben worden waren. Das, was Sinovius — der gelehrte Schüler Maxim des Griechen aus ihnen anführt, beweist, dass in ihnen die Regeln der Concile vollständig enthalten waren und nicht nur im Auszuge, wie in den späteren Abschriften. Unter den heute bekannten Abschriften der Regeln der Concile gehört die eine — mit einer Sammlung des Patriarchen Johannes Scholasticus — nach ihrer Uebersetzung zu urtheilen, der ersten Zeit der bulgarischen Kirche an. Ob in Russland selbst die Regeln der Concile in der vormongolischen Periode übersetzt worden seien, ist nicht bekannt. Dagegen ist die Anwendung der Regeln der griechischen Kirche in den gerichtlichen Verhandlungen wie in dem Leben der russischen Kirche über allen Zweifel festgestellt.

Ausserdem hatte die russische Kirche auch ihre eigenen Kirchenversammlungen. Die Zahl derselben bis zum Einfalle der Tataren, übersteigt — so weit sie uns bekannt geworden — nicht sechs, ohnstreitig müssen ihrer aber mehr sattgefunden haben.

Einige der russischen Hierarchen, wie z. B. der Metropolit Johann II., Niphont, Bischof zu Nowgorod, Johann, Erzbischof von Nowgorod, gaben Entscheidungen über gewisse Zweifel, die sich bei der Anwendung der griechischen Regeln auf das Leben des russischen Volkes herausgestellt hatten, und diese Entscheidungen haben sich, wenn auch nicht mit einem Male, in der kirchlichen Praxis als Norm festgesetzt.

§. 38. Die niedere Geistlichkeit und die allgemeinen Vorrechte der Geistlichkeit.

Den Metropoliten von Russland, und um so mehr die russischen Bischöfe umgab nicht jene Menge geistlicher Beamten, wie wir sie in der Constantinopolitanischen Kirche sehen. Auch in dieser Beziehung war die russische Kirche durch Einfachheit und Demuth geziert. Die Zahl der Glieder der niederen Geistlichkeit war durch die Nothwendigkeit allein bestimmt. Die Urkunden des russischen Alterthums führen uns unter der Clerisei

der weissen, weltlichen Geistlichkeit nur drei Stufen, Priester, Diakonen und Kirchendiener auf, beim Bischofe noch einen Subdiaconus, sehr selten einen Protopopen (Erzpriester), in der Klostergeistlichkeit einen Abt, Mönchspriester und Mönchsdiaconus, Archimandriten nicht mehr als drei in ganz Russland, und das erst gegen Ende der ersten Periode der russischen Kirche.

Im Jahre 1228 schrieb der Patriarch Germon im Namen der Kirchenversammlung an den Metropoliten Cyrillus I.: »Zu unserer Demuth ist das Gerücht gelangt, dass Einige im russischen Lande zuerst Menschen kaufen, sodann, nachdem sie sie zu ihren Knechten gemacht, dieselben — obschon sie ihre Gefangenen bleiben — zu Lehrern abgeben, die sie in der heiligen Schrift und Lehre unterweisen sollen. Weiter bringen sie dieselben dann zu dem Bischofe, damit er sie zu einem geistlichen Amte einweise, ohne sie doch vorher von dem Joche der Knechtschaft befreit zu haben. Der Bischof setzt sie in ein geistliches Amt und ihre Herren ziehen Gewinn von ihnen. Es ist aber schimpflich, dass derjenige ein unfreier Knecht sei, der durch die Taufe die Kindschaft Gottes verleiht.« Der Patriarch beschwört den Metropoliten und die Bischöfe, diesen Unfug aufhören zu machen und die Herren zu besserer Erkenntniss zu führen, damit sie das geistliche Amt nicht — dem Glauben zur Schmach — so tief erniedrigen. Uebrigens genoss die Geistlichkeit überhaupt, von den Zeiten des heiligen Wladimir an, gewisser Vorrechte in Russland. Dazu gehörte die Unabhängigkeit von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, ebenso wie die Immunität vom Staatsdienste und bürgerlichen Abgaben. »Sie mögen Gott bitten,« sagte man. In demselben Geiste war man auch bemüht, den Geistlichen den leiblichen Unterhalt zu sichern.

1. Die Kathedralsitze der Hierarchen genossen: a. des Zehnten oder aber unbeweglicher Grundstücke. Wladimir wies der von ihm erbauten Kirche der Mutter Gottes den Zehnten aus seinen Einkünften an. Der Metropolit Cyrillus schrieb, dass die Fürsten Russlands die Verordnung Wladimir's vom Zehnten nicht nur in Erfüllung gebracht, sondern noch mehr gethan hätten — »dazu haben sie auch Vieles hinzugefügt . . . .

und haben ganze Gebiete mit ihren Einnahmen abgetreten.« Man kennt aus den Chroniken die angesiedelten Ländereien der Zehentkirche zu Kiew. Aus den Decreten der Fürsten Swätoslaw von Nowgorod und Rostislaw von Smolensk geht hervor, dass die testamentarische Verordnung Wladimir's in Bezug auf den Zehnten auf alle Bischofssitze ausgedehnt ward, mit Berücksichtigung jedoch der Mittel dieses oder jenes Landstriches. Der Fürst Swätoslaw, der die Einsammlung des Zehnten von den Früchten des Feldes für den Bischof gleich beschwerlich erachtete wie für den Fürsten, bestimmte anstatt dessen für den Nowgorodschen Bischofssitz eine feste, jährliche Geldabgabe, die dem zehnten Theile der Einkünfte des Fürsten gleich kam. Die anderen Fürsten lösten den Zehnten theils durch eine Steuer in Geld, theils durch liegende Gründe ab. Von der Kathedralkirche zu Wladimir heisst es, dass der gottesfürchtige Fürst Andreas sie mit den besten Landgütern dotirte, für dieselbe Bauern kaufte und ihr eine Steuer des Zehnten vom Handel und von den fürstlichen Heerden bewilligte. Augenscheinlich that Bogoljubsky mehr als Wladimir, er liess sich aber eine Abweichung zu Schulden kommen, indem er den zehnten Theil der Grundsteuer durch die Dotation angesiedelter Landgüter ablöste. b. Zum Besten der Bischöfe wurden Gerichtsgebühren eingeführt, als Strafgeld von den Schuldigen und Vergütung für die Mühewaltung des Gerichtes. c. Aus den Urkunden ist ersichtlich, dass man auch noch eine Steuer von den neuordinirten geistlichen Personen und von den Kirchen erhob.

Diese Einnahmen verwandten der Metropolit und die Bischöfe nicht für sich allein. Der Metropolit Cyrillus schrieb, dass das Vermögen des Bischofssitzes zum Unterhalte des Clerus, der Kathedralkirche und des zur Versorgung der Bettler, Kranken, Pilger, Waisen und Wittwen errichteten Hauses verwandt werde, so wie es zur Aushülfe derer diene, die durch Feuer und ungerechtes Urtheil der Gerichte zu Schaden gekommen seien, auch die Erneuerung der Kirchen und Klöster damit bestritten werde. So war das Haus des Bischofes ein Haus der Fürsorge für jeden Mangel.

2. Aus Nestor's Lebensbeschreibung des ehrw. Theodosius sehen wir, dass dem Höhlenkloster noch zu Lebzeiten des ehrw. Theodosius Landgüter geschenkt worden waren. Dasselbe war auch zu Gunsten anderer Klöster geschehen. Die Klöster ihrerseits verwandten, ebenso wie die Bischöfe, einen Theil der Schenkungen zur Unterstützung der Hülflosen. So gab der ehrw. Theodosius den zehnten Theil der Einkünfte zum Unterhalte der Kranken und Armen hin und schickte überdem jeden Sonnabend eine Fuhre mit Brod in die Gefängnisse für die Eingekerkerten.

3. Die Kirchspiels-Kirchen waren zum Theil durch die Schenkungen ihrer Erbauer und Wohlthäter sicher gestellt, wie z. B. für die Kirche zu Wischgorod der Zehnte bestimmt worden war. Jaroslaw der Grosse gab, als er in Städten und Dörfern Kirchen baute, den Priestern zu gleicher Zeit »eine Steuer von seinen Besitzungen«. Die allgemeine Quelle für den Unterhalt der Geistlichkeit waren die freiwilligen Opfer der Eingepfarrten, wie das von den ältesten Zeiten des Christenthums her Sitte war. Ausserdem war den Geistlichen gestattet, die Einnahme aus dem Verkaufe des Weihrauches und Kirchenweines zu ihrem Nutzen zu verwenden.

§. 39. **Die bemerkenswerthesten Metropoliten.**

In der Reihe der Kiewschen Metropoliten der ersten Periode der russischen Kirche (der Zahl nach 21, ohne Joseph) zeichnen sich durch besondere Verdienste um die Kirche aus:

1. Der heilige Michael, der erste Prälat und Aufklärer des russischen Landes, ein Nachahmer der Apostel im Glauben und in der Frömmigkeit. Er starb im J. 992 und ist vom Herrn für seine Arbeit im Glauben verherrlicht worden.

2. Der gottselige Hilarion, erster Metropolit aus russischem Stamme. Welchen hohen Platz er in der Reihe der russischen Lehrer einnimmt, haben wir oben (§. 16) schon gesehen. In die Zeit seiner Verwaltung fallen die herrlichen Thaten des heiligen Leontius, und der erste Prälat hat ihn ohne Zweifel bei der Verbreitung des Glaubens kräftigst unterstützt. Nestor sagt von

seiner Zeit: »der christliche Glaube begann Früchte zu tragen.« Auf seine Zeit ist auch die Organisation des kirchlichen Gottesdienstes zurückzuführen. Zu seiner Zeit fing in Russland die geistliche Aufklärung zu blühen an, zu seiner Zeit griff auch die Frömmigkeit in Russland Wurzel. Zu allem diesem trug ohne Zweifel die Thätigkeit des Metropoliten von ganz Russland viel bei, und besonders deshalb, weil Hilarion, Russe in der Seele und nach seiner ganzen Richtung, die Bedürfnisse seiner verwandten Heerde am besten kannte und am lebhaftesten fühlte, bei dieser Kenntniss aber auch am sichersten die Mittel fand, diesen Bedürfnissen abzuhelfen. Sein Ende erfolgte wahrscheinlich um 1067, und seine heiligen Ueberreste ruhen in den Kiewschen Höhlen, wo er einige Zeit im Glaubenskampfe hinbrachte.

3. Johann II., ordinirt im J. 1080, erwarb den Namen des »Guten« durch seine Herzensgüte ebensowohl wie durch seine nützlichen Anordnungen. Nestor, im Enthusiasmus über seine hohen Eigenschaften, sagt: »Einer, der ihm gliche, war in Russland noch nicht gewesen und wird auch in Zukunft nicht sein. Er war ein Mann bewandert in den Büchern, vertraut mit der Lehre, erbarmungsvoll gegen die Armen und Wittwen, gleich freundlich gegen Reiche und Arme, demüthig und schweigsam, er besass die Gabe des Wortes und tröstete durch seine heiligen Gespräche die Betrübten.« Alles was Nestor über diesen Hirten sagt, dringt uns die Ueberzeugung auf, dass ihm die treffliche, kanonische Abhandlung zuzuschreiben sei: »Von dem russischen Metropoliten Johann — Prophet Christi genannt — der dem Mönche Jacob eine kurzgefasste Regel aus den heiligen Büchern geschrieben hat.« Das Bild, das uns Nestor von Johann entworfen hat, bestärkt uns auch in der Ueberzeugung, dass die Benennung »Prophet Christi«, die man diesem Prälaten beigelegt, nicht im uneigentlichen (metaphorischen) Sinne genommen zu werden braucht. Dieser scharfsinnige Hirte starb im Jahre 1089.

4. Nachdem der Nachfolger Johann's, Johann III., der Russland betrübt, aber nur ein Jahr die Metropole verwaltet hatte, folgte ihm der gottselige Ephrem. Der Liebling und Rentmeister des Grossfürsten Isaslaw, kam er aus dem fürstlichen

Palaste in die enge Höhle zum ehrw. Antonius und »bat den Greis um die Gnade, ihn Mönch werden zu lassen.« Der Greis, nachdem er ihn für das Seelenheil unterwiesen, übergab ihn zur Einkleidung dem Nicon, und dieser, nachdem er ihn geschoren und ihm das Mönchskleid angethan hatte, nannte ihn Ephrem. Der Grossfürst war schon unzufrieden, dass kurz vorher der junge Sohn eines seiner Bojaren eingekleidet worden war; aber die Einkleidung seines Lieblings erweckte in ihm einen heftigen Zorn. Nicht lange darauf begab sich Ephrem nach Constantinopel, um sich mit dem Mönchsleben recht vertraut zu machen. Diese fromme Reise erwies sich nicht nur für seine Seele als heilsam, er brachte von dort, ausser der Kenntniss des Statutes des Mönchslebens und der kirchlichen Ordnung, auch eine hinlängliche Bekanntschaft mit der Kirchenarchitektur mit sich nach Russland zurück. Wahrscheinlich war er noch von Johann II. des Amtes eines Bischofs von Perejaslaw gewürdigt worden. Die schwache Gesundheit des Metropoliten Johann III., eines Eunuchen, die ihm nicht erlaubte sich viel mit Geschäften zu befassen, so wie die persönlichen ausgezeichneten Eigenschaften Ephrem's, die auch in Constantinopel bekannt waren, gewährten Gründe genug dafür, dass man Ephrem mit den auf die Verwaltung der Metropole bezüglichen Angelegenheiten betraute. Im J. 1090 wird er schon Metropolit genannt, obschon er noch in seinem geliebten Perejaslaw wohnte. Er schmückte diese Stadt mit einigen Kirchen, umgab sie selbst mit einer steinernen Mauer, was um so nöthiger war, als die Stadt offen und den Einfällen der räuberischen Polowzer ausgesetzt dalag. Nestor sagt, dass er noch »einen steinernen Bau zum Bade aufgeführt, was bisher in Russland noch nicht gewesen sei.« Ob dies ein grosses Taufbecken (βαπτιστήριον) oder ein Badehaus bei der Kirche gewesen sei, ist bei der Unvollständigkeit der Nachricht schwer zu entscheiden. Bekannt ist es dagegen, dass der gottselige Ephrem nicht nur Perejaslaw, sondern auch das fern gelegene Susdal mit Kirchen schmückte. Nach den Stufenbüchern hat Ephrem noch an verschiedenen Orten Krankenhäuser errichtet, wo Sieche unentgeltlich behandelt wurden, und für alle diese von ihm geübten Wohlthaten verlieh ihm Christus die Gabe Wunder zu thun,

sowohl noch während seines Lebens, wie auch nach seinem Tode. Im J. 1096 weihte er den ehrw. Nicetas zum Bischofe von Nowgorod, und in demselben Jahre endete er sein Leben.

5. Der Metropolit Nicephor I. (1104—1120) hat das Andenken eines aufgeklärten und seine Pflichten mit grossem Eifer erfüllenden Hirten hinterlassen.

6. Die Nachfolger des Metropoliten Nicetas (1122—1126): Michael II. (1131—1145), Clemens (1147—1155), Constantin I. (1156—1159), Theodor (1161—1163) und Johann IV. (1164—1166) sind durch traurige Ereignisse im Andenken geblieben. Die verstärkte Zwietracht der Fürsten war die Ursache, dass nach Constantin II. (1167—1175) der Metropolitenstuhl sieben Jahre unbesetzt blieb. Nicephor II. (1182—1198) und Matthaeus (1200—1221) waren Zeugen derselben Zwietracht, aber für keinen war die Verwaltung der Kirche so schwierig, wie für den gottseligen Metropoliten Cyrillus I. Er kam am 6. Januar 1224 nach Kiew. Im Jahre darauf erlitten die russischen Fürsten eine harte Niederlage am Flusse Kalka von Seiten der die Polowzer angreifenden Tataren. Obschon die Zwietracht die eigentliche Ursache dieses Unglückes war, so standen die Fürsten doch zum Schaden des Vaterlandes von ihren Feindseligkeiten nicht ab. Cyrillus war genöthigt, sich von einem Ende Russlands zum anderen zu begeben, um den Geist der Zwietracht unter den Fürsten zu dämpfen. Zum Unglücke war das Uebel so eingewurzelt, dass es ihm nicht immer gelang, dasselbe zu beschwören. Man sah in Cyrillus einen aufgeklärten Kirchenhirten, einen Mann echt evangelischen Lebens, aber dennoch hörte man nicht immer auf ihn. Im J. 1226 ward ihm der Trost gewährt, den Grossfürsten Georg und den Perejaslawschen Fürsten Michael mit dem Fürsten von Kursk zu versöhnen. Im J. 1228 begab sich »Cyrillus, der allerseligste und heilige Metropolit«, auf den Weg, um die Fürsten von Volhynien und Halitsch zu versöhnen, doch gelang ihm solches nicht. Im J. 1230 ging er in Begleitung des Tschernigowschen Bischofes Porphyrius und einiger Aebte nach Wladimir, um den Grossfürsten und dessen Bruder mit dem Fürsten von Tschernigow auszusöhnen, und nur mit Mühe, nach langen, überzeugenden und eindring-

lichen Ermahnungen gelang ihm diese heilige Sache. Der gottselige Cyrillus starb im J. 1233.

V. Das christliche Leben.

§. 40. Der Uebergang vom Heidenthume zum Christenthume.

Die Gnade des heiligen Geistes wirkt zur Rettung des Menschen in Gemeinschaft mit dem Menschen selbst. Die Eigenthümlichkeiten des Menschen, seine Gewohnheiten, Schwächen, Neigungen haften ihm so lange an, als er sie nicht durch die Hülfe der Gnade bezwingt. Dies Ziel wird aber nicht schnell erreicht, es bedarf dazu des Kampfes mit sich selbst, eines schweren langwierigen Kampfes. Das russische Volk, als es sich zum christlichen Glauben bekehrte, fühlte zwar die Vortrefflichkeit desselben, zum Theil aber erkannte es diese nicht überall und in vollkommenem Grade, zum Theil hielt die alte Gewohnheit der heidnischen Sitte, das Heidenthum, das immer den menschlichen Leidenschaften geschmeichelt hatte, den Willen desselben in den alten Lebensbahnen zurück. Auf diese Art kam es, dass sich im Leben des Volkes verschiedene schwache Seiten zeigten, die den Fortschritt im christlichen Leben behinderten, und die Hirten der Kirche sahen sich gezwungen, heidnische Grundsätze zu bekämpfen, die noch im Volksleben zurückgeblieben waren. Nicht Wenige dachten zuweilen noch gerne zurück an das lüderliche Leben im Heidenthume bei den geheiligten Brunnen, Flüssen, Sümpfen — dorthin brachten sie Opfer, überliessen sich der Trunksucht, spielten und tanzten, verstiessen ihre Frauen und nahmen sich andere. Von solchen schrieb der Metropolit Johann: »Du weisst, dass alle solche dem wahren Glauben fremd sind; lehre und ermahne sie nicht ein- oder zweimal, sondern unausgesetzt, bis sie die Wahrheit erkennen und verstehen, bis sie das Gute lernen. Die Unbussfertigen aber, die ihre bösen Wege nicht verlassen wollen, die halte für Fremdlinge der katholischen Kirche, für Unwürdige, die keinen Theil haben an unserem Gesetze.« Derselbe Metropolit begegnete auch solchen, die Magie und Zauberei trieben. Diese liess er nicht nur durch Worte

belehren, sondern hielt es für nöthig, gegen die eingewurzelte Gewohnheit auch durch Leibesstrafen zu wirken, nur wehrte er jedem Blutvergiessen. Der Sklavenhandel war im Heidenthume eine beliebte Gewohnheit in Russland. Der Vortheil, den der Heide davon zog, rechtfertigte ihn in seinen Augen. Die Gewinnsucht trieb aber Einige an, dasselbe auch im Christenthume zu üben. Man kaufte Sklaven, bekehrte sie zum Christenthume und verkaufte sie wieder an »Unreine«, an Heiden, Juden und Mahomedaner. Auf die Anfrage in Betreff solcher schrieb der Metropolit Johann: »Einen Christen soll man nicht verkaufen, weder an Juden noch an Ketzer, denn damit sündigt man nicht nur gegen den christlichen Regenten, sondern auch gegen Gott. Gedenke des Beispieles des Ananias und der Sapphira und urtheile selbst: da sie Gott durch den vornehmsten der Apostel, Petrus, den Preis ihres Gelübdes darbrachten, hielten sie nur einen kleinen Theil zurück, wurden aber doch zum Tode verurtheilt, als Räuber eines Gott gelobten Antheiles. Aber diese Händler, nachdem sie die von ihnen gekauften Knechte mit dem Zeichen Gottes bezeichnet, sie durch Gebet geweiht, sie bekreuzigt und für sie gebetet haben, wie du schreibst, verkaufen sie sodann wieder an die Unreinen. Das ist keine geheime, das ist eine offene Versündigung. Sie stehlen das, was Gott geweiht worden, und eignen sich fremdes Eigenthum an. Uns scheint, dass sie in demselben Grade sündigen als diejenigen, die unseren Glauben verfolgen und vom Glauben zum Unglauben verlocken. Sie müssen von dieser bösen Handlungsweise durch Lehre und Ermahnung zurückgeführt werden. Wenn sie aber nicht folgen? Dann soll man sie den Heiden und Zöllnern gleich achten.« So lange sich das Heidenthum noch an einzelnen Stellen unter den Russen erhielt, noch mehr aber unter den Petschenegen und Polowzern, da war es nicht zu verwundern, dass einige schon dem Christenthume Angehörige unbewusst auch noch den Tisch der Heiden theilten. Solche seien nur durch Gebete gegen Entweihung zu reinigen, sagt der Metropolit. Aber die heidnische Gewinnsucht trieb die Christen auch zu einem bewussten und freiwilligen Verkehr mit den Heiden, — »aus freiem Willen gehen sie zu den Unreinen, des Handels wegen, und essen Un-

reines.« Wir zählen dieselben, sprach der Metropolit von Russland, zu den Räubern, den Wucherern, den Ungerechten, zu den käuflichen und geldgierigen Menschen. Sie unterliegen nicht der Regel (d. h. dafür giebts keine besondere Regel), sind aber des Tadels nicht überhoben. Man muss ihnen Unterricht ertheilen, sie lehren und ihnen das Wort des Evangeliums einschärfen: »Wehe euch, wenn mein Name euretbalben unter den Heiden gelästert wird.« (Röm. II, 24).

§. 41. Hindernisse von Seiten des Geistes der Zeit.

Nicht minder nachtheilig wie die heidnischen Gewohnheiten, wirkte auf die Gestaltung des christlichen Lebens der Geist der Zeit ein, der unwissend war, in ganz Europa nach Blut lechzte und ziemlich dunkel auch auf Griechenland lagerte. Sein Jahrhundert entschuldigt den Menschen; nichts desto weniger leiden die Christen von den Leidenschaften des Jahrhunderts und litten davon auch im alten Russland. Die Geschichte des alten Russlands stellt ein trauriges Bild wilder Zwietracht dar. Die Theilfürsten schlugen sich unter einander um ihre Landestheile und warfen sich bei erster Gelegenheit auf den Grossfürsten, um dessen Thron. Der Bruder stand gegen den Bruder; nicht selten erhob man die Waffen selbst gegen den Vater, wie der Vater gegen seine Kinder. Und das dauerte nicht etwa nur Jahre lang, sondern zwei Jahrhunderte hindurch; es war nicht nur zu gewissen Zeiten so, sondern es verging selten ein Jahr, von dem die Chronik nicht gesagt hätte: »es wurde eine grausame Schlacht geschlagen«, und zuweilen war eine ganze Reihe von Jahren eine eben solche Reihe von Verwüstungen, Mordthaten und Plünderungen. Je näher der Mongolenzeit, um so mehr des Blutes. Als die Zahl der Fürsten sich vermehrte — vom J. 1133 an ganze funfzig Jahre hindurch — schlug man sich bald hier, bald dort, bald in ganz Russland; da fand auch das Heilige keine Schonung mehr, man plünderte Kirchen und Klöster. Das furchtbarste Elend entstand, wenn eine Stadt mit Sturm genommen worden war. *)

*) Der Fürst Igor spricht mit Reue: »Wie viel Elend erlitten die unschuldigen Christen! Den Vater trennte man von seinen Kindern, den Bru-

Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass, wenn inmitten von Plünderungen und Mord das russische Volk nicht ganz verwildert ist, solches als das Werk des Christenthums zu betrachten ist und darin auch der Beweis liegt, dass es in den Seelen noch nicht ganz erloschen war. Ja, die christliche Liebe hatte sich noch viele der treuesten Jünger erzogen, die aus dem Kampfe mit dem bösen Geiste der Zeit als ruhmvolle Sieger hervorgingen und die Krone des Märtyrerthums errangen. Solche waren zuvörderst die heiligen Boris und Gleb, eine schöne Blüthe, die aus dem neugetauften russischen Boden emporsprosste. Nach ihrer tiefen, zarten Liebe zum neuen, heiligen Glauben waren sie die besten von den Söhnen des heiligen Wladimir. Der neue Glaube spiegelte sich in ihrer Seele und in ihrem Leben ab, wie in den Fluthen eines reinen Wassers der Strahl des himmlischen Lichtes. Nicht so geartet war Swätopolk. In seiner Seele nistete das Heidenthum mit einer ungezähmten Herrschsucht, und die Unterweisungen Rheinberg's gaben dieser Leidenschaft die Weihe. Die christliche Liebe war seinem Herzen unbekannt, er war nur dem Namen nach Christ, in der That aber wild und grausam. Schon der heilige Wladimir nahm in Swätopolk den Hass gegen seinen Bruder Boris wahr. Fürchtend, dass dieser Hass nicht zu irgend einem Unglücke Veranlassung gebe, berief Wladimir den guten Boris aus Rostow zu sich nach Kiew. Das besänftigte aber Swätopolk nicht, sondern reizte ihn nur noch mehr. Er sah, dass man Boris, nicht ihm, die Rechte eines Grossfürsten anheimstellen wolle. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht von dem Einfalle der Petschenegen in die Ansiedelungen der Russen. Wladimir schickte Boris gegen den Feind, starb aber in dessen Abwesenheit. Als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt,

---

…er vom Bruder, den Freund vom Freunde, die Frauen von ihren Männern, die Töchter von den Müttern, die Freundinnen von einander. Alles kam in Verwirrung durch Gefangenschaft und Elend. Die Lebenden beneideten die Todten, die Sterbenden freuten sich, die Feuerpein der Versuchung wie Martyrer überstanden zu haben. Die Alten wurden hier und da umhergeworfen, die Jungen unterwarf man grimmigen, furchtbaren Martern. Männer wurden zergliedert und in Stücke gehauen, die Weiber wurden …ntehrt.« (Kiew. Chron. 181.)

ward Boris von seiner Streitmacht aufgefordert, den väterlichen Thron einzunehmen; er konnte auch mit Zuversicht auf die Kiewer rechnen, die seine guten Eigenschaften und die Absichten seines Vaters kannten. Boris aber antwortete seinen Kriegern: »Ich kann die Hand nicht gegen meinen ältesten Bruder erheben, mein Vater ist gestorben, aber er wird mir Vaterstelle vertreten.« Swätopolk verstand Boris ebenso wenig, wie Gleb, den Boris liebte. Er sandte gedungene Mörder aus, um Boris zu tödten. Als er der Absichten seines Bruders inne wurde, betete Boris: »Herr behalte ihm diese Sünde nicht« — und erlitt (24. Jul. 1015) mit sanfter Liebe wie ein Märtyrer, den Tod. Dasselbe Schicksal erreichte bald darauf auch den Fürsten Gleb. Swätopolk benachrichtigte ihn, dass der Vater krank sei und ihn zu sehen wünsche. Gleb, der seinem Bruder durchaus nicht misstraute, eilte nach Kiew. Nahe bei Smolensk benachrichtigte ihn sein Bruder Jaroslaw vom Tode des Vaters und des Bruders. Gleb beweinte sie bitterlich, besonders den letzteren, doch zu gleicher Zeit erschienen auch die von Swätopolk abgesandten Mörder und tödteten den heiligen Fürsten (5. Septbr. 1015).

Der Märtyrertod des Grossfürsten Igor beweist, wie verderblich die Zwietracht der Fürsten auf das Volk wirkte. Der Fürst Isaslaw rief die Kiewer zum Kriege gegen die Verwandten des entthronten Igor auf. Den Blutgierigen dünkte es zu wenig, dass Igor bereits Mönch und Einsiedler war. »Igor, der Feind des Fürsten und des Volkes, sitzt nicht im Gefängnisse, sondern im Kloster des heiligen Theodor; lasst uns ihn tödten und sodann wollen wir gehen, die Tschernigowschen Fürsten zu züchtigen.« Und tausend Stimmen wiederholten: »lasst uns Igor tödten.« Vergeblich bemühte sich der Metropolit, den wüthenden Haufen aufzuhalten, vergeblich waren die Vorstellungen einiger Anführer. Die Bösewichter brachen in's Haus, erschlugen den fürstlichen Mönch, schleiften ihn durch die Strassen und schleppten ihn auf den Platz der Schmach, — zur Beschimpfung seines christlichen Namens!

Gleicherweise unterwarf die ungezähmte Willkühr der Nowgoroder den heil. Wsewolod-Gabriel mannigfachen Leiden. Der würdige Sohn des grossen Mstislaw (§. 43) hatte viel für die

Nowgoroder gethan. Im J. 1123 führte er mit ihnen einen beschwerlichen Wintermarsch nach Finnland aus; in den Jahren 1130 und 1131 zog er zweimal gegen die unruhigen Esthen. Gottesfürchtig und gerecht war er auf ihr Wohl bedacht; wahrhaft fromm, bewahrte er ihre Geistlichkeit vor Armuth. Ungeachtet dessen, als nach dem Tode seines Vaters ihm vom Grossfürsten — nach gesetzlichem Rechte — Perejaslaw gegeben, aber sofort auch von dem herrschsüchtigen Georg von Susdal wieder abgenommen worden war, vertrieben die Nowgoroder den guten Fürsten. Diesmal bedachten sie sich bald wieder und riefen ihn zurück, beschränkten aber eigenmächtig seine Regierung Nowgorod's und machten Magistratspersonen zu Nebenbuhlern des Fürsten. Wsewolod fuhr fort zu ihrem Besten thätig zu sein. Im J. 1134 besiegte er die gegen Nowgorod aufrührerischen Tschuden. Im J. 1136 brach eine Verschwörung aus und in öffentlicher Versammlung verurtheilten die Nowgoroder Wsewolod zur Verbannung dafür, dass es ihrem Stolze nicht gelungen war, sich eines Sieges über die Susdaler rühmen zu können. Sie kerkerten ihn sammt seiner Frau, seinen Kindern und seiner Schwiegermutter ein, und der Fürst sass wie ein Verbrecher sieben Wochen unter der Wache von 30 Kriegern im Gefängnisse, Sodann vertrieben sie ihn aus Nowgorod, während sie seinen Sohn als Geissel zurückbehielten. Der Grossfürst Jaropolk gab ihm Wischgorod und zu derselben Zeit luden die Pskower den guten Fürsten zu sich ein. Er aber, erschöpft von Arbeit und Kummer, starb im folgenden 1138. Jahre. Nachdem die Reliquien des heiligen Wsewolod verherrlicht worden waren, wollten die Nowgoroder dieselben zu sich nehmen. Dazu aber erfolgte die Einwilligung des heiligen Fürsten nicht — sie erhielten nur einen Fingernagel seiner Hand.

§. 12. Einfalt der Sitten und fromme Gewohnheiten.

Bei aller Missgunst des Zeitgeistes und ungeachtet des Einflusses des noch fortdauernden Heidenthums auf die Sitten im Allgemeinen, war doch bei den ersten russischen Christen die Aufrichtigkeit und Einfalt der Sitten ein sie auszeichnender

Schmuck. Diese Einfalt hatte auch in der Beziehung eine wic
tige Bedeutung, dass sie dem Uebel der Zeit, dem Geiste d
Feindschaft, in dem Herzen Vieler nicht tiefere Wurzeln zu schl
gen erlaubte. Darum wurden Beleidigungen, selbst blutige, v
Vielen bald wieder vergessen. Da andererseits die religiöse Bi
dung der Seele etwas ganz Anderes ist, als die ästhetische Bi
dung des Geschmackes, ja auch nicht das, was die wissenscha
liche Bildung des Geistes, so kann der Mangel an Bildung d
Geschmackes und Geistes noch nicht zum Massstabe für die rel
giöse Bildung unserer Vorfahren dienen. Im Gegentheile, d
Herzenseinfalt derselben bewahrte sie vor einer Menge kleinlich
Dinge, die, einen so glänzenden Anschein sie auch haben möge
doch verderblich in ihrer Wirkung auf die Seele sind. Sie e
laubte ihnen nicht, tausend Entschuldigungsgründe für ihre Sün
den zu suchen, wie das bei dem Mangel jener Herzenseinfa
stattzufinden pflegt. Darum sprechen auch die Chroniken so o
von der einfachen, aber darum nur um so tieferen Reue de
Fürsten, und die Lebensereignisse selbst legen dafür das best
Zeugniss ab. Uebrigens wäre es nicht billig, behaupten zu wol
len, dass Alles, was in Einfalt — selbst einer frommen — ge
schah, auch immer gut gewesen sei. Der Chronikenschreiber er
zählt aus der Zeit Jaroslaw's I. und des Metropoliten Theopempt
»Man grub zwei Fürsten aus, Jaroslaw und Oleg, Söhne Swäto
slaw's (Brüder des heil. Wladimir, die noch als Heiden gestorbe
waren), taufte ihre Gebeine und setzte sie in der Kirche der hei
ligen Gottesgebärerin bei.« Das war ein Fehler. Die Worte de
Apostels in Bezug auf das »sich über den Todten taufen lasser
(1 Cor. XV, 29) wurden zwar im Alterthume von der Kurz
sichtigkeit Einiger so gedeutet, als ob sie die Taufe Gestorben
gestatteten, doch ist diese Anschauungsweise von dem Concile z
Carthago (can. 18) widerlegt worden. Wenn wir nun auch zu
geben, dass irgend welche vom Morgenlande gekommene Lehr
den Jaroslaw — um ihn zu trösten — versichert hätten, sein
Vorfahren könnten, obschon sie gestorben seien, nicht ohne Nutze
getauft werden, so wird die Leichtgläubigkeit Jaroslaw's do
eine Einfalt sein, die den Geist des Glaubens ganz und gar ve
kennt. Dass aber dieses Beispiel ohne Nachahmung gebliebe

beweist, dass in der Folge die That der Einfalt durch eine gründlichere Unterweisung im Worte Gottes berichtigt worden ist, so dass man sich einer solchen frommen Einfalt nicht mehr schuldig machte.

Als Beweise der lebendigen Frömmigkeit, die in den ersten Zeiten der russischen Kirche alle Schichten der Gesellschaft umfasste, können die frommen Volkssitten dienen.

a. Der Grossfürst Wladimir Monomach, so berühmt durch seine Siege und Thaten fürs Vaterland, schrieb in seinem Testamente an die Fürsten, seine Kinder: »Nehmt mit Liebe den Segen der Geistlichen entgegen . . . . Habt keinen Stolz, weder im Verstande noch im Herzen, und denkt: wir sind vergänglich, heute lebendig, aber morgen im Grabe . . . . . Unterwegs, zu Pferde wiederholt, statt eitler Gedanken, aus dem Gedächtnisse Gebete, oder sprecht das kurze aber beste Gebet: Herr erbarme dich. Legt euch nie schlafen ohne euch vorher zur Erde verbeugt zu haben, wenn ihr aber unwohl seid, so macht wenigstens drei Verbeugungen zur Erde. Die Sonne möge euch nicht auf dem Lager antreffen. Geht frühe in die Kirche, um Gott euer Morgenlob darzubringen; so that es mein Vater, so haben alle guten Leute es gethan. Sobald die Sonne sie erleuchtete, haben sie den Herrn mit Freuden gerühmt.« Wenn die Fürsten so lebten, die nicht nur für sich, sondern für Tausende von Unterthanen Sorge zu tragen hatten, so darf man nicht zweifeln, dass auch die Leute geringerer Klassen so lebten, die von den Sorgen des Lebens weniger in Anspruch genommen wurden. Daher rührte diese warme Liebe, die Tempel Gottes baute und schmückte, und zwar mit einer Freigebigkeit, die um so mehr unsere Bewunderung verdient, als die damalige Beschränktheit der Mittel nicht wohl einen Ueberfluss zu erzeugen vermochte.

b. Den Kampf gegen die Feinde des Kreuzes Christi begannen und endeten die Fürsten und Kriegsleute nicht anders als mit warmem Gebete zu Gott; überhaupt, wenn sie in den Krieg zogen, bereiteten sie sich dazu durch Beichte und Abendmahl vor. Im J. 1103 machten die Fürsten und Kriegsleute, als sie sich zur Schlacht mit den Heereshaufen der Polowzer anschickten, das Gelübde, die einen, für die Gefallenen das kirchliche Ge-

dächtniss feiern zu lassen, — die anderen, den Klöstern und Armen milde Gaben zu spenden. Und der herrliche Sieg endete mit einem Gott dargebrachten Dankgebete. Im Jahre 1111, in einem neuen Kriege mit den Polowzern, »gingen die Priester dem Heere voran und sangen Kirchenlieder (Tropar), die Gebete an das ehrwürdige Kreuz (Kondak) und den Lobgesang (Kanon) der Mutter Gottes.« Als sie in den Kampf selbst gingen, heisst es von den Kriegern: »sie küssten einander mit zum Himmel erhobenen Blicken und riefen den höchsten Gott an.« Und wiederum wurde die christliche Hoffnung verherrlicht: »der höchste Gott schaute mit Zorn auf die Fremdlinge, die vor den Christen fielen.« Die Gefangenen selbst sprachen zu den Russen: »Wie können wir mit euch kämpfen? Andere schwebten über euch mit glänzenden und furchtbaren Waffen und standen euch bei.« Die Russen lobten Gott von Herzen. Mstislaw Isaslawitsch gab im J. 1152 an seinem Namenstage allen Gefangenen die Freiheit wieder. Der Nowgorodsche Prälat Johann erhob es zur Regel, dass, wenn Jemand, der in den Krieg zieht, sich unter dem Interdict befindet, man dieses lösen und ihm das Abendmahl reichen solle. Nach den Chroniken sehen wir, dass der Fürst Andreas Bogoljubsky nicht früher mit den Bojaren in den Krieg zog, bevor er nicht sich und das ganze Heer durch das lebenspendende Sacrament dazu vorbereitet hatte.

c. Die christliche Liebe zu den Armen, und unter diesen zu den Mönchen und den Dienern des Tempels, war die vorherrschende Tugend der ersten russischen Christen. Das gute russische Herz, erleuchtet von der christlichen Gnade, öffnete sich frei dem Mitgefühl und theilte, so viel als es konnte, mit den Unvermögenden. In den Chroniken finden wir über die Fürsten der damaligen Zeit sehr oft die Aeusserung: »Er war gnädig über das Mass und deshalb schonte er auch sein eigenes Gut nicht, sondern gab es an die Bittenden,« — oder: »Er hatte Liebe zu Allen und gab reichlich Almosen . . . Mehr als alles liebte er eine freigebige Mildthätigkeit.« Besonders angesichts des Todes machten die Fürsten es sich zur Regel, ihr Hab und Gut an ihre Diener, an die Armen und Kranken, an Kirchen und Klöster zu vertheilen. So berichtet die Chronik von dem Fürsten Jaroslaw,

dem Weisen (Osmomyssl, d. h. achtfachen Verstand besitzend): »Von einer schweren Krankheit ergriffen, versammelte er vor seinem Tode seine Leute und das ganze Land von Halitsch um sich, rief alle Kathedralkirchen (d. h. ihren Clerus) und Klöster, Bettler, Gesunde und Kranke herbei und sprach mit Thränen also: »Väter, Brüder und Kinder, ich habe mehr als Alle und wie kein Anderer gesündigt, vergebt mir und erlasst mir meine Schuld,« . . . und befahl sein Gut an Klöster und Arme zu vertheilen — und diese Vertheilung dauerte drei Tage in ganz Halitsch.

d. Es ist natürlich, dass nach Einführung des Christenthums in Russland Aller Blicke sich nach dem Morgenlande wandten, von woher das Licht des Glaubens Russland erleuchtet hatte. Daher war auch der Wunsch natürlich, Reisen in's Morgenland zu unternehmen. Der erste fromme Pilger nach Athos war der ehrwürdige Antonius. Um d. J. 1060 reiste der ehrwürdige Waarlam nach Jerusalem, um den heiligen Stätten seine Verehrung zu beweisen. Dieser war, so viel bekannt ist, der erste russische Pilger, der dem Grabe des Herrn seine Ehrfurcht bezeigt hat — und nach seiner Rückkehr aus Jerusalem begab er sich nach Constantinopel. Am Ende dieses selben Jahrhunderts schrieb der Abt Daniel: »Ich habe eine Lampe bei dem heiligen Grabe aufgehängt, habe dem ehrwürdigen Grabe meine Huldigung dargebracht und mit Liebe und Thränen die heilige Stätte geküsst, wo der allerreinste Leib unseres Herrn Jesu Christi gelegen hat.« Dort betete er für sein Vaterland und dessen Fürsten, für seine Freunde und Bekannten. Dort fand er auch einige andere russische Pilger. Im J. 1175 besuchte die Aebtissin und Polotzkysche Fürstin, die ehrwürdige Euphrosinia, die heiligen Orte. In der Hälfte des 12. Jahrhunderts fanden sich so viele Liebhaber zur Reise in's Morgenland, dass die Kirchenhirten es für ihre Pflicht hielten, einige zurückzuhalten. Wenn bei uns auch das gerade nicht stattfand, was zu derselben Zeit im Abendlande geschah, wenn nicht ganze Haufen müssiger Leute, mit dem Schwerte in der Hand, zur Vertheidigung der Denkmäler der ewigen Liebe dahinzogen, so bemerkt doch der Abt Daniel, dass Viele die heiligen Orte besuchten und, nachdem sie die Stadt

Jerusalem gesehen, sich im Geiste erhoben, als hätten sie ein gutes Werk vollbracht, und nahmen der Art ihren Lohn dahin.« Niphont, der Bischof von Nowgorod, der nicht Jedem die Erlaubniss zur Reise in's Morgenland gab, sagte: »Einige gehen, um sich dort wie hier herumzutreiben, zu essen und zu trinken — das ist schlimm, dem muss man wehren.« Aber auf die Frage des Kiriak, was mit denen zu thun sei, die das Gelübde gethan nach Jerusalem zu gehen? antwortete der heilige Johann, »man soll ihnen eine Epitimie auferlegen, denn solche Gelübde verderben das Land.« Diese Verbote, wie man sich leicht überzeugen kann, verringern nicht, sondern erhöhen das Verdienst jener Reisen, welche die alte russische Kirche zuliess.

§. 43. Beispiele der Frömmigkeit.

Die Frömmigkeit erhält sich im Volke durch das Beispiel seiner Regenten. Ein hohes Beispiel christlicher Frömmigkeit war Russland durch das Leben Wladimir's gegeben worden, der das russische Land durch die Taufe dem Christenthume gewonnen hatte.

Wladimir, nachdem er den Namen eines Christen angenommen, war auch in seinem Leben ein ganz anderer Mensch geworden. Das heidnische und das christliche Leben gingen in Wladimir weit aus einander.

Als Heide im höchsten Grade wollüstig, wurde Wladimir im Christenthum ein Muster keuschen ehelichen Lebens, entliess alle seine Weiber und Beischläferinnen und lebte mit einer einzigen Frau, der rechtgläubigen Anna. Grausam und rachsüchtig, ein blutgieriger Brudermörder im Heidenthum, ward er als Christ zum zärtlichsten Freunde aller Unglücklichen. Den Armen stand jederzeit der Zutritt zu ihm offen und er theilte ihnen Speise und Geld mit freigebiger Hand aus; aber das genügte ihm noch nicht — »die Kranken, sprach er, haben nicht die Kraft, zu meinem Hofe zu kommen« — und so liess er in den Strassen Fleisch, Fische, Brod, Kwas und Meth umherführen. Das Wort des Evangeliums: »Selig sind die Barmherzigen« war in die innerste Tiefe seiner Seele gedrungen und zum Gesetze seines Lebens geworden.

Vor seiner Taufe erweiterte Wladimir seine Grenzen mit Feuer und Schwert, als er aber ein christlicher Fürst geworden war, liess er sich's angelegen sein, den inneren Wohlstand seines Volkes zu begründen, und baute Städte, eine nach der andern, so nothwendig für die innere Entwickelung des Volkslebens und zum Schutze vor den Einfällen räuberischer Feinde. Um sein Volk vor äusseren Feinden sicherzustellen, richtete Wladimir auch als Christ sein Augenmerk auf die Bewaffnung, doch nur so weit, als es für das Volk nothwendig war. Zugleich fing er auch mehr als früher diejenigen durch seine Liebe auszuzeichnen an, die ihm die Wohlfahrt seines Volkes zu begründen und zu schützen behülflich waren. Nach dem Kriege mit den Polowzern im J. 996 lud er, nachdem er an die Armen reiche Almosen gespendet, allwöchentlich die Bojaren und Kriegsanführer zu sich ein und bewirthete sie am fürstlichen Tische. Wladimir entschlief selig im J. 1015.

Der Sohn Monomach's — Mstislaw-Theodor — war ein Muster christlicher Fürsten und vollkommen würdig, der »Grosse« genannt zu werden. In seinem 19. Jahre, als er schon Fürst von Nowgorod war, konnte er bereits zum Muster der Tapferkeit und der christlichen Grossmuth dienen. Oleg, der Fürst von Tschernigow, hatte seinen Bruder getödtet und Rostow und Susdal verwüstet. Mstislaw (im J. 1095) liess ihm sagen: den Tod des Bruders wolle er vergessen, ein Krieg bringe ja den Untergang der Fürsten mit sich, er solle sich aber mit seinem Erbtheil (Murom) begnügen. Oleg machte dagegen Anstalten, auch Nowgorod zu nehmen, konnte aber nach verlorener Schlacht sich kaum nach Murom retten. Mstislaw trug ihm abermals den Frieden an, nur mit der Bedingung, die Gefangenen frei zu geben; er bat sogar seinen Vater, die Feindschaft Oleg's zu vergessen. Da schrieb Monomach an Oleg: »Der Jüngling hat durch seine Grossmuth den Vater beschämt.« Oleg nahm den Frieden an, aber nur, um die Grossmuth zu täuschen. Als Mstislaw, nachdem er seine Kriegsschaar entlassen, in Susdal (im J. 1097) ruhig den Tag seines Schutzheiligen, des Gross-Märtyrers Theodor, feierte, hinterbrachten ihm Boten die Kunde, dass der Oheim Oleg mit einem Heere an der Kljäsma stehe. In 24 Stunden sammelte

Mstislaw seine Kriegsmacht und seine Tapferkeit liess ihn den Sieg davon tragen. Oleg floh, gab sogar Murom auf und wusste nicht, wo er sein Haupt hinneigen sollte. Mstislaw sagte ihm: »Swätopolk (der Grossfürst) und Wladimir (sein Vater) werden dich des russischen Landes nicht berauben; ich werde dein Fürsprecher sein, bleibe in deinem Fürstenthume, nur bezähme dich.« Und der christliche Fürst vollbrachte den edlen Dienst christlicher Liebe! Dankbar gegen die göttliche Gnade erbaute Mstislaw damals in der Festung zu Nowgorod eine Kirche im Namen der Mutter Gottes. Für diesen Tempel ist auf seine Kosten das uns so werthvolle Mstislawsche Evangelium abgeschrieben und von dem frommen Fürsten reich ausgeschmückt worden. Im J. 1113 ist er von einer schweren Krankheit durch die Hülfe des heiligen Nicolai geheilt worden und hat das Nicolaische Kloster reich ausgebaut. Gleich darauf hat er — mehr wie einmal — die Esthen siegreich bezähmt und Nowgorod durch eine Mauer befestigt. Im J. 1126 beweinte Mstislaw den Tod seines Vaters Monomach und bestieg den grossfürstlichen Thron, auf welchem er die ersten zwei Jahre durch das Elend Russlands, das an Hungersnoth litt, betrübt wurde. Die räuberischen Polowzer hatten ein ganzes Jahrhundert hindurch Russland durch ihre Einfälle verwüstet; dem grossen Mstislaw war es von der Vorsehung vorbehalten, Russland von ihnen zu befreien. Im J. 1128 versammelte er die Theilfürsten und vertrieb die Räuber, sie hinter die Wolga zurückwerfend. Stets besorgt für das Wohl Russlands, musste er, bei aller seiner Grossmuth, doch die Polotzkyschen Fürsten bestrafen, die — uneingedenk ihres Schwures — sich nicht nur geweigert hatten, gegen die Polowzer zu Felde zu ziehen, sondern es sogar zum Schaden Russlands heimlich mit ihnen gehalten hatten, weshalb er sie aus Russland verbannte. Mstislaw, der schon in jungen Jahren so viel für Russland gethan hatte, war jedoch nicht lange Grossfürst. Im J. 1129 begann er in Kiew eine Kirche und ein Kloster — im Namen seines Schutzheiligen, des Gross-Märtyrers Theodor — zu bauen. Im J. 1132 bezog er das aufrührerische Litthauen mit Krieg, und von dort mit reicher Beute heimkehrend, starb er am 15. April im 66. Jahre seines Lebens. Der alte Prolog sagt

von ihm: »Silber und Gold nahm er nicht in seine Hand, weil er den Reichthum nicht liebte, und am Tage seines Heimganges sah er seinen Tod voraus.«

Nowgorod ward durch die Frömmigkeit seiner Fürsten: Wladimir, Sohn des Jaroslaw, und Mstislaw Rostislawowitsch berühmt. Der erstere ist durch seine Tapferkeit gegen die Griechen bekannt, sowie durch den Bau der nach den Begriffen damaliger Zeit prachtvollen Sophienkirche, wo seine Reliquien offen daliegen. Er entschlief im J. 1052. Den zweiten kannte man nur unter dem Namen des Tapferen. Schön an Seele und Leib, sagt eine alte Chronik, vereinte Mstislaw, der Enkel des grossen Mstislaw, die Tapferkeit mit einem liebevollen Herzen, besonders liess er sich die Barmherzigkeit angelegen sein, versorgte die Klöster, tröstete die Mönche; er nahm alle Aebte auf, bat um ihren Segen, versorgte die Kirchspielskirchen, die Priester und erwies dem geistlichen Stande alle Ehrfurcht. Im Kriege war er stark und jederzeit bereit, für das russische Land und für die Christen zu sterben; wenn er von den Heiden gefangene Christen sah, sagte er zu seinen Kriegsleuten: »Brüder, beseitigt alle Bedenklichkeiten — wenn wir für Christen sterben, so reinigen wir uns von Sünden und Gott wird unser Blut dem Blute der Märtyrer beizählen; gäbe es nur Gott, Heil ihm! sterben wir nicht heute, so sterben wir doch einmal.« So belebte er seine Krieger! Gold und Silber sammelte er nicht, sondern gab das eine wie das andere hin, sowohl für seine Kriegsleute wie für das Heil der eigenen Seele. Es gab kein Gebiet in Russland, das sich ihm nicht gerne unterworfen hätte, keines, wo man ihn nicht aufrichtig beweinte. In Nowgorod war er nur ein Jahr Fürst, aber in diesem einen Jahre vernichtete er die aufrührerischen Tschuden, die Pskow und die Grenzen Nowgorod's geplündert hatten. Noch vorher, im J. 1168, nahm er den thätigsten Theil an dem Kriege der südlichen Fürsten gegen die Polowzer, der mit einem vollständigen Siege endigte. Die glänzendste That seines Glaubens und seiner Tapferkeit ist sein Kampf (im J. 1173) gegen 50,000 Susdalscher Krieger. Er starb den 14. Juli 1180.

Andreas Bogoljubsky (der Gott Liebende), schon in seinen jungen Jahren unter den Fahnen seines Vaters kämpfend, zeich-

nete sich häufig durch Thaten einer auf christliches Vertrauen gegründeten Tapferkeit aus. Besonders wunderbar war seine Rettung vom Tode im J. 1152. Im heissen Kampfe zersplitterte seine Lanze, der Helm fiel von seinem Haupte, der Schild zur Erde, aber Andreas ward gerettet, gerettet durch seine (christliche) Hoffnung. Der tapfere und gottesfürchtige Andreas fühlte sich in seiner Seele durch die unbesonnene Herrschsucht seines Vaters beschwert, und entfernte sich im J. 1155 heimlich aus dem Süden nach dem Susdalschen Lande mit einem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes. Im J. 1157 erkannten ihn die Rostower und Susdaler, die längst schon Hochachtung vor ihm hegten, für ihren Grossfürsten an. Andreas war aufrichtig bemüht zu vollbringen, was seiner Gott liebenden Seele würdig sei. Zwei prachtvolle Kirchen, eine zu Bogoljubow, die andere zu Wladimir, waren Denkmäler seiner staunenswerthen Freigebigkeit zur Ehre Gottes. Er that auch nicht wenig für die christliche Aufklärung. Im J. 1164 erfocht er einen glänzenden Sieg über die muselmännischen Bulgaren. Da er fühlte, wie sehr Russland durch die Zersplitterung in Theilfürstenthümer litt, bemühte er sich, die Alleinherrschaft einzuführen, und die Fehler seiner Schwäche machte er durch die tiefe Demuth wieder gut, mit der er sich dem göttlichen Gerichte, das die Leidenschaft bestrafte, unterwarf. Für seine Liebe zum Herrn würdigte derselbe ihn des Märtyrertodes. Menschen, die von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden waren, erschlugen ihn (im J. 1174) in Bogoljubow. Seine letzten Worte waren: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

§. 44. Das Mönchsleben.

Wie in Griechenland, so waren die Klöster auch in Russland die besten Pflanzstätten der Frömmigkeit. Sie kamen in Russland in Aufnahme, gleich nachdem der Glaube dahin verpflanzt worden war. Der ehrwürdige Antonius, der erste namentlich bekannte russische Einsiedler, besuchte schon Klöster, als er vom Berge Athos zurückgekehrt war. Der Metropolit Hilarion sagt, dass gleich nach der Taufe des Volkes »auf den Bergen Klöster

entstanden und Mönche erschienen«. Theodosius »hörte schon in Kursk von den Kiewschen Klöstern«; dann kam er nach Kiew »und besuchte alle Klöster«, und das war lange vor 1050. Der Chronikenschreiber sagt, dass namentlich unter dem weisen Jaroslaw »die Mönche sich zu mehren begannen und Klöster aufkamen«. Es ist bekannt, dass von Jaroslaw selbst zwei Klöster in Kiew erbaut wurden, das eine im Namen des heiligen Georg, das andere im Namen der heiligen Irene. Die Gründung des Höhlenklosters durch den ehrwürdigen Theodosius (eine hölzerne Kirche mit Umzäunung) erfolgte im J. 1062. Der ehrwürdige Nestor, nachdem er von der Erbauung des Klosters des heil. Demetrius durch den Grossfürsten Isaslaw-Demetrius gesprochen, sagt. »Viele Klöster sind von Fürsten und Bojaren sowie von reichen Leuten gegründet, sie sind aber nicht solche wie jene, die mit Thränen, mit Fasten, Gebet und Wachen gegründet worden sind; denn Antonius, der nicht Gold und Silber besass, hat es durch Thränen zu Stande gebracht.« Nestor will damit unsern Fürsten keineswegs die Ehre rauben, die ihrem Eifer für Gott gebührt, sondern nur hinweisen, worauf eigentlich das Gedeihen und die Dauerhaftigkeit der Klöster beruht. Aus den Chroniken sehen wir, dass besonders um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Klöster mit grossem Eifer vermehrt zu werden begannen. Aber die Worte Nestor's erklären am besten das Schicksal unserer alten Klöster. Von der Menge derselben bewahrt seinen früheren Ruhm bis heute nur das Höhlenkloster, das unter den Thränen des Antonius und Theodosius sein Gedeihen fand. Noch erhalten ist auch das Mutter-Gottes-Kloster in Tschernigow auf den Boldiner Bergen, in welchem der ehrwürdige Antonius einige Zeit hindurch wirkte. Sodann sind aus dem Sturme der Zeiten in Nowgorod drei Klöster übrig geblieben: das des Antonius, des Waarlam und Jurjew und etwa drei Klöster an verschiedenen anderen Orten, während — nach den Zeugnissen des Alterthums — in Kiew allein ihrer 1?. in Nowgorod 22 bestanden. — Der erste der Fürsten, der sich freiwillig dem Mönchsstande widmete, war der Fürst Swätoslaw-Nicolai, der im J. 1106 in's Kloster ging und viel Unannehmlichkeiten von den Fürsten, seinen Brüdern, für seinen bis

dahin so ungewöhnlichen Entschluss auszustehen hatte. Die Fürstinnen begannen früher als die Fürsten, sich dem Klosterleben zuzuwenden. Gegen Ende dieser Periode pflegten einige Fürstinnen und Fürsten vor ihrem Tode sich klösterlich einkleiden zu lassen. Monomach schrieb seinen Kindern: »Nicht das Mönchthum wird euch retten, sondern gute Handlungen.« Der Grossfürst Rostislaw (1160—1168) sagte zum ehrwürdigen Polycarp: »Vater, ich möchte diesem eitlen, vergänglichen und unruhigen Leben entrinnen;« der Ehrwürdige antwortete ihm: »Euch hat Gott so zu sein befohlen; handelt recht in dieser Welt, richtet ein rechtes Gericht und verharret in der Verehrung (dem Küssen) des Kreuzes.« Das Mönchsleben wurde aber damals aufrichtiger und tiefer geliebt als später; man wollte nicht nur scheinen Mönch zu sein, sondern es wirklich sein. Das Mönchsleben wurde so strenge geführt, wie wir es nur in den ersten Zeiten desselben im Oriente sehen. Was für herrliche Kämpfer wies das Höhlenkloster auf und wie waren ihrer so viele!

§. 45. Drei Arten des Mönchthums. Der ehrw. Antonius und seine Nachfolger.

In der alten russischen Kirche führte man das Mönchsleben nicht auf eine und dieselbe Art. Es gestaltete sich vielmehr verschieden, je nachdem die eigene Neigung — nach vorgenommener Selbstprüfung — einen Jeden bestimmte. In dieser ersten Periode der russischen Kirche sehen wir drei Arten des Mönchslebens von den Mönchen befolgt werden: das Einsiedlerleben, das Leben in klösterlicher Gemeinschaft und das Säulenleben.

Das erstere wurde durch den ehrw. Antonius vom Berge Athos eingeführt und durch sein eigenes Beispiel berühmt gemacht. Gleich darauf erwählten auch Andere dasselbe.

Antonius, mit seinem bürgerlichen Namen Antip, war aus Ljubetscha (in Kleinrussland) gebürtig. »Gott gab ihm — sagt der ehrw. Nestor — die Wanderlust ins Herz und in seinen Wanderungen erreichte er auch den heiligen Berg (Athos). Hier nahm er mehrere bemerkenswerthe Klöster in Augenschein, und da der Wunsch in ihm entstand das Mönchsgewand anzulegen, so bat er

den Abt eines dieser Klöster, ihn einzukleiden. Dieser verleibte ihn dem Mönchsstande ein, nannte ihn Antonius, unterwies ihn in der Klosterordnung und sagte: »gehe nach Russland und sei ein Segen des heiligen Berges, durch dich wird die Zahl der Mönche vermehrt werden.« Nachdem er ihn gesegnet, entliess er ihn mit dem Geleitswunsche: »gehe hin in Frieden!« Antonius kam nach Kiew und ging mit sich zu Rathe, wo er bleiben solle .... und kam »zu einem Hügel«, wo Hilarion eine Höhle gegraben hatte, und dieser Ort gefiel ihm und er liess sich an demselben nieder. Trockenes Brod, — und noch dazu nur jeden anderen Tag genossen — war seine Speise, einfaches Wasser, und dieses selbst mit Mass gebraucht, bildete seinen Trank, Gebet und Arbeit seine tägliche Beschäftigung. Schon zu den Zeiten Jaroslaw's ward er durch seine frommen Werke bekannt und man kam zu ihm, um ihn um seinen Segen zu bitten. Nach Nicon und Theodosius kamen zu ihm: Waarlam, der Sohn eines Bojaren, und Ephrem, der Rentmeister des Grossfürsten Isaslaw. Aber die Einkleidung dieser beiden Günstlinge des Hofes machte (im J. 1054) den Zorn des Grossfürsten Isaslaw rege, so dass Antonius, um dem Zorne Raum zu geben, sich anschickte, die Höhle mit seinen Schülern zu verlassen. Der Fürst jedoch wurde anderen Sinnes und bat Antonius, Kiew nicht zu verlassen. Um Antonius sammelten sich bis 15 Brüder, aber Nicon, der die Novizen eingekleidet hatte, entfernte sich bald nach den Unannehmlichkeiten, die auf die Einkleidung des Waarlam und Ephrem gefolgt waren. Antonius, »der gewohnt war allein zu leben und keinerlei Unruhe und Geräusch liebte«, schloss sich in seiner Höhlenzelle ein, nachdem er Waarlam zum Abte eingesetzt hatte. Um aber noch weniger mit irgend Jemand in Berührung zu kommen, begab er sich auf einen anderen Hügel, grub sich daselbst eine Höhle und verschloss sich in ihr. Die Erschöpfung des Leibes durch Fasten und die Läuterung des Geistes durch Gebet und gottesfürchtige Gedanken wurden in Antonius durch die Gabe des Vorhersehens und der Wunder verherrlicht. Kranke wurden durch den Genuss der einfachen Speise des Antonius geheilt. Im J. 1067 fielen die Polowzer in Russland ein. Die Fürsten, drei Brüder — Isaslaw, Swätoslaw und Wsewolod —

entschlossen sich, den Räubern eine Schlacht an der Alta zu liefern und kamen zu Antonius, seinen Segen zu erbitten. Antonius sagte aber den Fürsten mit Thränen den unglücklichen Ausgang der Schlacht voraus, ja dem Heerführer Schimon auch die Umstände, die lange nach der Schlacht eintreffen sollten. Bald darauf wurde die friedliche Einsamkeit des Antonius wiederum durch weltliche Stürme gestört. Isaslaw, der durch Wseslaw aus Kiew vertrieben worden war und wieder dahin zurückkehrte, zürnte dem Antonius, »wegen Wseslaw's«, weil er glaubte, dass Antonius diesen begünstigt habe. Swätoslaw schickte Nachts nach Antonius und nahm ihn nach Tschernigow mit. Dort gefielen dem Freunde der Einsamkeit die Boldiner Berge, er grub sich in ihnen eine Höhle und liess sich in derselben nieder. Wie lange Antonius in der Tschernigowschen Höhle gelebt habe, ist unbekannt; aus den Worten Nestor's geht so viel hervor, dass er in der Kiewschen Höhle gestorben ist, und namentlich in derselben, wo er seit der Zeit gewohnt, da er sich von den Höhlenbrüdern trennte. Simon sagt, dass der ehrw. Antonius ein Jahr vor Theodosius (der im J. 1074 entschlief) gestorben sei, nachdem er die Stätte, an der die Kirche der heiligen Gottesgebärerin gebaut wurde, gesegnet und mit dem Kreuzeszeichen bezeichnet hatte.

Dem abgeschlossenen Einsiedlerleben des grossen Antonius folgten zu seiner Zeit und nach ihm viele Andere. Die Chroniken erwähnen solcher Gottesstreiter selbst in den J. 1154 und 1174. Als verherrlichte fromme Helden der Einsamkeit sind bekannt: Isaak, Nicetas, Laurentius, Johann und Pimenius, so wie die vielen Leiden ausgesetzten Johann und Athanasius. Die ersten beiden beweisen durch ihr Beispiel, wie schwer das Leben der Einsamkeit sei, welche ungewöhnlichen Gefahren denen bevorstehen, die solchen geistlichen Kampf übernehmen, zugleich aber auch, wie die göttliche Gnade die menschliche Schwäche nicht verlässt, sondern sie stärkt und stützt.

»Es war — schreibt Polycarp — in den Tagen des Abtes Nicon ein Bruder mit Namen Nicetas, der Ruhm bei den Menschen suchte. Er hatte das grosse Werk nicht um Gottes willen erwählt, als er den Greis um Erlaubniss bat, sich dem Einsiedlerleben widmen zu dürfen. Der Abt rieth ihm davon ab und

sprach: »Kind, du bist jung und darum wird es dir nicht von Nutzen sein, müssig zu sitzen; dir ist es besser, inmitten der Brüder zu arbeiten und wirst dann deines Lohnes nicht verlustig gehen. Du bist selbst noch Augenzeuge unseres Bruders Isaak, des Höhlenbewohners, und weisst, welche Verführungen auf ihn eingestürmt, wenn nicht Gottes grosse Gnade ihn gerettet hätte, desselben Isaak, der auch heute noch viele Wunder verrichtet.« Nicetas antwortete: »ich werde mich durch dergleichen niemals verführen lassen, aber ich bitte Gott, den Herrn, dass er mir die Gabe Wunder zu thun verleihe.« Nicon sagte zu ihm: »was du begehrst, geht über deine Kräfte, hüte dich, Bruder, dass du, dich erhebend, nicht fallest; unsere Demuth räth dir, der Brüderschaft zu dienen.« Nicetas aber bestand auf seinem Willen und sein geheimer Hochmuth lockte den Vater des Hochmuthes zu ihm heran. Er erschien ihm in Gestalt eines Engels, rieth ihm, das Gebet zu unterlassen und sich nur mit Büchern zu beschäftigen, während er das Gebet für ihn und unter seiner Gestalt zu verrichten unternahm. Nicetas ward zum Propheten und Lehrer. Er schickte zu Isaslaw und liess ihm sagen: heute ist Gleb Swätoslawitsch erschlagen, sende schnell deinen Sohn Swätopolk auf den Thron Nowgorod's.« Und wie er gesagt, so war es; Gleb ward in der That im J. 1078 erschlagen. Mit Verwunderung kam man, den Nicetas zu hören. Eine Besonderheit wurde jedoch in dem neuen Lehrer bemerkt: das alte Testament konnte er auswendig, von dem neuen aber wollte er nichts wissen. Die erfahrenen Greise begriffen den Zustand des Nicetas und ihre Liebe konnte bei dem Unglücke des Bruders nicht gleichgültig bleiben. Die ehrwürdigen Männer: der Abt Nicon, Johann — der nach ihm Abt ward, — Pimenius, der Beobachter strenger Fasten, Matthaeus, der Scharfsichtige, der heil. Isaak, der Höhlenbewohner, Agapit, der Arzt, Gregorius, der Wunderthäter, Nicolai, der nachher Bischof von Tmutaracan ward, Nestor, der Chronikenschreiber, Gregorius, der Schöpfer der Lobgesänge (Canones), Theoktist, der nachher Bischof von Tschernigow ward, Onesiphorus, der Scharfsichtige — alle diese Gottesmänner kamen zu dem Verführten und vertrieben durch Gebet den Teufel von ihm, so dass Nicetas denselben nicht mehr sah. Sie führten ihn hinaus

und fragten ihn über das alte Testament, begierig irgend etwas von ihm zu hören. Er jedoch betheuerte mit einem Schwure, dass er niemals Bücher gelesen habe, und siehe, der, der vorher die alttestamentlichen Bücher auswendig gewusst hatte, wusste jetzt kein einziges Wort mehr . . . . . die ehrwürdigen Väter konnten ihm mit Mühe nur das Lesen beibringen. Von dieser Zeit an ergab er sich der Enthaltsamkeit und dem reinen, demüthigen, gehorsamen Leben, so dass er Andere an Tugenden übertraf. Für sein tugendhaftes Leben wurde er zum Bischofe von Nowgorod eingesetzt und verrichtete viele Wunder: führte durch Gebet Regen herbei und löschte Feuersbrünste aus. Auch heute noch ehrt man mit den Heiligen den ehrwürdigen und gottseligen Nicetas.« Aus anderen Denkmälern geht hervor, dass der heilige Nicetas im J. 1096 zum Bischofe von Nowgorod installirt worden und — berühmt durch Wunder der Liebe zu seiner Heerde, unter dem gottseligen Fürsten Mstislaw — im J. 1108 (30. Januar) gestorben sei.

»Hiernach — schreibt derselbe Polycarp — verlangte ein anderer der Brüder, ein gewisser Laurentius, sich dem Einsiedlerleben zu widmen. Die heiligen Mönche gestatteten ihm das nicht. Laurentius ging zu dem Abte Demetrius in das Kloster des Isaslaw, und schloss sich dort ein. In Folge seines treuen Lebens verlieh ihm Gott die Gabe gesund zu machen.«

Besonders merkwürdig sind die Thaten des ehrw. Johann des Einsiedlers. »Wahrhaft selig, — schreibt Polycarp — sich dem Willen Gottes ergebend, an seinen Geboten unerschütterlich festhaltend, Leib und Seele rein bewahrend von aller fleischlichen und geistigen Befleckung — ich rede von dem ehrw. Johann, der sich an einer engen Stelle der Höhle eingeschlossen hatte. Dreissig Jahre verharrte er in grosser Enthaltsamkeit, indem er seinen Leib durch hartes Fasten zähmte und auf dem ganzen Leibe Eisen trug. Im Anfange blieb er drei Jahre hindurch zu zwei und drei Tagen ohne Speise, zuweilen selbst eine ganze Woche; die schweren Eisen auf seinem Leibe verstärkten die Pein des Hungers und Durstes, — die fleischliche Begierde erstarb aber nicht. Er ging zur Höhle des ehrw. Antonius und blieb in ihr einen Tag und eine Nacht, an seinem Grabe betend.

Der Heilige eröffnete ihm: »Johann, Johann, du musst dich hier einschliessen, um wenigstens durch Nichtsehen und Schweigen den Kampf schwächer zu machen, der Herr wird dir durch die Gebete der Heiligen helfen.« Und Johann schloss sich in der engsten und dunkelsten Höhle ein; der Kampf hörte nicht auf. Dreissig Jahre sind in dieser Höhle verbracht worden und dreissig Jahre hat der martervolle Kampf gedauert. Nicht wissend, was er mit sich thun solle, entschloss sich Johann zu einem noch schwereren Werke. Er grub eine Grube, setzte sich bis zur Brust in dieselbe und schüttete Erde um sich herum. In dieser Stellung verblieb er während der ganzen grossen Fasten; seine Füsse brannten, die Sehnen zogen sich zusammen, Hitze verzehrte sein Inneres, aber Johann war froh im Geiste, da er das Feuer der Sünde nicht mehr fühlte. Nur ein schreckliches Gesicht machte ihm Entsetzen. »Herr, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Erbarme dich meiner, denn du bist der einzig Menschenliebende!« betete der Dulder. Und als er sein Gebet beendet, erglänzte ein Licht und die schreckliche Schlange, die bisher ihn zu verschlingen drohte, verschwand. Da hörte er eine Stimme: »Da hast du Hülfe, Johann, gieb aber Acht auf dich, damit nicht Schlimmeres mit dir geschehe. Nach dem Masse deiner Geduld ist die Prüfung über dich verhängt worden, und du wirst wie Gold durch Feuer geläutert werden. Den starken und kräftigen Dienern legt der Herr eine schwere Arbeit auf, den schwachen aber und unvermögenden eine geringe und leichte.« Von diesen Kampfeswerken erzählte der ehrw. Johann selbst einem Bruder, der in grosser Trübsal war.

§. 46. Das gemeinschaftliche Klosterleben. Einführung des Statutes der Studiten.

Das gewöhnlichste Mönchsleben in Griechenland war das gesellschaftliche Klosterleben, weil man die Bequemlichkeit desselben für alle Altersstufen der sich diesem Stande Widmenden, besonders aber der noch Unreifen, aus Erfahrung erkannt hatte. In den von Jaroslaw gegründeten Genossenschaften folgte man aller Wahrscheinlichkeit nach der Ordnung jener Constantinopo-

litanischen Klöster, die dort von den Kaisern und Grossen des Reiches errichtet waren und in welchen das Statut von Jerusalem oder die Ordnung der Studiten mit gewissen Abänderungen eingeführt worden war. Im J. 1062 ging der ehrw. Theodosius, nachdem er zum Abt erwählt worden war, von den Höhlen in das Kloster über und bald wuchs die Zahl der Brüder bis auf hundert an. Der Abt fühlte die Nothwendigkeit einer pünktlichen Ordnung für die Mönchsgenossenschaft, und ihm konnte bei dem ununterbrochenen Verkehr, der damals zwischen Russland und der Hauptstadt der Rechtgläubigkeit stattfand, das Statut der Constantinopolitanischen Studiten nicht unbekannt sein. Ephrem, ein Höhlenmönch, hatte sich vordem nach Constantinopel begeben. Der Abt »sandte einen der Brüder zu Ephrem, dem Eunuchen, damit er ihm eine Abschrift der Statuten des Studitenklosters zukommen lasse. Der erfüllte den Befehl unseres Vaters, schrieb das ganze Statut des Studitenklosters ab und schickte es ihm zu. Unser ehrw. Vater Theodosius liess es vor allen Brüdern vorlesen. Seitdem begann er Alles nach dem Statute des Studitenklosters einzurichten, wie das auch bis jetzt von seinen Schülern gehalten wird.« So schreibt Nestor in der Biographie des ehrw. Theodosius. Derselbe schreibt in der Chronik: »Theodosius versammelte hundert Brüder und begann nach einer Mönchsregel zu suchen. Es fand sich ein Mönch des Studitenklosters, Michael, der mit dem Metropoliten Georg aus Griechenland gekommen war; er forschte bei ihm nach dem Statute der Studitenmönche, fand dasselbe bei ihm und liess es abschreiben.« In diesen beiden Nachrichten Nestor's ist weder ein Widerspruch, noch ein Mangel an Uebereinstimmung. In der Chronik, die später geschrieben ist, ergänzt Nestor die frühere Nachricht von der Einführung des Statutes. Der Metropolit Georg kam nach Russland im J. 1068, und darum ereignete sich das, was Nestor von Michael sagt, später als der Verkehr mit Ephrem. Der Verkehr mit Michael hatte aber eine ganz besondere Wichtigkeit in Bezug auf die Statutenangelegenheit. Indem der Chronikenschreiber dieses Verkehrs erwähnt, giebt er zu verstehen, dass Theodosius bei der neuen Einrichtung und Einführung neuer Regeln sich namentlich an einen solchen Mann wandte, der als

Studitenmönch die genaueste Kenntniss von dem Statute der Studiten haben musste und überdem, als Vertrauensmann des Metropoliten, auch das kirchliche Zutrauen verdiente. Fügen wir hierzu noch einen Umstand. Nicon der Armenier, ein Zeitgenosse des ehrw. Theodosius, sagt, dass die gewöhnlichen Abschriften des Studitenstatutes vielfach von einander abwichen und dass es ihm sehr schwer fiel, eine genaue Abschrift desselben zu erhalten. Das zeigt uns noch deutlicher, wie nöthig es dem ehrw. Theodosius sein musste, sich des Statutes wegen an Michael zu wenden, und Nestor fand es ebenso für nöthig, in seiner Chronik dieses Verkehres zu erwähnen.

Nach dem Zeugnisse Nicon's des Armeniers unterschied sich das Studitenstatut von den anderen (unter ihnen auch von dem Jerusalemitischen) in drei Beziehungen. In ihm ist a. für keinen Tag die kirchliche Nachtwache angeordnet, sondern das ganze Jahr hindurch muss nach ihm nur der Abend-, Mitternachts- und Morgengesang zur angesetzten Zeit ausgeführt werden. b. Für keinen einzigen Tag ist der grosse Lobgesang festgesetzt, sondern an hohen Festtagen werden nur Verse aus der Hymne »Lobet den Herrn« verlesen und Gesänge aus der Liedersammlung. c. Vom 26. Septbr. an bis zum Ende der 40tägigen Fasten werden im Morgengottesdienste drei, aber von der Woche Aller Heiligen an nur zwei Lectionen verlesen. Nicon spricht aber nur erst von dem kirchlichen Gottesdienste. Aus den Worten Nestor's ist es nicht ersichtlich, ob Theodosius nur die sogenannte Schilderung der Einrichtung des Studitenklosters, oder auch noch zwei andere Abhandlungen: Die Kirchenstrafen für die ganze Brüderschaft und Verordnung über die (Vor-Fasten-)Woche Sexagesima bekommen habe. Aus den slavonischen Abschriften ist sowohl die erstere — das eigentliche Kirchenstatut — bekannt, wie auch die zweite Schrift, die Verhängung von Strafen für geheime Ordnungswidrigkeiten, aber die letzte existirt nicht abgesondert für sich. In der Synodalbibliothek bewahrt man noch bis jetzt: »Ein Statut, welches Speise und Trank (und einige andere Aeusserlichkeiten, wie sie sich durch Tradition des ehrw. Theodor im Studitenkloster erhalten haben) bestimmt, vom Patriarchen Alexis

(1025—1043) seinem Kloster der Mutter Gottes schriftlich übergeben, und in die slavonische Sprache für das Kloster der Mutter Gottes zu Nowgorod übersetzt«, welches im J. 1179 von den heiligen Elias und Gabriel — späteren Bischöfen von Nowgorod — gestiftet worden war. Diese Handschrift ist ein unwiderlegbares Zeugniss dafür, dass von dem ehrw. Theodosius nur die schriftlichen und ihrem Inhalte nach wichtigeren Regeln des ehrw. Theodor eingeführt wurden, und dass die Ergänzungen, in Betreff von Gegenständen anderer Natur, erst hundert Jahre nach Theodosius in unsere Klöster eingeführt worden sind.

Bei Annahme des Statutes der Studiten beschränkte sich der ehrw. Theodosius nicht auf den todten Buchstaben desselben, sondern den Geist des Ganzen im Auge behaltend, führte er einige eigene Regeln ein. So wies er Niemanden zurück, der sich meldete, obschon er auch nicht eilte ihnen das Mönchsgewand anzulegen. Im Anfange liess er den Novizen noch in weltlicher Kleidung einhergehen; sobald er sich an die Klosterordnung gewöhnt hatte, gab er ihm eine schwarze Kleidung und hielt ihn zum Gehorsam an; darnach endlich kleidete er ihn völlig ein und gab ihm den Ordensmantel. Aber wenn er durch ein reines Leben das erlangt hatte, was ihn zu einem würdigen Mönche machte, legte er ihm das Gewand der strengsten Mönchsregel (cxuma) an. Ebenso verordnete er, dass nach dem Abendgottesdienste Niemand aus seiner Zelle sich in die eines Bruders begebe, sondern dass sich jeder in seiner Zelle mit Handarbeit, welche er grade versteht, beschäftige und, nach vorhergegangenem Gebete, während der Arbeit die Psalmen Davids recitire. Nach dem Abendessen wurden die Thore des Klosters geschlossen und Niemand durfte mehr weder ein- noch ausgehen.

Das vom ehrw. Theodosius nach dem Muster der Studitengenossenschaften errichtete Höhlenkloster diente allen russischen Klöstern zum Vorbilde. Uebrigens hing sein Ruhm nicht nur von seiner äusseren Einrichtung ab, sondern vielmehr von dem Geiste der Frömmigkeit, mit dem Theodosius seine Genossenschaft zu beleben und zu durchdringen wusste.

§. 47. Die berühmtesten Streiter desselben: der ehrwürdige Theodosius.

Der ehrwürdige Theodosius führte das klösterliche Leben auf eine Art und Weise, dass er zum Muster der Vollkommenheit desselben dienen konnte.

Von Jugend auf strebte die Seele des Theodosius nach einem Leben in Gott. Vierzehn Jahre alt verlor er seinen Vater und kannte keinen anderen Trost als die Kirche zu besuchen. Als er einst Pilgern begegnete, fesselte ihn der Gedanke ihres Liebeswerkes so mächtig, dass er sich heimlich mit ihnen auf den Weg nach dem heiligen Lande machte. Die Mutter, nachdem sie das erfahren, holt ihn ein, schlägt ihn, bringt ihn nach Hause zurück und legt ihm für einige Tage Fesseln an. Theodosius fährt fort die Kirche zu besuchen, und da er wahrnimmt, dass zuweilen aus Mangel an Prosphoren die Liturgie nicht gefeiert wird, entschliesst er sich Prosphoren zu backen. In dieser Beschäftigung gehen ihm zwei Jahre hin. Die Mutter will ihn bereden, diese nach ihrer Meinung erniedrigende Beschäftigung aufzugeben; der Sohn jedoch setzt diese Arbeit noch ein Jahr fort. Die Mutter bringt ihn theils durch Drohungen theils durch Schläge dahin, dass er sich nach einer anderen Stadt begiebt, wo er bei einem Presbyter sich nach früherer Weise mit dem Backen von Prosphoren beschäftigt. Geraume Zeit darnach findet ihn die Mutter und führt ihn wieder nach Hause zurück. Alsdann erlaubt ihm der »Gebieter der Stadt«, da er seine Demuth und Frömmigkeit wahrnimmt, bei seiner Kirche zu bleiben. Theodosius bestellt sich im Geheimen Ketten, die er auf seinem Leibe trägt. Einst gab der Gebieter ein Gastmahl, bei dem Theodosius in reiner Wäsche erscheinen musste. Die Mutter, die schon früher etwas von den Ketten gehört, nimmt — bei dem Wechsel der Wäsche — Blut auf seiner Kleidung wahr und nimmt mit Ingrimm dem Sohne die Ketten ab. Aber alle diese Hindernisse löschten in Theodosius das Verlangen nach einem heiligen Leben nicht aus — es zieht ihn unwiderstehlich nach dem Kloster hin. In Abwesenheit der Mutter verlässt er das Haus und begiebt sich nach Kiew,

sucht den Antonius auf und beginnt — von Nicon eingekleidet — das klösterliche Kampfesleben. Das war im J. 1032. Vier Jahre darauf erscheint die Mutter in Kiew und will ihren Sohn abholen; der Sohn aber war geistig schon so gereift, dass die Mutter auf seine Bitten sich selbst in ein Frauenkloster begiebt. Theodosius empfängt die Weihe zum Presbyter. Das Leben der um Antonius versammelten Brüderschaft war überhaupt strenge, aber Theodosius schonte seiner nicht. Zur gewöhnlichen Speise diente trockenes Roggenbrod, nur Sonnabends und Sonntags wurde etwas Saftiges hinzugefügt, oder in Ermangelung dessen eine Speise aus Kraut. Um Brod zu haben, verrichtete man gemeine Handarbeit und nachdem man Korn gekauft, mahlte man es selbst. Nach dem Frühgottesdienste ging man in den Küchengarten graben, nach der Liturgie wiederum Arbeit. Theodosius, starken Körpers, nahm auch einen Theil der Arbeit anderer auf sich; er trug für andere Wasser, spaltete Holz, mahlte den Roggen und trug jedem das Mahl zu. Oft gab er in schwüler Nacht seinen nackten Leib den Mücken und Mosquitos zur Speise hin, — das Blut floss von seinem Leibe, aber er spann ruhig geschorene Wolle.

Mit dem Segen des ehrw. Antonius erwählte die Brüderschaft den Theodosius im J. 1062 zum Abte. Zu seinen früheren Werken fügte Theodosius nun noch die Wachsamkeit eines Abtes hinzu; er hielt das Kloster und die Genossenschaft in Ordnung, umging Nachts alle Zellen der Mönche, um ihre Lebensweise kennen zu lernen. Wenn er Jemanden betend fand, dankte er Gott, wenn er aber die Unterhaltung zweier oder dreier vernahm, that er einen Schlag an die Thüre und ertheilte am andern Morgen den Betroffenen eine kurze Unterweisung, wie sie auf ihre Seele zu achten hätten. Mit Wort und That regte er seine Heerde zu Liebes- und Glaubenswerken an. »Alle Tage arbeitete er mit seinen Händen, ging in die Bäckerei und theilte heiter die Arbeit der Brodbäcker, knetete den Teig, buk das Brod. Alle Schwachen unterwies er, stärkte und tröstete sie. Einst, vor einem Festtage, kam der Kellner zu ihm und sagte, es sei Niemand da, um Wasser zu tragen; willig machte sich der Gottselige auf und fing selbst an Wasser zu tragen.« Einer aus der

Brüderschaft, der das sah, eilte es einigen anderen Brüdern zu sagen, die sofort herbeiliefen, um die Arbeit des Abtes zu theilen. Ein andermal war Niemand da, das Holz für die gemeinsame Küche zu spalten; »ich bin frei, sagte der Abt und werde gehen.« Die Brüderschaft schickte er zu Tisch, weil es Essenszeit war, selbst aber ging er Holz spalten. Nach dem Mittagsessen sahen die Brüder ihren ehrw. Abt Holz spalten und sich abmühen, jeder ergriff sein Beil und es ward Holz für mehrere Tage fertig gespalten. Bei Tische begnügte er sich mit trockenem Brode und Kohl ohne Oel, niemals aber sah man ihn hinfällig oder nicht heiter. Niemand hat ihn jemals sich zum Schlafen niederlegen sehen; gewöhnlich schlummerte er sitzend ein und stand erwacht sogleich zum Gebete auf. Niemals wusch er seinen Leib mit Wasser ab, mit Ausschluss nur des Gesichtes und der Hände. Seine Kleidung war von Wolle und sehr abgetragen, die er oft mit Flickern zudeckte, damit man das Busshemd nicht sähe, das er auf dem Leibe trug. Oft tadelte man ihn wegen solcher schlechter Kleidung, — er hörte den Vorwurf mit Freuden an. Der Grossfürst Isaslaw, der ihn liebte und achtete, befahl eines Tages, weil es schon spät geworden war, ihn in einem bequemen Fuhrwerke nach Hause zu bringen. Der Diener, der einen schlecht angezogenen Klosterbruder vor sich sieht, sagt: Du Mönch bist alle Tage müssig, aber ich lebe in Mühe und Arbeit; setze du dich aufs Pferd, während ich mich auf deine Stelle lege und ausruhe. Der Ehrwürdige tauschte, ohne eine Wort zu sagen, die Rollen mit dem Diener und bewirthete ihn im Kloster aufs beste. Die Nächte brachte er häufig ohne Schlaf zu, im thränenvollen Gebete für sich und die Brüder, was die kirchlichen Aufwecker wahrnahmen, obschon der Streiter Gottes bemüht war, dieses Werk vor den Augen der Menschen zu verbergen. Diese Anstrengungen läuterten und erhoben seinen Geist in dem Grade, dass der Ehrwürdige die Gabe, gesund zu machen und die Geister zu unterscheiden, empfing und nach seinem Glauben Wunder verrichtete. Erfüllt von Liebe zu den Armen und Leidenden, für die er auch ein Haus erbaut hatte, gab er an die, die ihn baten, sein Letztes hin und ward hundertfältig belohnt. Die Bojaren und Fürsten kamen zu ihm, ihre

Sünden zu beichten, seine Unterweisungen anzuhören, und er sagte jedem die Wahrheit mit Liebe, zuweilen selbst mit Strenge. Letztere erfuhr namentlich der Fürst Swätoslaw an sich, als er seinen Bruder Isaslaw aus Kiew vertrieben hatte. Da die Zahl der Brüder sehr zunahm und der Raum enge wurde, suchte der ehrwürdige Abt eine andere Stelle für das Kloster aus. Verschiedene Wunder bezeichneten die Gründungsstelle der neuen, steinernen Kirche zu Ehren der Mutter Gottes. Nachdem er den Grundstein zu derselben gelegt hatte, starb der ehrw. Theodosius im folgenden Jahre 1074, am 3. Mai.

§. 48. Seine Schüler.

Die Schüler des Theodosius, beseelt von dem Geiste des grossen Abtes, waren stark am Geiste für geistliche Thaten. »Gott hatte solche Mönche in der Genossenschaft unserer Mutter versammelt — sagt der ehrw. Nestor — dass sie Sternen gleich im russischen Lande leuchteten. Die einen waren stark im Fasten, andere im Wachen oder im Kniebeugen. Einige fasteten jeden anderen Tag, oder jeden dritten, andere genossen nur Brod und Wasser, einige gekochtes Gemüse, andere selbst Rohes. Alle aber verharrten in der Liebe. Die jüngeren unterwarfen sich den älteren, indem sie vor ihnen nicht anders, als mit Unterwürfigkeit und in grossem Gehorsame zu sprechen wagten. Die älteren dagegen hegten Liebe zu den jüngeren und unterwiesen sie wie geliebte Kinder. Wenn Jemand in Sünde verfiel, trösteten sie ihn, und ward er mit einer Kirchenstrafe belastet, so theilten drei oder vier sie aus Liebe mit ihm. Wenn ein Bruder aus dem Kloster austrat, so trauerten alle darüber, sandten ihm nach und baten ihn, wieder ins Kloster zu kommen. Und wenn er kam, so gingen alle zum Abte ihn fussfällig zu bitten, und nahmen sodann den Bruder mit Freuden wieder auf. Solcher Art war die göttliche Liebe, solcher Art die Demuth und Enthaltsamkeit in der heiligen Brüderschaft. Auch nach ihrem Tode leuchteten sie durch verschiedene Wunder wie ein unverlöschbares Licht fort, und vertreten uns mit ihren Gebeten bei Gott.

»Und siehe, in seinem (des Theodosius) Kloster war ein Mönch, dem Amte nach Presbyter, mit Namen Damian. Er ahmte mit Eifer dem Leben und der Demuth seines ehrw. Vaters Theodosius nach. Viele geben Zeugniss von seinem guten Leben, seinem Gehorsam und der Unterwürfigkeit, die er gegen die ganze Brüderschaft bewies. Besonders die mit ihm in einer Zelle Wohnenden sahen seine Sanftmuth und wie er ganze Nächte nicht schlief, eifrig Bücher lesend oder sich verstärktem Gebete hingebend. Auch vieles Andere haben sie von diesem Manne erzählt.« (Nestor, Biograph. d. Theodos.) »Er war ein so strenger Beobachter des Fastens, dass er bis zu seinem Tode nichts als Brod und Wasser genoss. Wenn man ein Kind, das an irgend welchem Uebel litt, zu dem gottseligen Theodosius ins Kloster brachte, oder wenn ein erwachsener Kranker dahin kam, so befahl Theodosius dem Damian, ein Gebet über den Kranken zu sprechen, — und der sprach das Gebet, salbte den Kranken mit Oel und dieser erlangte Heilung von seinem Uebel. Endlich erkrankte er selbst und näherte sich seinem Ende, in Schwachheit daliegend. Ein Engel, in Gestalt des Theodosius, trat zu ihm und versprach ihm für sein mühevolles Leben das Himmelreich. Darnach kam Theodosius mit den Brüdern und setzte sich in seiner Nähe nieder. Mit schon schwindenden Kräften schaute er zum Abte hin und sagte: »Vergiss dessen nicht, was du mir diese Nacht versprachst.« Theodosius begriff, dass er ein Gesicht gehabt, und sagte zu ihm: »Bruder Damian, dir geschehe, was dir von mir versprochen worden.« Er aber schloss seine Augen und übergab die Seele in Gottes Hand.« (Nestor, Chronik.) Das geschah im J. 1071.

So verschieden auch die Werke des Dienstes waren, den die Brüderschaft übte, so war ihnen allen doch das Eine gemeinsam: — der Dienst von ganzer Seele!

»Der ehrw. Marcus, der in einer Höhle lebte, grub mit seinen Händen viele Höhlen aus und arbeitete Tag und Nacht für das Werk Gottes. Er höhlte viele Stätten zur Beerdigung der Brüder aus und nahm nichts dafür, wenn man ihm nicht etwa freiwillig etwas gab, und auch das vertheilte er unter die Armen. Zu seiner Zeit wurden die irdischen Ueberreste des heil. Theo-

dosius aus der Höhle ins Kloster hinübergetragen, in die grosse Kirche (im J. 1090). Einst ermüdete er beim Graben, seine Kräfte schwanden und er liess die Stätte eng und nicht gehörig erweitert nach. Mittlerweile ereignete es sich, dass ein Bruder erkrankte und starb. Es war für ihn keine andere Stätte vorräthig, als diese enge; der Todte, als er zur Höhle gebracht ward, konnte nur mit Mühe in dieselbe gelegt werden. Die Brüder murreten wider Marcus, da sie keine Möglichkeit hatten, den Todten gehörig zu beschicken und Oel über ihn zu giessen, so eng war der Platz. Der Höhlenbewohner verbeugte sich in Demuth vor allen und sprach: Verzeiht mir, heilige Väter, aus Mattigkeit habe ich es nicht vollenden können. Sie fingen ihn aber noch mehr zu schelten an. Da wandte sich Marcus an den Todten und sagte: Der Platz ist eng, bemühe dich selbst, Bruder, nimm und giesse das Oel über dich aus. Der Todte reckte die Hand aus und sich etwas erhebend, nahm er das Oel, goss es sich in Kreuzesform über Gesicht und Brust und, nachdem er das Gefäss zurückgegeben, ordnete er vor allen was nöthig war, legte sich nieder und entschlief. Als dieses Wunder sich erfüllte, fiel Schrecken auf alle.« (Polycarp, über die Höhlenmönche. Manuscr.)

Die ehrwürdigen Spiridon und Nicodemus waren nichts mehr als Prosphorenbäcker, aber 30 Jahre haben sie in dieser Beschäftigung von ganzer Seele gearbeitet und sind Gott wohlgefällig geworden. Der erstere, nicht schriftkundig, erlernte das Lesen schon nicht mehr in jungen Jahren und machte es sich zur Regel, täglich den ganzen Psalter durchzulesen. So verdoppelte er seinen der Brüderschaft zu leistenden Dienst noch durch die andächtige Bildung seiner Gedanken mittelst des göttlichen Wortes. Die letzten Jahre beider fallen in die Zeit des Abtes Pimenius (1132—1141).

Der Fürst Swätoslaw, in der Taufe Nicolai genannt — Sohn des Tschernigowschen Fürsten David Swätoslawitsch — war in den Ehestand getreten und hatte auch Kinder; eine seiner Töchter war die Gemahlin des gottseligen Fürsten Wsewolod-Gabriel. Im J. 1099 sehen wir ihn, nach der Chronik, als Fürsten der Stadt Luzk. Aber in demselben Jahre noch von Boniak und

David Igorowitsch — der den unglücklichen Wassilko geblendet hatte — belagert, entfernte er sich friedlich nach Tschernigow. Im J. 1106 entsagte er der Fürstenwürde, dem Glanze und allem, was ihm theuer sein konnte, und begab sich in das Höhlenkloster. »Drei Jahre — schreibt Simon — brachte er in der Küche zu, für die Brüderschaft arbeitend, mit eigenen Händen spaltete er Holz zum Kochen der Erbsen für die Brüder und trug häufig das Wasser auf seinen Schultern vom Flusse herbei. Seinen Brüdern Isaslaw und Wladimir gelang es nicht, ihn von diesen frommen Werken zurückzuhalten. Wie ein wahrer Klosterbruder bat er mit Liebe um die Erlaubniss, ein ganzes Jahr hindurch für die Brüder Grütze kochen zu dürfen. Nachmals, als er erprobt und für zuverlässig erkannt worden war, stellte man ihn an die Pforte des Klosters, wo er auch drei Jahre aushielt, ohne von seiner Stelle zu weichen, es sei denn in die Kirche. Hiernach ward ihm befohlen bei Tische aufzuwarten, und nun war er durch den Willen des Abtes und der Brüderschaft gezwungen eine eigene Zelle zu haben. Er führte sich eine solche auf und richtete nebenan einen Küchengarten ein, in welchem er mit eigener Hand pflanzte. Man sagt von ihm auch, dass während der ganzen Zeit seines Mönchslebens ihn Niemand müssig gesehen habe, immer verrichtete er Handarbeit, wobei er Psalmen sang und womit er seine Kleidung erwarb. Obschon er Geld und Gut entgegennahm, so verwandte er es doch nie zum eigenen Vergnügen, sondern gab es zum Besten der Pilger und zur Einrichtung von Kirchen hin; viele seiner Bücher haben sich noch bis heute bei uns erhalten. Er nährte sich selbst mit klösterlicher Speise. Es bedurfte grosser Festigkeit von seiner Seite, um alle die Vorwürfe ruhig hinzunehmen, die man seinem Entschlusse machte, als Fürst ein solches Leben erwählt zu haben; denn dazumal hatte noch keiner der Fürsten sich freiwillig klösterlicher Arbeit und Demuth geweiht. Seine Brüder waren eifrig bemüht, ihn wiederum für die Welt zu gewinnen, besonders durch ihren Arzt, der sich für Swätoslaw in Kiew niedergelassen hatte. Dieser stellte ihm eindringlich vor, wie gefährlich für die Gesundheit des Fürsten sein neues, strenges Leben sei; »ja auch deine frommen Brüder — Isaslaw und

Wladimir — sagte Peter zu ihm, müssen wegen deiner Aermlichkeit Tadel hören . . . . . Wer von den Fürsten hat so gehandelt? Etwa dein seliger Vater David, oder dein Grossvater Swätoslaw? Wer von den Bojaren hat solche Lebensweise erwählt ausser Waarlam, der hier Abt war?« Der Gottselige antwortete ihm: »Bruder Peter! ich habe viel nachgedacht und mich entschlossen, meines Fleisches nicht zu schonen, um den Kampf nicht abermals in mir wach zu rufen. Von vieler Arbeit niedergedrückt möge das Fleisch gezähmt werden, meine Kraft gedeiht im Unvermögen. . . . Ich danke meinem Gott, dass er mich von der weltlichen Arbeit befreit und mich zum Diener seiner Knechte, dieser gottseligen Mönche, gemacht hat. Mögen meine Brüder auf sich Acht haben, — für Christum sterben ist mir ein Gewinn.« Die Erfahrung hat gelehrt, wessen Gesinnung die richtigere war! Der fürstliche Streiter war öfter unwohl, genas aber jedesmal, bevor noch der Arzt zu ihm kam. Einst erkrankte auch der Arzt und zwar sehr schwer. Der fürstliche Mönch sandte zu ihm und liess ihm sagen: »Wenn du keine Arzenei nehmen wirst, so wirst du genesen, wenn du aber nicht gehorchest, so wirst du viel auszustehen haben.« Der Arzt gehorchte nicht und ward nur mit Mühe dem Tode entrissen. Der Arzt erkrankte noch ein anderes Mal schwer. Der Gottselige liess ihm sagen: »So du dich nicht behandeln wirst, wirst du am dritten Tage gesund sein.« Diesmal gehorchte der Arzt und genas. Darnach änderte Peter seine Gesinnung, entschloss sich später Mönch zu werden und starb bald darauf, wie der Gottselige es ihm vorhergesagt hatte. Das letztere geschah im sechsten Jahre des Aufenthaltes Swätoslaw's im Kloster, aber der fürstliche Mönch lebte darnach noch 30 Jahre.

Im Jahre 1142 begegnen wir dem fürstlichen Mönche als Friedensstifter entzweiter Fürsten. Die Tschernigowschen Fürsten und Brüder des Grossfürsten Wsewolod verwüsteten das Tschernigowsche Gebiet. Der Grossfürst entsandte den Mönch Swätoslaw in das Lager dieser Räuber, sie zu ermahnen, dass sie dem Blutvergiessen Einhalt thun möchten. Dem heiligen Mönche gelang das gute Werk. Dies war sein letzter irdischer Dienst, den er für die Kirche und das Vaterland auszuüben ver-

mochte; in demselben Jahre 1142 entschlief er im Frieden am 14. October.

§. 49. Der ehrwürdige Antonius von Nowgorod.

Im Norden Russlands war ein berühmter Streiter klösterlicher Genossenschaft der ehrwürdige Antonius der Römer, der ein Kloster an den Ufern des Wolchow, zwei Werst von Nowgorod, gegründet hatte. Seine Geschichte beschreibt er zum Theil selbst in seinem Testamente. »Ich, Antonius — sagt er — der schlechteste unter den Mönchen, bin zu diesem Orte gekommen, ohne weder von einem Fürsten, noch von einem Bischofe irdisches Gut empfangen zu haben; nur den Segen des Bischofes Nicetas (1096—1108) habe ich entgegen genommen und in fremdem Lande ackernd, habe ich mir keine Ruhe vor Anderen gegönnt und habe Trübsal über die Brüderschaft, wie über die hiesigen verwaisten Christen gebracht. Möge die Mutter Gottes ergründen, wie viel Elend ich um dieser Stelle willen erduldet habe.« Aus den Chroniken ist ersichtlich, dass der Ehrwürdige im J. 1108 nach Nowgorod kam. Vierzig Jahre mühte er sich ab, um durch Gebet geistliche Kinder zu sammeln und zu trösten. Im J. 1117 legte er in seinem Kloster den Grund zu einer steinernen Kirche im Namen der Mutter Gottes. Der Bau war in zwei Jahren, die Malereien zur Verschönerung der Kirche in sechs Jahren vollendet. Im J. 1127 legte er den Grundstein zu einem steinernen Speisesaale und über diesem einer Kirche zu Ehren der Darstellung des Herrn im Tempel. Im J. 1131 ward er zum Abte eingesetzt.

§. 50. Das Säulenleben und dessen Helden, die heiligen Cyrillus und Nicetas.

Nicetas Choniat schreibt, dass die Gewohnheit sich auf einer Säule (vom ewigen Verderben) zu retten, nach dem Beispiele des heiligen Simeon des Styliten, in Griechenland bis ins 12. Jahrhundert angedauert habe. Diese Art frommer Werke fand, da

sie ausnehmend beschwerlich ist, nicht viele Nachahmer im Oriente. Auch in der alten russischen Kirche sind nicht viele Styliten bekannt; nur von zweien ist die Nachricht auf uns gekommen: vom heiligen Cyrillus, der nachmals Bischof und ein ausgezeichneter Lehrer in Turow (§. 14) war, und von dem heiligen Nicetas dem Styliten aus Perejaslaw.

»Unser ehrwürdiger Vater Nicetas war aus der Stadt Perejaslaw (Salessky) gebürtig und dort erzogen worden. Im reifen Alter wurde er der Freund der Steuereinnehmer, mit denen gemeinschaftlich er sich bei den Gerichten zu schaffen machte und unschuldigen Leuten viel Unruhe und Schaden verursachte. Durch den Erwerb ungerechten Gutes ernährte er sich und seine Frau.« So gingen ihm viele Jahre hin. Einst trat er in die Kirche und vernahm die Predigt des Propheten: »Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen, lasset ab vom Bösen.« (Jesaias I, 16). Diese Worte trafen ihn mächtig, er brachte die ganze Nacht ohne Schlaf zu, die Ungerechtigkeiten lagen wie ein Stein auf seinem Gewissen. Am anderen Morgen ging er zu seinen Freunden und lud dieselben — um sich zu zerstreuen — auf den Abend zu sich ein. Nachdem er das für die Bewirthung Nöthige gekauft, befahl er seiner Frau anzurichten. Diese jedoch, als sie zu kochen begann, sah zuerst Blut über dem Wasser, sodann bald einen Kopf, bald einen anderen Theil des menschlichen Leibes daraus emportauchen. Voll Entsetzen theilt sie das Erlebte dem Manne mit. Der kommt und sieht dasselbe. »Wehe mir, dem Sünder!« ruft Nicetas, und ohne weiter ein Wort zu sagen, verlässt er das Haus. Der Abt des Nikitaschen Klosters, zu dem er gegangen war, liess ihn drei Tage hindurch am Thore des Klosters stehen. Nicetas that aber mehr, er setzte sich nackend an einen sumpfigen Ort, wo ein Schwarm von Mücken und kleinen Fliegen sich auf ihm niederliess und seinen Leib mit Blut bedeckte. Nachdem man ihn ins Kloster genommen, belud sich Nicetas mit schweren, eisernen Ketten und verschloss sich in einer Säule; dort dem Frost wie der Schwüle ausgesetzt, betete er um Vergebung seiner Sünden. In diesem frommen Werke hat er mehrere Jahre zugebracht, seine Seele ward von Gnade erfüllt und er der Gabe ge-

sund zu machen gewürdigt. Der Fürst Michael von Tschernigow (damals noch jung, aber in der Folge Märtyrer) erkrankte schwer und ward von dem ehrwürdigen Nicetas geheilt. Nachdem er auf der Stätte seiner Heilung ein Kreuz aufgerichtet, schrieb der gottselige Fürst den Tag und das Jahr des Ereignisses darauf, es war der 16. Mai 1186. Nicht lange darnach ereignete es sich, dass Diebe, welche die abgetragenen und deshalb glänzend gewordenen Ketten — die er trug — für silberne ansahen, den ehrwürdigen Nicetas erschlugen.

Zweite Periode.

I. Der Nothstand der Kirche und die Verbreitung des Glaubens.

§. 1. Verwüstung Russlands durch die Mongolen.

Mehr als 200 Jahre hatte der Herr dem Volke und der Kirche Russlands die Freiheit erhalten. Aber die Fürsten schonten in ihrer herrschsüchtigen Zwietracht des Volkes nicht, wie das Volk seinerseits seiner Pflicht nicht treu blieb. Darum suchte der Herr Russland mit einer furchtbaren Prüfung heim — mit dem wilden Mongolen! Es hob eine Zeit schwerer Leiden an.

Gegen Ende des Jahres 1236 überzog Batu-Chan Russland mit einer halben Million eines wilden Steppenvolkes, das nach Blut, Plünderung und Verwüstung lechzte. Er richtete an die Räsanschen Fürsten die Forderung: »der zehnte Theil all' euren Gutes soll unser sein.« Die Fürsten baten den Grossfürsten um Hülfe, aber so gross war die Verblendung, dass bei der allgemeinen Noth jeder nur an sich selbst dachte und sich von der Berechnung kleinlicher Eigenliebe leiten liess. Batu nahm Räsan ein, aber nicht wie ein gewöhnlicher Sieger. Die Mongolen kreuzigten die Gefangenen oder hieben sie in Stücken, banden ihnen die Hände und schossen nach ihnen, wie in ein Ziel. Sie entehrten das Heiligthum der Tempel, die Unschuld der Jungfrauen und Nonnen, missbrauchten die Frauen der Geistlichen und Vornehmen; die Priester verbrannten sie oder bespritzten die Altäre mit ihrem Blute. Räsan mit seinen Kirchen und umliegenden Klöstern wurde in Asche gelegt.

Nachdem er Kolomna verwüstet hatte, ging Batu nach Moscau, wo er seine ganze Wuth an dem Heerführer, dem muthigen Christen Philipp, für dessen Treue im Glauben ausliess, während er die Einwohner alle, vom Greise bis zum Säuglinge, dem Tode übergab. Darauf zog er gegen Wladimir. Alle sahen den Tod vor sich, der grausen Gefahr zu entgehen war keine Möglichkeit. Der Bischof Mitrophan stärkte die Gemüther, dem Tode ohne Zittern entgegen zu gehen. Aller Herzen wandten sich dem Himmel zu. Der Fürst Wsewolod mit seiner Gemahlin, wie die Bojaren mit ihren Frauen, wünschten den Märtyrertod im Mönchsstande zu erleiden. Der fromme Mitrophan erfüllte ihren Wunsch. Die Mauern der Stadt wurden durchbrochen; die Gemahlin des Grossfürsten mit ihrer Tochter, ihren Schwiegertöchtern und Enkeln, so wie viele von den Bojaren und aus dem Volke schlossen sich mit dem Bischofe in der Kathedralkirche ein. Der Prälat betete mit ihnen und für sie: »Herr recke deine unsichtbare Hand aus und nimm die Seele deiner Knechte in Frieden hin.« Die Tataren zündeten zuerst die Kirche an und brachen sodann in dieselbe ein. Fast Niemand von denen, die sich zum Tode vorbereitet hatten, fristete sein Leben; einige erstickten in den Flammen, andere fielen von dem Schwerte des Feindes, »und so übergaben sie ihre Seelen in die Hand Gottes«.

In einem und demselben Februarmonate des Jahres 1237 verbrannten die Tataren 14 Städte des Grossfürsten. Georg erwartete den Feind am Flusse Ssiti, und da er den Untergang seiner Familie erfahren hatte, betete er zu Gott, ihm die Geduld Hiob's zu verleihen. In der blutigen Schlacht mit den Tataren fiel Georg mit abgehauenem Kopfe. Tausende christlicher Krieger wurden von der Sense des Todes niedergemäht. Wassilko, der Fürst von Rostow, gerieth in Gefangenschaft. Die Tataren schlugen ihm vor, seine treue Anhänglichkeit an das christliche Vaterland gegen die Freundschaft Batu's zu vertauschen. »Dunkele Herrschaft! — antwortete der christliche Fürst — du sollst mich nicht von meinem Christo trennen. Es giebt einen Gott und du wirst zu Grunde gehen, wenn das Mass deiner Schandthaten voll sein wird. Er wird das Blut seiner Gläubigen

von dir fordern.« Von Hunger erschöpft betete der Fürst um die Rettung derer, die seinem Herzen theuer waren, und dankte Gott, dass er in der Blüthe der Jahre eines Todes starb, der des Christen würdig ist. Die Tataren brachten ihn mit wilder Grausamkeit um, er aber war bekannt als Vater der Waisen und Dürftigen, schrecklich im Kriege, freundlich mit den Vornehmen, ehrerbietig gegen die Geistlichkeit und aufrichtig geliebt von allen Untergebenen.

Batu kam verheerend bis nahe zu Nowgorod, kehrte aber unerwarteter Weise wieder um. Die Einwohner von Koselsk, schwach an Zahl aber stark im Glauben, fassten unter einander den Entschluss: »Unser Fürst ist unmündig, aber wir wollen, wie es treuen Dienern ziemt, für ihn sterben, und indem wir hier einen guten Ruf hinterlassen, werden wir im Himmel die Krone von Christo unserem Gotte erhalten.« Wie gesagt, so gethan. Sieben Wochen kämpften sie mit den Tataren und fielen alle.

Im J. 1239 ward Russland durch drei gesonderte Haufen der Tataren verwüstet. Einer derselben überfiel Perejaslaw, zerstörte die Kathedralkirche bis auf den Grund und tödtete die Einwohner, unter ihnen auch den Bischof Simeon. Einen zweiten Haufen schlugen die Einwohner von Tschernigow zurück, aber Tschernigow ging dabei zu Grunde. Ein dritter Haufen verwüstete die Ufer der Okka und Wolga. Die Leute wussten vor Entsetzen nicht wohin zu fliehen.

Im J. 1240 kam die Reihe an Kiew, die Wiege des Christenthums in Russland. Die Kiewer vertheidigten das Heiligthum Russlands mit voller Selbstverläugnung. Nach einer blutigen Vertheidigung der Mauern ward jede der berühmten Kirchen zu einer Festung; aber alle fielen sie, eine nach der anderen, die Sophienkirche, die Zehentkirche, das Höhlenkloster. Alles wurde entweder geplündert oder verbrannt und zerstört. Dasselbe erfuhr Volhynien und Rothrussland. So ergoss sich der Zorn Gottes über Russland! Aber nicht für kurze Zeit war die Prüfung demselben auferlegt.

§. 2. Das Joch der Mongolen. Beziehungen der heidnischen Tataren zum Christenthume.

Im J. 1243 setzte Batu in den russischen Städten seine Aufseher — Baskaken — ein, den Fürsten aber befahl er vor ihm zu erscheinen, um ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen. Für sich gründete er Sarai an der Wolga. Im J. 1257 wurde das Volk gezählt und mit einer Steuer belegt. Sodann wurden die Fürsten verpflichtet, auf die erste Aufforderung des Chans hin Kriegsmannschaften zur Verstärkung des chanschen Heeres im Kriege zu stellen — mit anderen Worten: sie mussten das Leben ihrer Unterthanen opfern! Es war aber keine Zeit zum Widerstande. Die Pflicht ward erfüllt, wenn es möglich war. Obschon nun dieser Art die russische Kirche der Gewalt der Feinde des Namens Christi unterworfen war, so blieb ihr Schicksal doch ein wundervolles — der Busch brannte, aber der Thau himmlischer Liebe kühlte die Gluth ab.

Die Kaptschakschen Chane änderten, mit Einführung ihrer Oberherrschaft in Russland, die russischen Gesetze und Verordnungen nicht ab. So lange sie Heiden blieben, tasteten sie den Glauben der Russen nicht an. »Die Tataren — sagt ein Zeitgenosse und Augenzeuge — zwingen Niemanden zur Verläugnung seines Glaubens oder Gesetzes.« Das hing zum Theil auch davon ab, dass einige der Horde des Tschingis einverleibten Stämme schon lange vor ihm zum Christenthume bekehrt worden waren, wie andererseits auch die Ehen einiger mongolischen Fürsten mit Christinnen die wilden Machthaber von dem Hasse gegen das Christenthum zurückhielten. Tschingis erkannte in dem »Buche der Verbote« einen Einigen, Allerhöchsten Gott) an, obschon er zu gleicher Zeit auch die bösen Geister zu fürchten befahl, so wie überhaupt alle Götter jedes beliebigen Volkes. Daher rührte, neben der andächtigen Unterwerfung unter den Willen des Einen, Allerhöchsten, die gleichzeitige Anbetung der Götzen, Planeten, Elemente — besonders des Feuers; daher auch die Menge von Lama's, Schamanen, Zauberern, Beschwörern, welche die Kaste der Priester bildeten, daher die Achtung vor den Priestern aller Religionen. Die »Jassa« des

Tschingis war als Reichsgesetz angenommen worden, während er selbst als Halbgott verehrt wurde. In den Jarlik's (Freibriefen), die den russischen Kirchenhirten ertheilt wurden, sprachen die Chane es aus, dass »wer den russischen Glauben zu beschimpfen oder ihn zu schmähen sich erlauben sollte, keine Entschuldigung finden werde und die Todesstrafe erleiden müsse«.

Aber von einem wilden Eroberer kann der Besiegte keinen dauernden Frieden erwarten, denn seine Religion ist: Willkühr. Wenn es ihm einfiel, Verehrung seiner Götter zu verlangen, — wehe dann dem, der seinen Willen nicht erfüllt hätte, und dem Chan — dem Mongolen — gestand die Religion seines eigenen Volkes ein weites Feld der Willkühr zu. »Gott im Himmel, und ich auf Erden,« sprach der mongolische Machthaber. »Ihre Ruchlosigkeit und ihr Hochmuth — sagt ein damaliger Augenzeuge — geht so weit, dass sie ihren Fürsten — den Chan — Sohn Gottes nennen und ihn als irdischen Gott anbeten; sie behaupten und beweisen es auch durch die That, dass der Himmel dem Herrn des Himmels, die Erde aber dem Sohne Gottes, dem Menschen angehöre.« Bei einer solchen religiösen Ueberzeugung war es natürlich, dass der Name derer, die nur Einen Gott, des Himmels wie der Erde, bekennen, für sie ein Gegenstand des Misstrauens und der Abneigung sein musste. Eben so natürlich war es, dass sie die besiegten Christen zuweilen zwangen, ihrem Aberglauben zu folgen, wie davon der Augenzeuge ebenfalls spricht. Bei einem wilden Machthaber sind, wie bei einem Raubthiere, die Leidenschaften grausam und jeder Verantwortlichkeit spottend, besonders die Gewinnsucht und der Durst nach Macht. Gerade von diesen Leidenschaften des Mongolen litt die russische Kirche ganz besonders. Metropolit wie Fürst mussten sich in die Horde begeben, um die Freibriefe zur ungehinderten Ausübung ihres Amtes zu erkaufen. Die Härte des Mongolen und seine ungezähmte Willkühr gegen die Besiegten sind nur dem ganz begreiflich, der sie in der That geschaut. »Sie verderben die Seele und erschöpfen den Körper durch unglaubliche Martern,« sagt ein Augenzeuge. Jeder Baskak, als mongolischer Beamter, plünderte und schlug, wen er wollte, vergoss ungestraft das Blut der Christen. »Wenn die Bewohner einer Stadt

oder eines Gebietes nicht erfüllen, was der Baskak verlangt, so erklärt dieser, dass sie den Tataren die Treue gebrochen, und verheert die Stadt oder das Gebiet und übergiebt die Einwohner dem Tode durch die starke Hand der Tataren, die sich auf den Wink des Verwalters unbemerkt von den Einwohnern einfinden und plötzlich über sie herfallen . . . . . So haben sie eine beträchtliche Anzahl Russen, die das Komanische (Polowetzkysche) Land bewohnten, vernichtet. Und nicht nur ein Tatarenfürst, der das Land eingenommen hat, sondern auch sein Verwalter und jeder Tatar — besonders ein Vornehmer — der auf seiner Reise eine Stadt oder ein Gebiet passirt, gebietet daselbst wie ein König.« So berichtet ein derzeitiger Augenzeuge. »Sind wir Uebriggebliebene — sagt ein Hirte der leidenden Kirche, Serapion, — nicht in bitterer Knechtschaft von Fremdländern geknechtet? Fast 40 Jahre schon dauert die Plage und Quälerei . . . . wir können auch unser Brod nicht in Ruhe essen. Seufzer und Trübsale trocknen unser Gebein aus.« Die Mongolen waren besonders bemüht, die russischen Fürsten zu vernichten. Auf sie fiel vorzugsweise und vor Allen die Last der harten Mongolenherrschaft; die Lage der Fürsten war doppelt schwer. Von ihrer Unterwürfigkeit gegen den Mongolen hing nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Schicksal des ganzen Volkes ab. Das war nach dem Rathschlusse des Höchsten eine Lehre für sie, das Glück des Volkes werth zu halten, dessen Wohl viele von ihnen in ihren Zwistigkeiten zu sehr aus den Augen verloren hatten. Und wenn sie ihr Geld, ihre Gesundheit, ja ihr Leben selbst für die Ruhe des christlichen Lebens aufopferten, so war dies ein grosses, ein christliches Opfer, dem Christenthume dargebracht. Darum spricht der Chronikenschreiber sehr wahr, wenn er von dem Grossfürsten Jaroslaw schreibt: »Er gab seine Seele für seine Freunde und das russische Land hin. Als die Heiden dem Christenthume Gewalt anthaten, schonte er seiner nicht, begab sich zur Horde in das weite und heillose Land der Tataren (in der Tiefe Asiens, wo die grosse Horde nomadisirte) und erlitt viel für das russische Land. Angeschwärzt von Theodor Juranowitsch musste er viele Qualen ausstehen und endete gewaltsamen Todes in der Horde im J. 1246.«

§. 3. Die heiligen Märtyrer: die Fürsten Michael von Tschernigow mit dem Bojaren Theodor, und Roman von Räsan.

Bekenner und Märtyrer des heiligen Glaubens waren im vollen Sinne des Wortes der heilige Michael, Fürst von Tschernigow, mit seinem Bojaren Theodor. Im Jahre 1246 erhielt der Fürst Michael den Befehl, in der Horde zu erscheinen, wo sich auch andere Fürsten meldeten. Ergeben in die Fügung des Höchsten wandte er sich an seinen Beichtvater, um von ihm Segen und Unterweisung entgegenzunehmen. Dieser sagte zu ihm, dass wohl viele Fürsten sich in die Horde begeben hätten, aber nicht viele dem christlichen Gewissen treu geblieben wären, »indem sie durch das Feuer gegangen sind, den Busch und die Sonne angebetet und ihre Seelen um irdischer Herrlichkeit willen verderbt haben. Du, Fürst, thue solches nicht,« fügte der fromme Beichtvater hinzu. »Ich bin bereit — antwortete der Fürst — für Christum mein Blut zu vergiessen.« Er machte sich zu Batu auf den Weg in Begleitung seines Freundes, des Bojaren Theodor, und eines Neffen, des Fürsten Boris von Rostow. Batu wusste sehr wohl, was jeder der russischen Fürsten trieb, ihm war auch nicht unbekannt, was Michael that. Michael aber liebte den heiligen Glauben, und aus dieser Liebe zum Glauben spornte er seine Nachbarn eifrigst zu einem Aufstande gegen den Tataren an. Batu befahl, Michael nicht anders als unter Beobachtung der Gebräuche des mongolischen Glaubens oder vielmehr Aberglaubens, zur Audienz bei ihm zuzulassen. Damit war der Fürst nicht dem einfachen Ceremonial einer königlichen Vorstellung, er war dem Heidenthume selbst gegenüber gestellt. Er antwortete: »Den Christen ist es nicht gestattet, durch das Feuer zu gehen und das anzubeten, was man hier anbetet; so ist der christliche Glaube, er verbietet Geschöpfe und Götzen anzubeten.« Die Zauberer berichteten Batu, dass der Fürst sich seinem Willen nicht fügen wolle, und hinterbrachten seine Antwort. Batu loderte in Zorn auf und liess dem Fürsten durch den Minister sagen: »Wähle nach Belieben — das Leben oder den Tod; wenn du nicht durch das Feuer gehst und nicht den Busch, die Sonne

und die Götzen anbetest, so wirst du eines schweren Todes sterben: erfüllst du meinen Willen, so wirst du das Fürstenthum erhalten.« Der Fürst sagte· »Vor dem Könige bin ich bereit mich zu beugen, ihm hat Gott die ruhmvolle Herrschaft über irdische Reiche anvertraut, aber was man hier anbetet, kann ich nicht anbeten.« Umsonst beredete der Minister Eldega den Fürsten, indem er ihm den Tod als Folge des Ungehorsams vorhielt; der Fürst erwiederte: »Für meinem Christum bin ich bereit mein Blut zu vergiessen.« Umsonst versprachen der Fürst Boris und die Bojaren, die Kirchenstrafe anstatt des Fürsten zu übernehmen. Der heilige Michael sprach: »Ich will nicht dem Namen nach Christ sein und heidnisch handeln.« Sein Freund Theodor stärkte ihn auch gegen die Versuchung, die in seiner Liebe zu Frau und Kindern lag. Der Minister und die Anderen setzten ihre Bemühungen fort. »Ich willfahre euch nicht — entgegnete der Fürst den letzteren — ich werde meine Seele nicht verderben.« Er nahm seinen Fürstenmantel ab und ihn hinwerfend sagte er: »Fahre hin, Ruhm der vergänglichen Welt, ich bedarf deiner nicht.« Eldega ging zu Batu, aber die Bekenner begannen Loblieder auf die Märtyrer anzustimmen und communicirten mit vorher geweihten Abendmahlselementen. Die Mörder erschienen und warfen sich, Raubthieren gleich, auf den Fürsten, reckten ihn aus, schlugen mit Fäusten gegen das Herz, warfen ihn zur Erde nieder, traten ihn mit Füssen, schlugen und quälten ihn. Ein Abtrünniger, ein gewisser Doman, hieb dem Fürsten den Kopf ab. Dem Theodor versprach man das Fürstenthum Michael's, er aber sagte sich davon los und errang gleichfalls die Märtyrerkrone. Solches geschah am 21. September 1246.

Im J. 1270 hinterbrachte man dem Chan Mengu-Temir, dass Roman, Fürst von Räsan, den grossen König und seinen Glauben geschmäht habe. Mengu-Temir gab den Befehl, mit ihm nach Belieben zu verfahren. Die Tataren wollten ihn zwingen, ihren Glauben anzunehmen. Der Fürst sprach seine Ueberzeugungen aus. Die Tataren verstopften ihm den Mund mit einem Tuche und begannen ihn mit Grausen erregender Unmenschlichkeit zu martern. Sie schnitten seinen Leib in Stücke, die sie umherwarfen; als nur der Rumpf allein übrig blieb, zogen sie

ihm die Haut ab und steckten den Kopf auf eine Lanze. So erkaufte der gottselige Roman, der — selbst fromm — auch seine Kinder in Frömmigkeit erzog, »in Qualen dem Jacobus von Persien gleichkommend, durch Martern die unverwelkliche Krone.«

§. 4. Beziehungen der musulmännischen Tataren zum Christenthume.

Grössere Gefahr bedrohte die russische Kirche, nachdem die Mongolen den mohamedanischen Glauben angenommen hatten. Glücklicherweise geschah das letztere nicht plötzlich, wie die Jassa des Tschingis dabei auch nicht aufhörte als Reichsgesetz zu gelten. Usbek (Chan seit 1313) war der Erste, der nicht nur selbst den Mohamedanismus annahm, sondern ihn auch zur herrschenden Religion unter den Tataren erklärte. »Er bekehrte — sagt Abulgasi — sein Volk zum Islamismus.« Schon Berka-Chan, seit 1257 Nachfolger Batu's, war Mohamedaner gewesen, aber — wie ja die Verfahrungsweise Usbek's darthut — hatte der Islamismus damals weder unter den Verwandten Berka's, noch unter seinen Unterthanen Wurzel gefasst. Ueberall hat sich der Islamismus, besonders bei seinen ersten Anfängen unter einem Volke, durch Fanatismus ausgezeichnet, er hat die Gewalt ebensowohl wie die Verführung zu seinen Gunsten in Anwendung gebracht, geschweige, dass er in sich selbst schon eine Lockspeise für die Sinnlichkeit ist. Eine alte Nachricht sagt geradezu, dass Usbek, »als er das Bussermannthum annahm, alle Schonung des christlichen Volkes bei Seite setzte.« Ueber Michael Jaroslawitsch, den Fürsten von Twer, entlud sich der erste Versuch der abergläubischen, wenn auch nicht offenbar musulmännischen Grausamkeit Usbek's.

Michael, von einer tugendhaften Mutter in Frömmigkeit erzogen, begehrte nicht fremden Gutes, sondern war vielmehr bereit, das Seine hinzugeben. Nicht so geartet war leider sein Neffe, Georg von Moscau. Durch dreijährige Kriechereien in der Horde und Bestechungen der Grossen erzielte dieser endlich einen solchen Erfolg, dass ihm Usbek nicht nur seine Schwester zum Weibe gab, sondern mit ihr auch den Titel eines Grossfürsten

verlieh. Mit einem Haufen Tataren und dem Heerführer Kawgady kehrte er nach Russland zurück und beanspruchte nicht nur die einem Grossfürsten gebührenden Ehrenbezeigungen, sondern auch die Landestheile, über die Michael herrschte. »Sei Grossfürst, wenn es so dem Könige beliebt — sagte Michael zu Georg — nur lass mich in meinem angeerbten Besitzthum.« Georg begann Dörfer und Städte mit Feuer zu verwüsten, wurde aber gänzlich auf's Haupt geschlagen. Michael, der den (gefangenen) Kawgady mit Ehren aufgenommen und wieder entlassen hatte, wollte nicht weiter Blut vergiessen und sagte zu Georg: »Möge der Wille des Königs unsere Angelegenheiten schlichten.« Unglücklicherweise starb Georg's Frau in der Gefangenschaft bei Michael und Georg eilte, mit Geld und Verleumdungen ausgerüstet, in die Horde. Michael, reinen Gewissens, beeilte sich nicht sehr, wurde aber dorthin gefordert, was eben so viel bedeutete, als dass er schon verurtheilt sei. Seine Söhne baten, sich an seiner Stelle nach der Horde begeben zu dürfen. Michael sagte: »Das würde Unglück über mein ganzes Volk herbeiziehen, welches ich schonen muss,« und ging dem gewissen Tode entgegen. Dort, als es sich schon deutlich herausstellte, dass man ihn martern würde, als sein Hals schon mit einem schweren Klotze belastet und er schmachvoller Beschimpfung preisgegeben war, boten ihm die Bojaren an: »Fürst, Führer und Pferde sind bereit, eile in die Berge, um dein Leben zu retten.« Aber der Fürst antwortete: »Wolle Gott nicht, dass ich an dergleichen denke! Mich selbst rettend, würde ich nur mein Volk verderben — und was hätte ich dort (oben) zu erwarten?« Kawgady, Richter und Kläger in einer Person, schrieb das nicht nieder, was der Fürst zur Entkräftung der Verleumdung vorbrachte, und dieser bereitete sich wie ein Märtyrer auf sein Schicksal vor. Man übergab den Dulder einem schimpflichen und qualvollen Tode. Das geschah im J. 1318.

Bei anderen Gelegenheiten drückte sich die musulmännische Gesinnung der Regierung unverhohlener aus. Schtschelkan, ein Fürst und Gesandter Usbek's, traf im J. 1328 mit der festen Absicht in Twer ein, die Russen zum Islamismus zu bekehren. Er begann schon das Christenthum offen zu verfolgen, tödtete

Christen ohne Gericht und ohne Schuld, beschloss den Fürsten Alexander mit seinen Bojaren am Tage Mariae Himmelfahrt zu tödten, sodann alle höheren Stellen mit musulmännischen Beamten zu besetzen und die Christen mit Gewalt zur Annahme des bussermannschen Glaubens zu zwingen. Allein die Usbek gegebene Lehre bewirkte, dass man sich diesmal noch die »Jassa« gewissenhafter zu beobachten veranlasst sah. Aehnliches hatte sich unter Berka-Chan zugetragen: »bussermännische Kaufleute«, oder — was dasselbe ist — Mohamedaner aus Chiwa pachteten von den Mongolen die Abgabensteuer der russischen Fürstenthümer und quälten die Christen durch Beitreibung unerschwinglicher Abgaben. Im Falle der Zahlungsunfähigkeit erklärten sie ihre Schuldner zu Knechten und führten sie zu ihrer unbedingten Verfügung in die Sklaverei ab. Bei dem bekannten Geiste des Islamismus kann man nicht umhin, dem mohamedanischen Fanatismus einen grossen Antheil bei dieser Verfahrungsweise zuzuschreiben. Es gab dazumal auch einen offenen Apostaten vom Christenthume, einen — wegen Trunksucht aus dem Kloster vertriebenen — Mönch Sosimus, der zum Islam übergetreten das Christenthum schmähte und den Mohamedanismus predigte. Alles dieses geschah unter dem Schutze des tatarischen Gesandten Kotluby, eines »bösen Bussermannes«. Das Volk aber verfuhr in diesem Falle ebenso wie mit den Dienern Tschelkans — es vertrieb einige und erschlug andere. Dieser wie jener Zufall und nicht minder die Stimmung Berka's wie Usbek's klären uns noch mehr die Geschichte der Nachfolger Tschingis' in Persien auf. Auch dort traten noch vor seiner Verbreitung Fanatiker des Islam auf. So lange dieser aber im Volke keine Wurzel gefasst hatte, wurden die Chane wegen Hinneigung zum Islamismus vom Throne gestossen, während sie späterhin desselben verlustig gingen, wenn sie Kaltsinn gegen den Islamismus und Hinneigung zum Christenthum zeigten. Das fand auch zur Zeit Berka's und Usbek's statt, wie es auch in der Kaptschakschen Horde anders nicht sein konnte. Den Eingebungen des Islamismus muss es darum auch zugeschrieben werden, dass der Nachfolger Usbek's, Dschanibek, den Metropoliten Theognost Martern unterzog, um ihn zur Verzichtleistung auf die Vorrechte

zu zwingen, welche der russischen Geistlichkeit von den Vorgängern Usbek's zugestanden worden waren. Wenn die Nachfolger Usbek's nicht blutige Verfolgungen über das Christenthum verhingen, so geschah es wahrlich nicht aus Achtung vor der »Jassa« des Tschingis, sondern muss im Gegentheil als das Werk göttlicher Gnade gegen die Kirche Russlands angesehen werden: in der Kaptschakschen Horde entbrannten bei einem andern Nachfolger Usbek's innere Zwistigkeiten; Berdy-Bek erschlug im J. 1357 seine zwölf Brüder; nach ihm (im J. 1359) wurden in einem Jahre drei Chane ermordet und ein vierter durch Mamai vom Throne gestossen; statt einer entstanden vier Horden. Die Folge davon war, dass die Chane in der Zuneigung des christlichen Fürsten und Volkes eine Stütze für sich zu gewinnen bemüht sein mussten und dieselben daher nicht durch Bedrückung ihres Glaubens gegen sich aufreizen durften.

§. 5. Besonderer göttlicher Schutz der russischen Christen vor den Tataren.

Ausser der Bewahrung, welche die Vorsehung auf dem gewöhnlichen Wege der Lenkung der Staatengeschicke der russischen Kirche zu Theil werden liess, konnte dieselbe noch aus ungewöhnlichen Ereignissen wahrnehmen, dass Gott, den sie ehrte, sie noch nicht verlassen habe. Niemals fühlte Russland so oft und so deutlich den segensreichen Schutz der Mutter Gottes über sich, als gerade zu der schweren Zeit der Tatarenherrschaft. Im J. 1380 hatten die Russen nach Batu zum erstenmale nicht mit einzelnen Abtheilungen, sondern mit der ganzen Kaptschaker Horde zu kämpfen. Furchtbar waren die Heereshaufen des Mongolen, ebenso wie seine hundertjährige Herrschaft über Russland. Alle beteten in den Kirchen. Der Grossfürst Demetrius Johannowitsch suchte Hülfe bei dem Herrn. Der gotterfüllte Sergius kündigte ihm im Namen Gottes den Ausgang des Kampfes an und ermuthigte den Grossfürsten. Er sagte ihm das tödtliche Blutvergiessen und den Sieg über Mamai voraus, den Tod Vieler, aber nicht des Grossfürsten; er besprengte die Kriegsanführer mit geweihtem Wasser, gab dem Demetrius zwei Mönche zu

Gefährten, und nachdem er diese durch das Kreuzeszeichen auf ihrem Mönchsgewande gesichert hatte, sagte er: »Siehe da, eine unbezwingliche Waffe, sie wird euch statt eines Helmes dienen.« Als schon der Grossfürst mit seinem Heere an den Ufern des Don stand, schreckte Viele der Gedanke an die grosse Anzahl des Feindes; es waren entscheidende Minuten, in denen man sich entschliessen musste, entweder in den tödtlichen Kampf zu gehen oder den Widerstand aufzugeben — und in diesen kritischen Augenblicken gewährte der starke Glaube die sichere Entscheidung. »Geh muthig vor, Fürst — schrieb der ehrw. Sergius — der dreieinige Gott ist deine Hülfe.« Viele sanken in der blutigen Schlacht dahin — aber Gott ist treu — Mamai ward geschlagen.

Im Jahre 1395 zog eine noch drohendere Wolke über Russland herauf. Tamerlan, der Besieger des Ostens, der auch den Tochtamisch besiegt hatte, zog gegen Russland heran. Alle Kirchen in Moscau waren vom frühen Morgen bis spät in die Nacht geöffnet und das Volk fastete und betete mit Thränen um Abwendung des göttlichen Zornes. Der Grossfürst Basilius (Wassilji) bat den Metropoliten, das Bild der Mutter Gottes herbeibringen zu lassen, mit dem einst der gottliebende Fürst (Andreas) die Bulgaren besiegt hatte. Eine unabsehbare Volksmenge bewillkommte mit Thränen und auf den Knieen das Bild der Mutter Gottes. Wie ein Ruf erscholl es aus Aller Munde: »Mutter Gottes, rette das russische Land!« und die Mutter der Christen rettete Russland. An demselben Tage und zu derselben Stunde, als die Einwohner Moscau's das wunderthätige Bild auf der Kutschkowschen Ebene bewillkommten, verliess Tamerlan, durch die Erscheinung einer lichten Frauengestalt in Furcht gesetzt, eiligst Russland. So hatte Tamerlan, ohne Russland Schaden zuzufügen, nur den einen Erfolg erzielt, die Kaptschaker Horde zum Glücke für Russland vernichtet zu haben. »Uns, Fürst — schrieb ein Zeitgenosse, der ehrw. Cyrillus — die wir die herrlichen und grossen Wunder der allerreinsten Herrin, der Gottesgebärerin, gesehen haben, uns bleibt nur übrig, uns von ganzer Seele und ganzem Herzen zu freuen und mit heiliger Furcht zu bedenken, wie Gott uns in letzter Zeit durch seine allerreinste

Mutter gewürdigt hat, das christliche Geschlecht vor dem Ueberfalle fremdländischer Feinde zu bewahren.«

Die Mutter Gottes, die Beschützerin der Christen, tröstete sie und bestärkte ihren Glauben auch noch durch andere Kundgebungen. So fand sich in den ersten Zeiten der Verwüstungen durch die Tataren, im Walde von Kostroma auf einer Kiefer ein Bild der Mutter Gottes. Leute reinen Herzens hatten dasselbe Bild von dem heiligen Theodor, dem Stratilaten, durch die Stadt tragen gesehen, woher das Bild das Theodorische genannt wurde. Die Tataren, nachdem sie Jaroslaw ausgeplündert, gingen mit der Beute und den Gefangenen nach Kostroma, um auch dort zu plündern und zu morden. Der Fürst Basil von Kostroma begann, im Vertrauen auf das erschienene Bild der Mutter Gottes, den Kampf mit den Tataren und besiegte sie. Dieser wunderbare Sieg ward am Ufer eines Sees erfochten, der zum Andenken an denselben der »heilige« genannt worden ist.

In den Tagen des Prälaten Petrus, als Triphon — Bischof von Rostow und Jaroslaw — auf einer Inspectionsreise in seiner Eparchie begriffen, 7 Werst von Jaroslaw Rast gemacht hatte, sah er um Mitternacht auf dem gegenüber liegenden Ufer der Wolga, am Flüsschen Tolga, ein Bild der Mutter Gottes in strahlendem Lichte erscheinen. Sein Gefolge war mit ihm. Am andern Tage fanden die Reisenden das Bild an derselben Stelle, an welcher es der gottselige Bischof geschaut hatte. Das war am 8. August 1314. Noch in demselben Jahre wurde auf dieser Stätte das tolgische Kloster erbaut.

§. 6. Bekehrungen einiger Tataren zum Christenthume.

Von der Gleichgültigkeit des Mongolen gegen den Glauben, von seiner stolzen Zuversicht zu der seinem Schwerte verheissenen Herrschaft über die Welt liessen sich keine grossen Siege für den christlichen Glauben erwarten. Der heilige Glaube thut den Leidenschaften keinen Vorschub, dagegen der Islam das Heidenthum bei den Mongolen nur deshalb verdrängt hatte, weil er der Sinnlichkeit schmeichelte und seine Leidenschaft zum Kriege nährte. Dem ungeachtet feierte der christliche Glaube, der

Glaube Russlands, doch manchen vereinzelten Sieg über die Tataren.

Im J. 1265 errichtete Cyrillus eine Saraiskische Eparchie, nachdem er den Mitrophan zum Bischofe dieser tatarischen Eparchie geweiht hatte. Einige historische Zeugnisse weisen deutlich darauf hin, dass der Hirte dieser Eparchie in dem Lager der Horde selbst gewohnt hat. Wenn wir in Betracht ziehen, wie oft die russischen Fürsten gezwungen waren, in der Horde zu erscheinen, wie einige von ihnen nicht selten mehrere Jahre hindurch als Geiseln dort zurückgehalten wurden; wenn wir bedenken, wie bei der ersten Verwüstung Russlands durch die Tataren Tausende unglücklicher Kinder der russischen Kirche in Gefangenschaft abgeführt wurden und viele Male nachher dasselbe Loos eine bedeutende Anzahl Christen traf, so werden wir wohl leicht begreifen, dass es dem Saraiskischen Hirten vor allem oblag, der Lehrer und Tröster der betrübten Kinder der leidenden Kirche Russlands zu sein. Ohne Zweifel war es von grosser Bedeutung, dass der Hirte sich in solcher Nähe seiner christlichen Heerde befand, die er deshalb betreffenden Falles vor dem Schwach-werden im Glauben bewahren konnte. Zu demselben Zwecke weilten schon vor Gründung des Bisthumes russische Priester am Hofe der Chane. Zu gleicher Zeit konnte die Saraiskische Kirche eine Pflanzschule des Christenthums unter den Tataren selbst sein. Der Saraiskische Bischof Theognost legte schon im J. 1301 dem Patriarchen Fragen in Bezug auf die Taufe der Tataren vor, wobei er es bestimmt aussprach, dass einige den Wunsch geäussert hätten, sich taufen zu lassen. Einige wilde Reiser auf den Weinstock Christi gepfropft, sind auch der Geschichte bekannt geworden. Unter solchen ist vor allen der Zarewitsch, der nachmalige heil. Petrus, ein Beweis dafür, dass der Aufenthalt unserer Hirten in der Horde nicht ohne Einfluss auf die Tataren geblieben war. Cyrillus, der Bischof von Rostow, kam in Angelegenheiten seiner Kirche in die Horde. Von Berka-Chan freundlich aufgenommen sprach er auf dessen Wunsch von der Erleuchtung Russlands durch den Glauben und erzählte, wie der heil. Leontius zur Bekehrung der Heiden in Rostow thätig gewesen sei und wie an seinem Grabe zur Verherrlichung des Namens Christi, durch die

kraft Christi Wunder gewirkt würden. Die beredte Erzählung rührte den Neffen Berka's, nachmals Petras, so tief, dass er ernstlich über die Nichtigkeit der mongolischen Religion nachdachte. Als Cyrillus im folgenden Jahre wieder zur Horde gekommen war, begab sich der Zarewitsch im Geheimen und ohne Wissen der Mutter und des Oheims mit ihm nach Rostow, liess sich taufen, erbaute unter dem heiligen Ignatius von Rostow ein Kloster, trat in die Ehe und endete, nachdem er Wittwer geworden war, sein Leben als ehrwürdiger Mönch.

Zu derselben Zeit liess sich der Baskak Noga taufen, zwar nur aus Furcht, weil das erbitterte Volk ihn im J. 1262 tödten wollte; doch aber starb Noga, der in der Taufe den Namen Johann angenommen hatte, als ein Gerechter. Der Fürst Theodor von Jaroslaw heirathete in der Horde die Tochter des Chans Mengu–Temir, die in der Taufe den Namen Anna annahm und sich in der Folge durch grosse Frömmigkeit auszeichnete. Der Sohn des Fürsten Bachmet, der im J. 1298 aus der Horde nach der Meschtschera gekommen war, liess sich selbst unter dem Namen Michael, und viele Tataren mit sich taufen. Unter dem Grossfürsten Johann Kalita begab sich wegen Unruhen, die in der Horde ausgebrochen waren, zugleich mit einigen anderen Prinzen auch der Prinz Tschet nach Russland und liess sich unter dem Namen Zacharias taufen. Dieser ist der Stammvater des Geschlechtes der Godunow und anderer Bojaren. Einige Jahre vorher hatten sich auch mehrere Fürsten in der Horde verheirathet. Zwei Söhne des Chanes Kulpa sind unter den christlichen Namen Johann und Michael bekannt geworden. In diesen Prinzen, wie in anderen Tataren, war die Achtung vor dem Christenthume durch die hohen Tugenden und Wundergaben des oberen Prälaten, des heil. Alexis erweckt worden. »Wir haben gehört, — schrieb der Chan an den Grossfürsten — dass der Himmel dem Gebete eures Hauptpopen nichts versagt, möge er daher meiner Gattin Gesundheit erbitten.« Taidula litt an einer Augenkrankheit und war erblindet. Der heilige Alexis weigerte sich nicht, die Sache in die Hand zu nehmen, deren Erfolg zwar nicht in der Macht des Menschen stand, aber bei Gott wohl möglich war. Er forderte seine Heerde zum Gebete auf und ward innerlich ver-

sichert, dass seine Hoffnung auf den Herrn, an den er glaubte, ihn nicht täuschen werde. Der Grossfürst begleitete ihn nach Wladimir, und hier, in der Kirche der Mutter Gottes, zündete sich vor deren von Petrus gemaltem Bilde eine Kerze von selbst an. Das war am 18ten August. Der Prälat, nachdem er in der Horde eingetroffen, feierte mit der wunderthätigen Kerze ein Tedeum, besprengte die Kranke mit Weihwasser — und Taidula ward sehend! Der obere Mulla begann mit dem Prälaten einen Streit über den Islamismus, aber der augenscheinliche Vortheil — das Zeugniss des Himmels — war auf Seiten des Prälaten. Dieses Zeugniss konnte, wie jedes Wort Gottes, nicht ohne Wirkung bleiben und blieb nicht ohne dieselbe. Unter dem Prälaten Alexis sind viele vornehme Prinzen in den Schoss der russischen Kirche aufgenommen worden. Der Metropolit Cyprian hatte im J. 1393 die Genugthuung, in Gegenwart des Grossfürsten und ganz Moscau's die Taufe an drei vornehmen Prinzen zu vollziehen. Dieser Sieg des Glaubens über den Islam war ein Triumph für ganz Moscau. »Die neugetauften Tataren hielten zusammen, wie durch das Band der Liebe gebunden« — sagten gerührten Herzens die Moscowiter. Zur Zeit des Metropoliten Cyprian bestanden schon christliche Kirchen in einigen tatarischen Ansiedelungen.

§. 7. Der orthodoxe Glaube in Litthauen.

In der Hälfte des 13. Jahrhundertes errang der Glaube den Sieg über einen mächtigen Fürsten Litthauens. Woischelg, Fürst von dem litthauischen Nowgorod, Sohn des Grossfürsten Mindowg, ergötzte sich im Heidenthume an Mord und blutgieriger Grausamkeit. Täglich tödtete er 3, 4 Menschen und langweilte sich, wenn sich an irgend einem Tage die Gelegenheit nicht bot, Jemanden umzubringen. Endlich kam die Furcht Gottes über ihn und er fasste den Entschluss, sich taufen zu lassen. Nach dem er sich in Nowgorodek durch das Wasser der Taufe geheiliget hatte, verachtete er den Ruhm der Welt, begab sich im J. 1252 zu Daniel, Fürsten von Halitsch, übergab dessen Sohne, Roman, Nowogrodek, Wolkowisk und Slonim und liess

sich selbst bei dem poloninschen, durch seine Frömmigkeit berühmten Abte Gregorius als Mönch einkleiden. Drei Jahre brachte er in frommen Uebungen zu und brach sodann nach dem heiligen Berge Athos auf; aber von den gefahrvollen Zeitumständen gehindert bis dahin zu gelangen, kehrte er aus Bulgarien in sein Vaterland zurück. Hier, an dem Ufer des Niemen, unweit Nowgorodek, gründete er ein Kloster und gab sich in demselben frommen Uebungen hin. Vergebens versuchte der heidnische Vater Schmeicheleien wie Drohungen, um ihn zum Heidenthume zurückzuführen; er wollte nichts davon hören. Mindowg, der hartherzige Vater Woischelg's, ward im J. 1263 erschlagen. Woischelg beschloss sein Blut an den Heiden zu rächen. Zu dieser Zeit entfernte sich Dowmont, Fürst von Nalschansk, mit 300 litthauischen Familien nach Pskow und liess sich hier mit ihnen taufen. Woischelg bändigte Litthauen in drei Jahren, brachte die Feinde seines Vaters um, rief zur Verbreitung des heiligen Glaubens rechtgläubige Priester aus dem Nowgorodschen, besonders aus Pskow herbei, weil diese mit der litthauischen Sprache besser bekannt waren, und entfernte sich sodann in sein Kloster Ugrow, nachdem er zuvor seine ganze Herrschaft seinem Schwager Schwarno abgetreten hatte. So kam ganz Litthauen unter die Botmässigkeit eines christlichen Fürsten. Obschon Troiden, Grossfürst von Litthauen nach Schwarno, wie ein wilder Heide lebte, so waren doch seine drei Brüder (Surputi, Lessi und Winkeli) aufrichtige und eifrige Christen, »sie lebten in Liebe, Sanftmuth und Demuth, bewahrten den reinen, christlichen Glauben und hatten eine feurige Liebe zum Glauben und zu den Armen.« Der Sohn Troiden's, Rimont, lebte und starb unter dem Namen Elisaeus im Nowgorodschen Lawrakloster, nachdem er den Thron an Witen abgetreten hatte.

Eine alte litthauische Chronik sagt: »und dieser Petrus Gasthold (um 1364) war der Erste, der den römischen Glauben annahm und ihn nach Litthauen brachte ..... Der römische Glaube bestand aber in Litthauen noch nicht, nur der russische hatte sich hier und da wahrnehmen lassen.« Die Chronik hat, wenn sie hier von Litthauen spricht, vorzugsweise Wilna im Auge, die Hauptstadt Litthauens seit Gedemin's (1305—1341) Zeiten;

aber auch in Wilna und um so mehr in den anderen Theilen Litthauens hatte sich der russische, der orthodoxe Glaube schon vor 1364 mehr als nur hier und da, wahrnehmen lassen. Die Eheverbindungen des litthauischen Fürstenhauses mit Häusern russischer Fürsten hatten zur Folge, dass die Rechtgläubigkeit in Litthauen mehr und mehr an Bedeutung gewann. Die Söhne Gedemin's waren, die einen zu Lebzeiten, die anderen nach dem Tode des Vaters schon Christen. Koriat-Michael baute schon im J. 1329 eine Kirche zu Ehren des heiligen Nicolai im Lawrakloster unweit Nowogrodek. Norimund nannte sich vom J. 1333 an Gljeb; Lubart-Demetrius, seit 1337 Grossfürst von Volhynien, war stets ein eifriger Sohn der rechtgläubigen Kirche. Jawnut-Johann liess sich im J. 1345 in Moscau taufen. Olgerd, von 1341—1377 Grossfürst von Litthauen, war zuerst mit Maria, einer Witebskyschen Fürstin, sodann mit Juliane, einer Twerschen Fürstin verheirathet; aber der herrschsüchtige Krieger verblieb lange und hartnäckig im Heidenthume. Unter ihm begann das Heidenthum den offenen Kampf mit dem Christenthume, aber nur um so rühmlicher war der Sieg, den der heilige Glaube davontrug. Der Presbyter Nestor, der Beichtvater der ersten Gemahlin Olgerd's, bekehrte einige Litthauer zum Christenthume, unter ihnen auch zwei Hofbeamte und Lieblinge Olgerd's. Das Blut dieser Bekenner so wie ihres Verwandten Eustathius war der fruchtbare Saame des Christenthums in Litthauen.

Kumez und Neschilo, — so hiessen diese Brüder, Lieblinge des Olgerd — erschienen, nachdem sie den heiligen Glauben angenommen hatten, nicht mehr mit den Anderen bei den Opfern, die dem Feuer (Gotte) Snitsch im Tempel des Perkun dargebracht wurden, und beobachteten strenges Fasten. Das enthüllte den Priestern ihren Glauben. Olgerd liess auf Anstiften der Priester die Brüder ins Gefängniss werfen. Hier brachten sie ein ganzes Jahr zu, gequält vom Hunger und der Feuchtigkeit des Gefängnisses, blieben aber ihrem Glauben treu. Im zweiten Jahre ward der ältere Bruder, Johann, schwach und erklärte, dass er sich vom Christenthume lossage. Olgerd befreite beide Brüder aus dem Gefängnisse. Aber Antonius (der jüngere

Bruder) konnte weder durch Liebkosungen noch durch Qualen in seiner Glaubenstreue wankend gemacht werden, und darum warf man ihn wieder ins Gefängniss. Diesesmal war seine Lage ausnehmend martervoll. Alles, was die Bosheit der Priester zu ersinnen vermochte, ward in Anwendung gebracht, um die Festigkeit des Antonius zu überwinden. Die Engelsruhe, mit welcher er die Leiden ertrug, die Kraft der christlichen Wahrheit, die seinen Lippen entströmte, erweckten im Volke eine solche Bewunderung, dass es haufenweise zum Gefängnisse eilte, um den Bekenner Christi zu sehen und zu hören. Johann fühlte bald, dass es ausser dem Namen Christi keine Freude für ihn gebe; des Bruders überführendes Zeugniss lastete wie ein Stein auf seinem Herzen. Endlich erklärte er dem Olgerd: »Herr, ich bekenne offen, dass ich wiederum Christ bin! mache mit mir, was du willst, aber fernerhin werde ich meinen Glauben nicht mehr verläugnen.« Olgerd loderte wild auf, schlug den Johann mit eigener Hand und liess ihn zu Antonius einkerkern. Das Gefängniss der Bekenner ward zu einer christlichen Schule, — dorthin drängte sich das von der Geduld der Gequälten in Erstaunen gesetzte Volk und Viele liessen sich im Geheimen taufen. Die Priester, erschreckt durch die Wirkung der Predigt der Brüder, baten Olgerd, ein entscheidendes Gericht über dieselben zu halten, und nachdem die Dulder zu ihrer unbedingten Verfügung gestellt worden waren, peinigten sie dieselben durch mannigfaltige Martern. Am 14. April ward Antonius erhängt. Bei Johann hoffte man auf eine abermalige Anwandlung von Schwäche und quälte ihn länger, aber am 24. April wurde auch er erhängt. Der Märtyrertod des Antonius und Johann, weit entfernt, dem Interesse des Glaubens zu schaden, trug vielmehr zu seinen Erfolgen bei. Kruglez, ein Verwandter der Märtyrer und ebenfalls Hofbeamter Olgerd's, bekehrte sich, tief ergriffen von der Geduld und den Worten seiner Verwandten, ebenfalls zu Christo. Olgerd, als er bemerkte, dass Kruglez nicht mehr Heide sei, befahl ihn mit eisernen Ruthen zu stäupen. Eustathius (diesen Namen hatte er in der Taufe angenommen) verrieth durch kein Zeichen, dass er leide. Olgerd ward wüthend und liess ihn im Froste mit kaltem Wasser begiessen. Der Dulder erlitt ruhig

auch diese peinliche Marter. Die Marterknechte zerbrachen ihm die Beine, schnitten ihm Nase und Ohren ab, zogen ihm die Haut vom Kopfe und erhängten ihn endlich am 13. December 1347.

Gleich darauf schritt der heilige Glaube von einem Siege zum anderen fort. Olgerd selbst liess sich am Ende seines Lebens, und alle seine 12 Söhne im orthodoxen Glauben taufen. Als Jagello, der für Hedwig und die polnische Krone sich den Papisten in die Arme geworfen hatte, die Litthauer im J. 1387 nach dem römischen Ritus zu taufen begann, da zeigte es sich, dass in Wilna schon die Hälfte der Einwohner bereits den orthodoxen Glauben bekannte.

§. 8. Verbreitung des Christenthums auf der Steininsel, auf der Insel Walaam, am Ufer des Onegasees.

Der Baron Herberstein, der in den Jahren 1516—1524 in Russland war, schrieb von den russischen Mönchen: »Besonders die Mönche sind bemüht, aller Art Leute zu ihrem Glauben zu bekehren; auch früher schon bekehrten die Einsiedlermönche keine geringe Anzahl Götzendiener zum christlichen Glauben, indem sie lange Zeit und mit vielen Anstrengungen den Saamen des göttlichen Wortes unter ihnen ausstreuten.«

In der Mitte des 13. Jahrhundertes gaben sich ungekannt von der Welt, 23 Einsiedler auf der Steininsel des Kubenschen Sees frommen Uebungen hin. Unter Gebet wandten sie sich mit der Predigt des Evangeliums an die wilden Stämme der Tschuden und Karelen, die hauptsächlich an dem nordöstlichen Ufer des Sees nomadisirten. Die Einsiedler erlitten von den groben Götzendienern Beschimpfungen aller Art und Schläge, setzten aber nichts desto weniger das angefangene Werk fort. Vor Bedrückungen und Armuth konnten sie nicht einmal eine Kirche bauen, die ebenso nöthig für sie selbst wie für die Erfolge des Glaubens gewesen wäre. Der Herr aber sandte den Schnittern seiner Ernte wunderbare Hülfe zu! Gljeb Wassiljewitsch, der Fürst von Belosero, begab sich von da nach Ustjug auf dem Wasserwege. Auf dem Kubenschen See überfiel ihn ein furchtbarer Sturm mit heftigem Gewitter. Der Fürst schwebte in der höch-

sten Gefahr und suchte Rettung im Gebet; er that das Gelübde, an der Stelle, wo er einen Zufluchtsort finden würde, eine Kirche zu bauen. Am 6. August trug ihn sein Schiff zur Steininsel, wo bisher die erwähnten Einsiedlerprediger ihre frommen Werke geübt hatten. Der fromme Fürst erbaute zur Lösung seines Gelübdes ebensowohl, wie zur Steuer der Noth der armen Prediger, eine hölzerne Kirche zu Ehren der Verklärung des Herrn, nebst Zellen für die Mönche. Das war um das J. 1255. Darnach ging die Predigt des Evangeliums besser von Statten.

Im J. 1329 kam ein Greis, Sergius, nach der Insel Walaam, zu dem sich bald darauf der ehrw. German gesellte, — und den vereinten Bemühungen beider gelang es, die dortigen Karelen zum heiligen Glauben zu bekehren. Späterhin (zu Ende des 14. Jahrhundertes) liess sich der ehrw. Arsenius auf der benachbarten Pferdeinsel nieder. Die abergläubischen Einwohner brachten alljährlich an einem grossen Steine den Geistern ein Pferd zum Opfer dar. Arsenius vollzog an diesem Steine ein Gebet, besprengte ihn mit Weihwasser und taufte die Einwohner, nachdem er sie von ihrer abergläubischen Furcht vor den Geistern befreit hatte.

In der Mitte des 14ten Jahrhunderts liess sich der Nowgorodsche Mönch Lazarus auf einer Insel des Onegasees nieder und erbaute an der Stelle, wo er »eine lichte, von Gold glänzende Frauengestalt« erblickt hatte, ein Kloster zu Ehren der Himmelfahrt Mariae. Er erlitt viel Trübsal und Verfolgungen von den umwohnenden wilden Lappländern, gewann aber, nachdem er den Sohn eines ihrer Aeltesten durch ein Wunder geheilt hatte, ihre Achtung und ihr Zutrauen und taufte bald darauf einige von ihnen. Seine Schüler predigten mit Eifer das Wort des Heiles an beiden Ufern des Flusses Onega und streuten den Saamen des Glaubens in dem heutigen Onegaschen Kreise aus.

§. 9. Die Aufklärung Perm's durch den heiligen Stephan.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts entzündete sich in dem Herzen eines jungen Kirchendieners bei der Ustjugschen Kathedralkirche das Verlangen, sein Leben der Aufklärung der Sir-

janen, der wilden Söhne der nordischen Wälder zu widmen. Es war dies der heilige Stephan. Unter Anleitung des Bischofes und früheren Fürsten von Rostow Arsenius erlernte er im Rostowschen Kloster zur Erscheinung Christi, nach slavonischen Büchern die Dogmen des Glaubens. »Um besseres Verständniss zu erlangen, — sagt sein Biograph Epiphanius — erlernte er auch die griechische Sprache.« Das Sirjanische war ihm noch von seiner Heimath Ustjug her bekannt; jetzt beschäftigte er sich aber mit dieser Sprache ernstlicher, um die kirchlichen Bücher ins Sirjanische übersetzen zu können. Das, was erforderlich war, um die Sirjanen mit den Anfangsgründen des Glaubens bekannt zu machen, übersetzte er aus dem Slavonischen, unter Beihülfe der griechischen Sprache. Sich auf diese Art zu dem Amte eines Predigers des Glaubens vorbereitend, erbat er sich den Segen zu seinem Werke von Gerasimus, dem damaligen Verwalter der Moscowischen Metropolie und Bischofe zu Kolomna, während ihn der Grossfürst seinerseits durch einen Schutzbrief sicher stellte. Mit solchen Hülfsmitteln versehen langte er an der Mündung des Flusses Witschegda unter rohen aber treuherzigen Menschen an und begann den wahren Gott zu verkündigen. Die geistlich Armen hörten mit Verwunderung zu und liessen sich taufen, die Hartnäckigen aber und besonders die Priesterzauberer wiegelten das Volk gegen ihn auf. »Wie kann man Jemanden anhören, der aus Moscau gekommen ist, das uns mit Abgaben belastet? Und noch dazu wen? einen jungen, unerfahrenen, unbekannten Prediger, während unsere greisen Lehrer doch etwas ganz Anderes reden!« Stephan, gestärkt durch die Hoffnung auf den Herrn, setzte die Predigt des wahren Glaubens auf dem rechten Ufer der Witschegda fort. Er kam bis zur Mündung des Flusses Wjim, wo damals die Hauptniederlassung der Sirjanen war, vermehrte die Zahl der Christen bis auf tausend und erbaute eine Kirche zu Ehren der Verkündigung Mariae. Um die Nichtigkeit der Götzen durch die That zu erweisen, verbrannte er eins der berühmtesten weiblichen Götzenbilder zu Asche. Das Volk ward von Entsetzen ergriffen. Stephan bewies die Wahrheit durch die That: der Hauptzauberer Pama, der Vater und Lehrer der Sirjanen, erbot sich durch Feuer und Wasser zu gehen, indem er dasselbe von

Stephan verlangte. »Ich gebiete den Elementen nicht — sprach der demüthige Stephan — indess, der Christengott ist gross, — ich werde mit dir gehen.« Da schauderte Pama zurück und vollendete damit den Triumph des Glaubens über Aberglauben und Betrug. Das Volk liess sich haufenweise taufen und warf die Götzenbilder des Woipel und anderer ins Feuer. Nach Erbauung noch zweier Kirchen gründete der heilige Stephan in ihrer Nähe eine Schule. »Er lehrte die Permer lesen und schreiben und empfahl ihnen, das Breviarium, den achtstimmigen Choral und die Psalmen David's zu erlernen«, wobei er die Lernenden nach ihren Fähigkeiten gruppirte, »um einige zu Popen, andere zu Diaconen zu bilden, und lehrte sie Bücher in permischer Sprache zu schreiben.« Im J. 1383 bat er, in Moscau einen Bischof für die Sirjanen zu designiren und ward selbst zum Bischofe geweiht. Darauf stellte er eingeborene Sirjanen zu Kirchendienern, Diaconen und Priestern an. »Und seine Popen — sagt ein Zeitgenosse — hielten den Gottesdienst in permischer Sprache, die Messe sowohl wie den Abend- und Morgengottesdienst, und die Vorsänger sangen die Lobgesänge aus permischen Büchern, so wie die Sänger jeden Gesang in permischer Sprache ausführten.« Ein schönes Bild! Sechzig Werst von Ust-Sissolsk, am Flusse Sissol, gründete der Prälat das Stephankloster und 165 Werst davon ein anderes, das Uljanenkloster. In den ersten drei Jahrhunderten nach Stephan sang man den kirchlichen Gottesdienst in sirjanischer Sprache. Der Prälat trug aber mit warmer Liebe auch Sorge für das äussere Wohl der neuen Kinder des christlichen Glaubens. Zur Zeit einer Hungersnoth schaffte er ihnen Korn aus Wologda; begab sich nach Nowgorod und Moscau, um sie vor ungerechtem Gericht und Plünderung zu bewahren. Das Volk nannte ihn seinen Vater. Der heilige Stephan starb im J. 1396 zu Moscau, nachdem er 18 Jahre hindurch das schwere Apostelamt geführt hatte.

II. Die Lehre der Kirche.

§. 10. Zustand der Aufklärung zur Mongolenzeit.

In ganz Russland sind — mit Ausschluss Nowgorod's — die Denkmäler der Bildung in den Flammen Batu's untergegangen! Das Joch der Mongolen hat nur dem Gram und dem Wehklagen über das gemeinschaftliche Unglück Raum gegeben. Die zeitweisen Einfälle der Tataren mit Feuer und Schwert, so wie die unselige Zwietracht der Fürsten hemmten das, was treue Arbeiter des Glaubens und der Frömmigkeit begonnen, zerstörten das, was sie ausgeführt hatten. Nur das Fürstenthum Halitsch nebst Volhynien erfreuten sich in der ersten Hälfte der Mongolenzeit einiger Ruhe und Freiheit zur Entwickelung des Volkslebens; aber auch sie fielen! Der unbändige Mongole war als Heide wie als Mohamedaner von gleicher Wildheit gegen alle Aufklärung beseelt, er verbrannte ganze Haufen von Büchern, die man mit Fleiss gesammelt hatte und vor seiner barbarischen Robheit zu schützen beflissen gewesen war. So gab es nur im Süden noch unterrichtete und aufgeklärte Fürsten; im Norden Russlands dagegen musste der Fürst von Twer, Michael Alexandrowitsch, nach Nowgorod gehen, um bei dem Erzbischofe das Schreiben und Lesen zu erlernen. Demgemäss kann man auch über die Bildung der Geistlichkeit im Süden und Norden ein vergleichendes Urtheil fällen. Im Norden hatte man nur in Nowgorod — das reich durch seinen Handel war — die Freiheit und die nöthigen Mittel, um der Aufklärung pflegen zu können. Der Prälat Moses verbreitete dort mit Eifer die geistige Bildung; die Bojaren kamen gern zu ihm, von seiner fesselnden Unterhaltung angezogen; er hielt auf eigene Kosten Copisten, welche verschiedene Bücher abschreiben mussten. In dem übrigen Norden machte sich erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts eine Bewegung zum Besseren — zum Lichte des Wissens — bemerkbar. Die Prälaten Alexis und Cyprian waren unausgesetzt thätig, die mongolische Finsterniss zu verscheuchen.

§. 11. Hülfsmittel zur Aufklärung.

In einer prüfungsvollen und stürmischen Zeit hatte man wenig Musse, an besondere Schulanstalten zu denken. Man erlernte den Glauben aus den gottesdienstlichen und vaterländischen Büchern. In ihnen suchte man Trost gegen die Drangsale der Zeit und fand — neben dem Troste — auch Erleuchtung durch das Licht des Glaubens. Die Chronikenschreiber sprechen nicht selten mit den Worten der gottesdienstlichen Bücher selbst und geben häufig Nachricht von ihrem Gebrauche im Volke. Den Kirchspielpredigern ward es zur Pflicht gemacht, die Kenntniss des Glaubens und ihrer Pflichten aus nützlichen Büchern und der Unterhaltung mit Erfahrenern zu schöpfen, die kleinen Kinder im Hause, Alle aber in der Kirche zu unterrichten. Der Hirte Cyrillus schrieb den Priestern: »Lernt, wie die geistlichen Kinder zu unterweisen seien . . . . . Wenn ihr es aber selbst nicht versteht, so schämet euch nicht, einen Verständigeren zu befragen. Denn wer nach dem göttlichen Wege forscht, vermag auch Andere auf demselben zu leiten, wer aber dieses Nachforschen unterlässt, geht wie ein Blinder dahin . . . . . Gebt aber auch auf eure leiblichen Kinder Acht.« Der Prälat Petrus schrieb an dieselben: »Uebt euch, Kinder, im Lesen der Bücher und in der Lehre Tag und Nacht.« Besonders in den Klöstern hatte sich die Regel erhalten, Theophylact's Auslegung des Evangeliums in der Kirche vorzulesen, während des Mittagsessens aber die Lehre der heiligen Ephrem und Dorotheus und die Lebensbeschreibung der Heiligen. Wenn man im Morgengottesdienste die Festlection nicht zu beenden vermochte, beendete man sie während des Mittagsessens. Zu solcher Lection gebrauchte man die Homilien des heiligen Basilius und die Unterweisungen des heiligen Johannes Chrysostomus. An den Bischofssitzen war man bemüht, das Lesen von Büchern bei der Geistlichkeit nicht nur auf die Kirche zu beschränken; ein Mittel dazu gab die bischöfliche Bibliothek an die Hand. Am Rostowschen Bischofssitze waren selbst nach der mongolischen Verwüstung noch viele slavonische und griechische Bücher übrig geblieben. Epiphanius schreibt vom Perm-

schen Bischofe, dem heil. Stephan, dass er für seine mönchische Laufbahn gerade deshalb das Rostowsche gottesgelahrte Kloster erwählt habe, »weil dort viele Bücher waren«; hier »erlernte er auch die griechische Sprache.« Zur Zeit des aufgeklärten Bischofes Cyrillus (1231—1262) sang hier »in der Kirche der Mutter Gottes der linke Kliros griechisch und der rechte russisch.

Das enge und ununterbrochene Band, das in dieser Periode der russischen Kirche diese mit der griechischen verknüpfte, hielt in der ersteren die Aufklärung aufrecht. Ebenso hatte die Abhängigkeit des Metropoliten vom Patriarchen und der griechischen Kirchenversammlung zur Folge, dass die Geistlichen, besonders die höheren Würdenträger der Kirche, sich die Kenntniss der griechischen Sprache anzueignen beflissen waren, wodurch ihnen auch natürlich die in der griechischen Kirche herrschende Aufklärung näher trat. Im J. 1261 war Constantinopel von den Lateinern der Rechtgläubigkeit zurückgegeben worden, und von dieser Zeit an besuchten die Russen aus Eifer für die Rechtgläubigkeit fleissig diese Hauptstadt, ja einige wohnten selbst beständig dort und beschäftigten sich mit dem Abschreiben von Büchern, die für Russland nützlich sein konnten.

Das kräftigste Hülfsmittel zur geistlichen Aufklärung blieb aber die Liebe zum Glauben, die durch schwere Prüfungen erprobt, durch die Erfahrungen des Lebens gestählt worden war. Die Drangsale der Mongolenzeit schwächten nicht, sondern verstärkten die Liebe zum Lichte Christi und den Abscheu vor der Finsterniss des Heidenthumes und des Mohamedanismus. Aber die erprobte Liebe theilte ihre Erfahrungen auch dem Geiste mit und gab den Gedanken Kraft und Ausdauer.

§. 12. Arbeiten in Bezug auf die heilige Schrift.

Der gottselige Serapion von Wladimir schrieb seiner Heerde: »Wenn ihr aber von menschlichen Fabeln hört, so nehmt eure Zuflucht zur göttlichen Schrift.« Der Erfüllung dieser heiligen Regel muss die erfreuliche Erscheinung in der russischen Kirche dieser Zeit zugeschrieben werden, dass ihre Hirten nicht nur

gegenüber dem russischen Volke, sondern auch gegenüber den derzeitigen Hirten des Abendlandes sich in der Erkenntniss des Glaubens erhoben. Im Abendlande verbrannte man zu dieser dunklen Zeit auf Geheiss der Bischöfe vermeintliche Zauberer und Hexen auf Scheiterhaufen oder ertränkte sie in Flüssen, während Serapion die dahin neigende Rohheit einiger aus seiner Heerde von der Kanzel herab strenge verurtheilte.

Als ein theures Denkmal der hohen Achtung vor dem Worte Gottes dient das Evangelium des Prälaten Alexis, das er eigenhändig im J. 1355 niederschrieb, als er in Constantinopel war, folglich zu einer Zeit, wo er die besten Abschriften des Originals zu seiner Verfügung haben konnte. Bei der Vergleichung dieses Evangeliums sowohl mit den früheren slavonischen Abschriften wie mit den griechischen Originalen, geht Folgendes unzweifelhaft hervor: 1. der Text des Prälaten ist in Vielem nicht übereinstimmend mit den früheren slavonischen Abschriften; 2. sein Text enthält nicht nur Verbesserungen der von den slavonischen Abschreibern gemachten Fehler, sondern auch eine neue Uebersetzung aus dem Originale; 3. seine Uebersetzung zeichnet sich durch die buchstäbliche Annäherung an den griechischen Text vortheilhaft aus. »Diese Arbeit des Prälaten — sagen wir es mit den Worten eines gleichzeitigen Kirchenhirten — ist unter anderem deshalb von Wichtigkeit, weil der von Gott erleuchtete Prälat durch dieselbe im voraus jene ungegründete Meinung widerlegt hat, als dürfe in der heiligen Schrift und den gottesdienstlichen Büchern nicht einmal ein Schreibfehler des Abschreibers verbessert oder ein unverständliches Wort des Uebersetzers mit einem verständlicheren vertauscht werden, weil solches schon der Rechtgläubigkeit zuwider sei . . . . . Er hat beides gethan und darum ist es klar, dass er einer so beschränkten Ansicht nicht Raum gab.« Der heilige Cyprian beschäftigte sich gleichfalls mit biblischen Arbeiten. Er hat eine Uebersetzung des Psalters unternommen, die sich bis heute im Originale erhalten hat. Diese Uebersetzung hat sich darauf beschränkt, diejenigen Worte und Ausdrucksweisen, die der gehörigen Deutlichkeit ermangelten, durch andere, dem Sinne mehr entsprechende zu ersetzen; doch haben sich in dieselbe mehrere serbische Worte

und Wendungen eingeschlichen. (Cyprian's eigenhändiges Manuscript des Psalters wird in der Bibliothek der Moscowischen geistl. Akademie aufbewahrt.)

Der Prälat Stephan übersetzte, wie wir oben (§. 9) sahen, den Psalter, auserlesene Stellen der Evangelien und biblische Sprüche ins Permische. Der Entschluss zu diesem Werke ist schon an sich von grosser Bedeutung in Bezug auf das Glaubensleben. Er beweist, dass ein Bedürfniss gefühlt ward, das Wort Gottes in permischer Sprache zu besitzen, und darum ward die Uebersetzung unternommen. Die besten Zeitgenossen Stephan's, besonders in Moscau, begrüssten diese Arbeit mit grossem Beifalle und verglichen Stephan mit den Aufklärern der Slawen. Zwar »einige Geistesarme — bemerkt Epiphanius — sprachen: wozu sind Bücher in permischer Sprache verfasst worden? auch vorher sind seit Menschengedenken in Perm keine Bücher vorhanden gewesen . . . Wenn sich aber das Bedürfniss nach solchen äusserte, so hätten russische Bücher um so mehr genügen können, als sie bereits fertig da waren.« So sprachen aber, wie gesagt, nur diejenigen, die beschränkten Geistes waren.

Die Uebersetzung der Auslegung der Apocalypse von Andreas Kritsky gehört auch dieser Periode an, ebenso wie die Uebersetzung der Auslegungen mehrerer anderer Bücher.

§. 13. Predigten, Sendschreiben, Biographieen und Chroniken, Uebersetzung griechischer Abhandlungen, Erscheinen untergeschobener Werke.

Die Zeit hat uns Vieles von dem geraubt, womit unsere Hirten ihre unter dem fremdländischen Joche feufzende Heerde getröstet und unterwiesen haben. Es sind nur Bruchstücke und Spuren ihrer Thätigkeit übrig geblieben.

Die Predigten des gottseligen Serapion, Bischofes von Wladimir, der früher Archimandrit im Höhlenkloster war, sind so vortrefflich, dass man bedauern muss, ihrer nur fünf erhalten zu sehen. Aber auch aus diesen wenigen Predigten Serapions entnimmt man, eine wie reiche Unterweisung er ertheilt habe.

Sie bieten uns die aufrichtige, herzliche Unterhaltung eines treuen Seelsorgers mit seiner Heerde dar, den Erguss eines von den Drangsalen, noch mehr aber von den Lastern der Zeit tief betrübten Gemüthes. Aus ihnen spricht uns die Beredtsamkeit des Herzens an, wir sehen in ihnen die Gabe des Wortes ebensowohl, wie eine umfassende Bekanntschaft mit der heiligen Schrift. — Weniger noch ist von den Predigten Simon's auf uns gekommen, der Bischof (1289) in Twer und stark in Lehre und Schrift war. Auch der vom Prälaten Alexis zum Bischofe von Sarai geweihte Matthaeus ist heute leider nur noch durch Eine Schrift »Unterweisung für Christen« bekannt. Ausserdem sind noch einige Predigten von unbekannten Verfassern auf uns gekommen.

Mehr sind der Hirtenbriefe erhalten, die theils an die Geistlichkeit, theils an die Gemeinden oder einzelne Personen gerichtet waren. Solcher haben sich erhalten: eine Belehrung oder ein Circularschreiben an die Geistlichkeit von Cyrillus; sechs Sendschreiben des Metropoliten Cyprian; zwei des Prälaten Petrus; ein Sendschreiben des Metropoliten Theognost (des grossen Lehrers, wie der Chronograph ihn nennt), und des Prälaten Alexis. Die Belehrung oder das Umlaufschreiben des frommen Metropoliten Petrus an die Aebte, Priester und Diaconen athmet apostolische Liebe und glänzt durch evangelische Gedanken. Derselben Art ist das Sendschreiben des Prälaten Alexis, ebenfalls an die ganze Geistlichkeit gerichtet. In den übrigen Sendschreiben, und besonders in dem des Metropoliten Cyprian an Athanasius sowie in seinem Abschiedsschreiben finden sich Unterweisungen im Glauben und in der Frömmigkeit, untermischt mit Regeln der guten Ordnung. Die Sendschreiben des Cyrillus von Belosero zeichnen sich ebenfalls durch aufrichtige Frömmigkeit, wie durch christliche Besonnenheit aus.

Wie früher, so liess man sich auch in dieser Periode das Eintragen der Begebenheiten in Chroniken angelegen sein. Der Susdalsche Chronograph beschreibt die Begebenheiten des Nordens, der volhynische erzählt ausführlich die Ereignisse, die sich im Südwesten zugetragen, und spricht nicht nur mit den

Worten der heiligen Schrift und der Kirchenväter, sondern kennt auch den Homer. Von dem Metropoliten Cyprian schreibt man, dass er sich mit der Abfassung einer vollständigen russischen Chronik beschäftigt und als Hülfsmittel dazu eine grosse Sammlung von Büchern gehabt habe. Unabhängig hiervon schrieb er eine Geschichte nach den Genealogieen der russischen Grossfürsten. Bekannt bis auf unsere Zeit ist seine Lebensbeschreibung des heiligen Petrus. Das Leben des rechtgläubigen Fürsten Alexander Newsky, — das martervolle Ende des heil. Fürsten Michael von Tschernigow und seines Bojaren Theodor, sowie des Fürsten Michael von Twer, sind bald nach ihrem Ableben niedergeschrieben worden, obschon es nicht bekannt ist, von wem namentlich. Andere beschrieben ihre Reisen nach dem Oriente. Nach den Worten eines Zeitgenossen legte der Fürst Mstislaw von Halitsch (1270—1284) in der Kirche zu Kamenez »eine Sammlung seines Vaters«, und in dem Kloster zu Halitsch »eine grosse Sammlung seines Vaters« nieder. Die eine wie die andere waren ohne Zweifel Sammlungen einheimischer Bücher, da man mit dem Uebersetzen auch unter den Mongolen fortfuhr. Namentlich ist der Metropolit Cyprian durch solche Arbeiten bekannt. Das beste Werk in dieser Beziehung ist seine Uebersetzung der Leiter des heiligen Johannes mit einer Auslegung derselben. In seine Zeit fällt auch die Uebersetzung der »Wochen- und Festtags-Belehrungen«, die zuerst vom Patriarchen Kallistes, sodann mit einigen Abänderungen vom Metropoliten Philotheus aus den Werken des Chrysostomus ausgezogen sind; eben so die Abhandlung des ehrw. Nilus »über die Gedanken«, die Predigten des ehrw. Isaac des Syriers und die Kapitel des ehrw. Maximus. Besonders auf dem Berge Athos, im russischen Kloster des Panteleimon und im serbischen des Chilandar, beschäftigten sich theils russische, theils andere slawische Mönche eifrig mit dem Uebersetzen griechischer Bücher, obschon grössten Theiles solcher, die ihrer Zeit nahe standen und die mitunter auch mageren Inhalts waren.

Aus Bulgarien, wo die Sekte der Paulicianer in die der Bogomilen übergegangen war und seit dem Jahre 1195 politische Unabhängigkeit erworben hatte, womit freilich der Erwerb gei-

stiger Bildung leider nicht gleichen Schritt hielt — aus Bulgarien und dem benachbarten Serbien überkam Russland, zur Freude der Bogomilen und ihrer Anhänger, manche apokryphische Abhandlungen, Erzählungen, »die eine kindische oder geradezu unlautere Einbildungskraft ausgedacht hatte«. In einer Abschrift der Kirchenordnung heisst es, nach dem Verzeichniss der nützlichen und schädlichen Bücher, dass der Artikel von den verbotenen Büchern in diese Kirchenordnung aus dem Gebetbuche des Metropoliten Cyprian übertragen worden sei. Aus dieser Bemerkung erhellt, dass das alte griechische Verzeichniss der nützlichen und schädlichen Bücher in slavonischer Uebersetzung mit Nachträgen durch die Sorgfalt des Metropoliten Cyprian des Serben veröffentlicht worden ist; vielleicht ist selbst die Uebersetzung, wie der Nachtrag, von ihm verfasst. Der gebildete Kirchenhirte wusste aus in seinem Vaterlande gesammelter Erfahrung, welche Verbreitung die verfälschten Bücher bei Leuten hatten, die der wahren christlichen Aufklärung ferne standen, und wie nachtheilig sie auf den Glauben und die Frömmigkeit wirkten. Darum warnte er die russische Kirche vor denselben.

§. 14. Gewaltmassregeln des Papstes gegen Russland und die Festigkeit der Russen.

Kummervoll und schwer war für Russland die Zeit der Mongolen, zu den bestehenden Trübsalen fügte aber der Westen noch neue hinzu. Die Versuchungen des Abendlandes zum Abfalle von der Orthodoxie wurden jetzt stärker als je zuvor, und man kann in der That die Festigkeit der Russen nicht genug bewundern, mit der sie — in einer so unglücklichen Zeit — den Anmuthungen des Papstes widerstanden. Gott selbst war der Hüter des reinen Glaubens.

Die Feindseligkeiten des Westens begannen in den am Meere belegenen Nowgorodschen und Polozkischen Besitzungen in Livland.

Am Anfange des 13. Jahrhunderts zogen, nach dem Willen des Papstes, ganze Haufen landloser Ritter, die im Abendlande nirgends Platz gefunden, nach Livland, um die wehrlosen Be-

wohner zu plündern, oder — wie man es damals im Abendlande nannte — um Christum zu predigen. Die armen Liven, Letten und Esthen wurden 40 Jahre hindurch mit Feuer und Schwert getauft! Die Plünderung beraubte Russland aller seiner am Meere gelegenen Besitzungen, und das morgenländische Christenthum verschwand daselbst.

Das war dem Papste jedoch nicht genug. Er veranlasste Kreuzzüge gegen Russland, sowohl von Livland, wie von Schweden aus. Er schämte sich nicht, die Russen — wie auch früher schon — Heiden zu nennen. Im J. 1240 sandte der König von Schweden in Folge einer päpstlichen Bulle Truppen nebst Bischöfen ab, um die Russen zu taufen. Der rechtgläubige Alexander rückte mit einer geringen Kriegsschaar, aber mit fester Hoffnung auf Gott dem Feinde entgegen. Der Ischorer Pelgni brachte, in Erwartung der Schweden, die Nacht im Gebete und in Wachsamkeit zu. Plötzlich sah er zwei lichtstrahlende Krieger in einem Nachen heranschwimmen, von denen der eine zum andern sprach: »Lass uns unserem Verwandten Alexander beistehen.« Pelgni erkannte die Gesichter nach den Heiligenbildern — es waren die Fürsten Boris und Gljeb. Darauf ward die Schlacht an der Newa geschlagen, deren ruhmvoller Ausgang dem Alexander den Beinamen Newsky erwarb. Nach beendigter Schlacht gegen die Schweden musste Alexander eilen, Pskow und Isborsk Hülfe gegen die livländischen Fremdlinge zu bringen. Der Vertheidiger der Orthodoxie machte den Orden um seine eigene Existenz zittern. Danach änderte der Papst den Ton. Er schickte Legaten zu Alexander, den bescheidenen Wunsch ausdrückend, die Russen möchten von seinen Lehrern bessere Erkenntniss annehmen. Man antwortete dem Papste: »Wir kennen die Geschichte des Glaubens wie der Kirche von Beginn der Welt an, wozu sollen uns neue Lehrer?«

Nicht solcher Meinung war der Papst. Die livländischen Ansiedler liessen, getrieben von der eigenen wie von der Gewinnsucht des Papstes, russisches Blut in Strömen fliessen. Nur das Schwert des edlen Fürsten Dowmont zähmte die unruhigen Abenteurer.

Im J. 1347 erbot sich der Schwedenkönig Magnus, um die Sünden seines lockeren Lebens in den Augen des Papstes wieder gut zu machen, Russland zum Papste zu bekehren. Er erschien mit einem starken Heere in den Grenzen des Nowgorodschen Gebietes und liess durch Abgeordnete sagen: »Schickt kluge Männer her, um über den Glauben zu disputiren; dann werden wir erkennen, wessen Glaube der bessere sei — und der bessere wird von Allen angenommen werden, widrigenfalls mein Schwert zum Lehrmeister werden soll.« Die Nowgoroder antworteten: »Wir haben den Glauben von den Griechen angenommen, darum, wenn der König ergründen will, wessen Glaube der bessere sei, mag er Gesandte zum Patriarchen senden; wenn er aber eine andere Sache zu uns hat — eine Beleidigung, so wolle er sie den Gesandten auseinandersetzen.« Eine des wahren, unverfälschten Glaubens würdige Antwort, die es deutlich aussprach, dass die Sache des Glaubens nichts zu thun habe mit der Sache des Schwertes. Magnus bestand aber auf seinem Begehren und erklärte, dass er nur Einen Wunsch hege — die Russen mit oder wider ihren Willen zu seinem Glauben zu bekehren. Oreschek (das jetzige Schlüsselburg) ergab sich dem Könige, der sich beeilte die Hälfte der Einwohner umzutaufen. Bald darauf erlitt er jedoch eine völlige Niederlage. Seine unfreiwilligen Täuflinge wurden wieder zu dem, was sie aus freier Ueberzeugung gewesen waren, und besiegten überdem noch die Schweden.

Damit endete einstweilen die Mission des Papstes im Norden.

Im Südwesten Russlands war die Handlungsweise des Papstes im höchsten Grade befremdlich. Er verhiess dem Fürsten von Halitsch die Königskrone, unter der Bedingung, dass er sich ihm unterwerfe. Im Gram um sein armes Vaterland und in der Hoffnung, dass der Gebieter des Westens Russland etwa behülflich sein könnte das Joch der Mongolen abzuschütteln, zeigte Daniel dem Papste an, dass er geneigt sei, sich ihm zu nähern. Kaum ward man dessen inne, als Bulle über Bulle nach Russland geschickt wurde. Im J. 1246 schrieb Innocenz IV. an Daniel, dass er auf seine Bitte ihn und sein Reich unter den Schutz des Apostels Petrus und den seinigen nehmen wolle. Durch eine Bulle desselben Tages ernannte er Prediger — Domi-

niconer für ihn. Eine dritte Bulle schärfte diesen ein, ihre Ankunft in Russland zu beschleunigen. In demselben Jahre sandte er eine Bulle »an den russischen König Johann« (obschon der Sohn Wassilko's nicht einmal regierender Fürst war) und schickte ihm einen preussischen Erzbischof zu, mit der Vollmacht »zu vernichten und zu zerstreuen, zu säen und zu erbauen.« Nach Verlauf von drei Monaten ermächtigte der Papst den Fürsten Daniel, allen Königen, die sich nicht zum römischen Glauben bekennen, ihr Land wegzunehmen. An demselben Tage gestattete er durch eine an Daniel gerichtete Bulle, die Liturgie mit gesäuertem Brode zu feiern und also eine Gewohnheit beizubehalten, die von der lateinischen Kirche nicht angenommen war. Ein ungewöhnliches Zugeständniss, das aber in der That günstige Erfolge für die Zukunft anbahnen konnte. Durch eine neue Bulle ermächtigte der Papst den preussischen Erzbischof, die Vereinigung »seines geliebten Sohnes, des russischen Königs,« mit der römischen Kirche zu vollziehen. Doch gab er in dieser selben Bulle zu verstehen, dass er der Aufrichtigkeit seines geliebten Sohnes nicht recht traue, denn er gebot dem Erzbischofe, von dem Könige Daniel und allen seinen Würdenträgern den Eid der Treue zu fordern. Im J. 1249 ging Daniel's Geduld zu Ende, er vertrieb den päpstlichen Erzbischof mit allen seinen Paters. Nach drei Jahren versöhnte Bela von Ungarn Daniel mit dem Papste, und dieser, nachdem er ihm Krone und Scepter geschickt, versprach, dem Vaterlande Daniel's zu Hülfe zu kommen. Von neuem wartete Daniel auf Hülfe; die Hülfe kam aber nicht und Daniel sagte sich vom Papste los.

Nur erst dann, als das Geschlecht der Fürsten von Halitsch erloschen war und die Bewohner von Rothrussland und Volhynien, bedrängt von Litthauen, Polen und den Tataren, sich der Oberherrschaft Kasimir's von Polen unterwarfen, — konnte der Papst sich einigen Erfolges seiner Bemühungen in Russland erfreuen. Die Oberherrschaft Kasimir's war nur unter der Bedingung anerkannt worden, dass er die Gewissensfreiheit der Russen achte. Aber der lateinische König vergass sein gegebenes Versprechen bald. In Volhynien thaten die Polen »den Christen viel Böses an und wandelten die heiligen Kirchen zum ruchlosen

lateinischen Gottesdienste um.« Doch war das nicht auf lange. Im nächstfolgenden Jahre (1350) vertrieb der Fürst Lubart alles lateinische Wesen aus Volhynien und liess Lwow (Lemberg) allein in den Händen Kasimir's zurück. Aber unter dem Nachfolger Kasimir's häuften sich die Gewaltthätigkeiten. Seit dem Jahre 1375 waren im Süden Russlands lateinische Bischöfe erschienen, aber — mit Ausschluss des Bischofes von Halitsch — waren sie lange Zeit hindurch nur titulär, Hirten ohne Heerde. Bedarf es noch der Erwähnung, wie treu die Russen hier an der Rechtgläubigkeit festhielten, so spricht die um das J. 1380 in Halitsch eingeführte Inquisition auch ohne Worte laut genug zu Gunsten des treuen Anhangens der Russen an dem orthodoxen Glauben.

Unter Hedwig, der Tochter Ludwig's, dehnten die polnischen Bischöfe die Herrschaft des Papstes auch über Rothrussland und das russisch-litthauische Fürstenthum aus. Sie verhiessen der jungen Königin das Himmelreich, wenn sie ihre Hand dem wilden Jagello reichen würde, und Jagello verzichtete lieber auf den orthodoxen Glauben als auf die Hand Hedwig's und die polnische Krone. Er schwur den Bischöfen, den römischen Glauben — man möge wollen oder nicht — in dem russisch-litthauischen Fürstenthume einzuführen. Und er erfüllte seinen Schwur an den Russen selbst, deren er zwei Würdenträger tödtete, weil sie den orthodoxen Glauben nicht aufgeben wollten. Bei dem Abschlusse gemischter Ehen wurde der orthodoxe Theil zur Annahme des römischen Glaubens gezwungen. Nur die Waffen Witowt's (1388—1390) und Swidrigailo's (1394) beschränkten dem fanatischen Jagello den Spielraum, um seinen Schwur in ganzer Ausdehnung erfüllen zu können.

§. 15. Die Strigolniks und deren Widerlegung.

Im Jahre 1371 erhob sich in Pskow eine Ketzerei, die sich später auch nach Nowgorod verbreitete. Ein gewisser Karp, seinem Handwerke nach ein Haarscherer, und ein Diaconus Nicetas gaben zu dieser Kirchenspaltung dadurch Veranlassung, dass sie auf die Missbräuche unter der Geistlichkeit hinweisend

alle Hierarchie verwarfen. Zum Gegenstande eines besonderen Aergernisses diente vorzüglich der Umstand, dass geistliche Obere die Priesterwürde — wie man behauptete — für Geld ertheilten. Aber der erste Schritt auf dem Wege des Irrthums zieht unausbleiblich einen zweiten und dritten nach sich. Nachdem sie sich erst zu Richtern der Hierarchen aufgeworfen hatten, kamen Karp und Nicetas bald dahin, sich von der Kirche gänzlich zu trennen. Sie wollten nicht einmal den gemeinschaftlichen Gebeten in der Kirche beiwohnen, verboten Taufe, Absolution und Abendmahl von den Priestern entgegenzunehmen, und weigerten sich, das Gedächtniss der Entschlafenen durch kirchlichen Gottesdienst und Mildthätigkeit zu begehen. Die Behauptungen des Karp und Nicetas fanden Anhänger in Pskow und sodann auch in Nowgorod. Im J. 1375 erklärte der Nowgorodsche Erzbischof den Nicetas für seines Amtes entsetzt und schloss ihn gemeinschaftlich mit Karp aus dem Kirchenverbande aus. Der unbedachte Eifer einfältiger Herzen ging noch weiter: man ergriff Karp mit zweien seiner Gefährten und warf sie in den Wolchow. Im Evangelium stehe geschrieben, sprach dieser einfältige Eifer: »Wer aber einen dieser Kleinen ärgert, dem wäre es besser, dass ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er versenkt würde in die Tiefe des Meeres.« Aber was man nur in der Aufwallung des Gefühles vollbringt, das findet meist auch wieder prompte Missbilligung. Bald fing man Karp zu bedauern an, und die heimlichen Anhänger desselben fanden in der Folge warme Theilnahme. Diese Theilnahme hatte ihren Hauptgrund darin, dass Pskow und Nowgorod, ausgezeichnet durch den Geist rebellischer Ungebundenheit, die Abhängigkeit vom Metropoliten und Grossfürsten lästig fanden. Darum erschien es unumgänglich, die Entscheidung des Patriarchen von Constantinopel anzurufen. Dionysius, Erzbischof von Susdal, brachte aus Constantinopel ein Sendschreiben des Patriarchen Nilus nach Pskow, wo die Ketzerei besonders stark Wurzel gefasst hatte. Nowgorod empörte sich und zog das Gericht des Grossfürsten über sich herbei. Als im J. 1394 Michael, der Bischof von Bethlehem, ein ausführliches Sendschreiben des Patriarchen Antonius mitbrachte, beschwichtigte sich die Gährung. Nur in Pskow blieben noch

heimliche Anhänger der Ketzerei zurück, die in der Folge unter Photius offen hervortraten.

Die Ermahnungen des Patriarchen Antonius waren kräftig, seine Widerlegung gründlich, die Antworten auf jeden Fragepunkt der Strigolniks überzeugend. Es spricht aus ihnen eine fromme russische Seele und aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie von dem ehrw. Athanasius verfasst, dem Schüler des ehrw. Sergius, der seit 1392 sich in Constantinopel aufhielt. Sie sind auch in Bezug auf die Schismatiker der gegenwärtigen Zeit beherzigungswerth. »Wisst ihr — lehrte der Patriarch — dass derjenige, der sich von der Kirche trennt, sich von Christo selbst trennt? . . . Wer euch höret, der höret mich, wer mich verläugnet, der verläugnet den, der mich gesandt hat. Bessert euch, ihr Strigolniks! Der Apostel spricht: seid gehorsam euren Lehrern, die für eure Seelen wachen, da sie Rechenschaft geben müssen über euch am Tage des Gerichtes . . . . Dathan und Abiram wollten sich in ihrem Ungehorsam eigenmächtig ins Priesterthum drängen, aber der Zorn Gottes entbrannte über sie und sie wurden von der Erde verschlungen. So setzen sich auch heute zu Tage die Strigolniks, die keine Priesterschaft und keine Bischofswürde haben, selbst zu Lehrern ein, nur ihrer Hoffahrt und ihrem Hochmuthe folgend . . . . . Christus hat Apostel erwählt, die Apostel haben Bischöfe eingesetzt, durch das Handauflegen dieser ist die Gabe der Priester- und Bischofswürde fortgepflanzt worden. Wenn der Priester die Liturgie vollzieht, muss man ihn wie den mit den Aposteln das Abendmahl haltenden Christum betrachten und die Eucharistie von ihm wie von Christo selbst entgegennehmen . . . . Es bleibt nur übrig, nach dem Worte des Apostels sich selbst zu richten und so zum Sacramente hinzuzutreten . . . . Sagt, Ketzer: woher wollt ihr einen Priester nehmen? Wenn ihr sagt, der Patriarch, der Metropolit seien unwürdig, so kann es nach eurer Ansicht keinen einzigen Priester in der ganzen Welt mehr geben . . . . Wo werdet ihr denn nach eurem ruchlosen Glauben einen Priester hernehmen? Glaubt ihr, dass Christus für euch zum zweiten Male auf die Erde herniedersteigen werde? Und wie wagt ihr den Bischöfen einen Vorwurf wegen der kirchlichen Sporteln zu machen, wenn der Apostel sagt: dass die da

12*

opfern, vom Opfer essen, und die des Altars pflegen, des Altars geniessen sollen? Die Strigolniks werfen sich selbst zu Lehrern auf, aber sie gedenken nicht der Worte Christi, dass wer nicht zur Thüre in den Schafstall geht, sondern anderswo hineinsteigt, ein Dieb und ein Mörder ist. Diebe und Mörder tödten die Menschen durch Waffen, ihr Strigolniks aber bringt die Leute durch den geistigen Tod um, indem ihr sie vom allerreinsten Sacramente des Leibes und Blutes Christi ferne haltet! Denn Christus sprach: wer nicht isset mein Fleisch und nicht trinket mein Blut, der hat das Licht und das Leben nicht. Ist es möglich, dass eurem Verständnisse das Wort des Evangeliums entgehen könne: Er nahm das Brod und brach es und gab es seinen Jüngern . . . und nahm den Kelch, lobete und sprach zu seinen Jüngern: trinket alle daraus, das ist mein Blut des neuen Testamentes, solches thut zu meinem Gedächtnisse. So vollzieht auch heute noch der Priester den Gottesdienst zum Andenken des erlösenden Leidens Christi. Wer sich von diesen allerreinsten Mysterien ferne hält, ist kein Christ.« Die Frechheit der Strigolniks, welche die Aufführung der Geistlichkeit tadelten, aus dem Worte Gottes widerlegend, fährt der Patriarch fort: »Ihr Strigolniks sagt, dass Paulus auch einem einfachen Manne zu lehren erlaubt habe; das war jedoch damals gesagt, als noch das Heidenthum bestand, aber nicht zu euch Ketzern . . . . Ihr sagt, man sammele vieles Gut, aber nicht ihr habt darüber zu richten, sondern Gott oder der obere Prälat. Warum willst du dich zum Haupte machen, da du doch der Fuss bist? Oder warum, da du doch ein Schaf der Heerde bist, gebehrdest du dich als den Hirten derselben? Die Strigolniks gebieten, der Erde Busse zu thun, die Erde ist aber eine seelenlose Creatur, die nicht hört, keine Antwort geben und den Sünder auch nicht binden kann.« Indem er ihre Verwerfung des Gedächtnisses der Entschlafenen widerlegt, führt er den allgemeinen Gebrauch der alten Kirche an: »Johannes Chrysostomus sagt: Wenn du im Leben nicht Almosen gegeben hast, so gieb es wenigstens nach dem Tode . . . Wenn du deinen Kindern Güter hinterlässt, so verschreibe einen Theil auch Christo zugleich mit deinen Kindern, damit sie es zum Nutzen deiner Seele hingeben.« Ferner führt er einen Fall aus dem Prologe und einen

anderen aus der Heiligengeschichte des Höhlenklosters an. Die von den Strigolniks Verführten sagten von ihren Lehrern, dass sie kein Gut an sich reissen und nicht sammeln. Der Patriarch antwortet: »So waren die Pharisäer auch, sie fasteten zweimal in der Woche und assen ganze Tage hindurch nichts; nichts desto weniger kamen die Zöllner und Sünder mit ihrem Sündenbekenntnisse zu Christo und wurden gerettet, den Pharisäern aber ward gesagt: Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern!«

III. Der Gottesdienst.

§. 16. Störung der gottesdienstlichen Ordnung durch die Tataren. Das Concil des Metropoliten Cyrillus.

Auf der weiten Strecke vom weissen See an bis zum südlischen Halitsch hatte Batu-Chan nur Asche und Einöde zurückgelassen. Die Tempel waren durch Feuer zerstört oder in Trümmer gesunken. Das Kirchengeräthe, die Bilder, die Bücher waren dem gotteslästerlichen Räuber als Beute anheimgefallen. Die ergrauten Priester und Diakonen waren getödtet, die noch jungen in Gefangenschaft abgeführt worden. Allerdings gestattete der Mongole hernach, den christlichen Gottesdienst zu vollziehen, und die Russen fuhren fort, ihre frühere warme Liebe zum Gebete und zu den Tempeln Gottes zu nähren. Aber wie viele Zeit musste hingehen, ehe die Ordnung und der erforderliche Anstand im äusseren Gottesdienste wieder hergestellt werden konnten! Es war nicht leicht, neue Kirchen aufzuführen, Geräthe, Bücher und Bilder anzuschaffen, und das um so weniger, als die Steuerpflichtigen mit schweren Abgaben an die Tataren belastet waren. Noch schwerer war es, inmitten der Verwüstung und der Armuth fähige Diener des Altares zu finden. Ueberdem machte die freche Willkühr des wilden und stolzen Mongolen nicht selten das wieder dem Erdboden gleich, was er doch selbst zu bauen, plünderte das, was er als geheiligt zu betrachten gestattet hatte. Daher finden wir in den Chroniken so häufig die Bemerkung: »Die Tataren kamen und brannten Kirchen und Klöster nieder

oder plünderten sie aus« — so in Rostow, in Kostroma, in Perejaslaw u. s. w.

Vierzig Jahre nach dem Erscheinen Batu's im Norden versammelte der thätige Metropolit Cyrillus, nachdem er seinen ausgedehnten, sich in einem traurigen Zustande befindenden Bezirk in Augenschein genommen hatte, zu Wladimir (im J. 1274) ein Concil. Die Inspection seiner Heerde hatte dem Metropoliten Unordnungen verschiedener Art in der Vollziehung des Gottesdienstes enthüllt. Das Concil richtete seine Aufmerksamkeit Allem zuvor auf die Diener des Altares. Nach Wiederholung der kirchlichen Regel, keinen unbekannten und unfreien Menschen zur Priesterwürde zuzulassen, schrieb das Concil: »Wenn Jemand zum Priester geweiht zu werden wünscht, so soll er mit aller Sorgfalt geprüft werden, ob sein Leben rein, ob er die Keuschheit beobachtet, ob er mit einer Jungfrau und auf gesetzliche Art in die Ehe getreten? ob er gut zu lesen und zu schreiben versteht? Wenn sich aber auch Individuen finden, die keine Spötter, keine Diebe, Trunkenbolde oder Zanksüchtige sind und nicht die schlimme Gewohnheit des Schwörens an sich haben, so soll man doch mit ihrer Weihe nicht eilen, sondern sie einer längeren Prüfung unterwerfen . . . . Wenn sich Jemand auf die Gewährleistung seines Beichtvaters, sieben Geistlicher und anderer vertrauenswürdiger Zeugen hin als frei von allen diesen Fehlern zeigt, — so möge man ihm die Weihe ertheilen.« Auch solle man die Candidaten nicht sofort zur Priesterwürde erheben, sondern sie zuvor als Vorleser anstellen, damit sie die ganze kirchliche Ordnung unter der Leitung eines erfahrenen Kirchenbeamten erlernen können. Weiter entdeckte und beseitigte das Concil Unregelmässigkeiten bei Vollziehung der Taufe, Firmelung, Liturgie — überhaupt des ganzen kirchlichen Gottesdienstes. »Wir haben erfahren — sagt es in Bezug auf die Taufe — dass man in einem verwirrten und unverständigen Sinne das göttliche Chrisam mit Oel vermischt und damit den ganzen Körper salbt, — ein gar übler Unverstand! Nach der Catechisation kann man mit Oel, und zwar nur die Stirne, die Augen, Ohren, Nasenlöcher und Lippen salben, sodann vollziehe man die Taufe mit dreimaligem Untertauchen. Nach der Taufe

salben wir die Sinnwerkzeuge mit dem Chrisam und versperren damit der ersten Verführung den Weg. Durch die Wirkung des allerreinsten Geistes Gottes unvergänglich geworden, bewahren wir uns für immer vor dem arglistigen Feinde, so dass unsere Sinne uns nicht mehr dem Bösen geneigt machen sollen . . . . Nach der Taufe möge der Täufling des allerreinsten göttlichen Leibes und kostbaren Blutes gewürdigt werden, wo sich ersterer auch befinde, sei es in der Stadt oder auf dem Lande. Man soll fernerhin Niemanden begiessen, die Begiessung ist nirgend vorgeschrieben, es ist aber vorgeschrieben, die Untertauchung in einem besonderen Gefässe vorzunehmen.«

Von der Liturgie »haben wir erfahren, dass in dem Nowgorodschen Gebiete die Diaconen das göttliche Opferlamm (dem geweihten Brode) entnehmen und den Opferdienst vor den Priestern verrichten, sodann kommen auch die Priester, den Opferdienst zu verrichten.« Auf Grund der 65. Regel des phrygischen Laodiceischen) und der 22. des Nicaeischen gebot das russische Concil: »Nicht die Diaconen sollen das Opferlamm (dem geweihten Brode) entnehmen, sondern die Priester.« Eine schöne Lehre in Bezug auf die Liturgie trug der Metropolit in seiner Unterweisung an die Priester vor: »Den furchtbar ernsten Dienst vollziehe mit Furcht. Gehe niemals in den Altar, wenn du gegen irgend Jemanden Feindschaft hegst; hast du einen heissen Streit mit Jemanden gehabt, so verrichte an diesem Tage den Gottesdienst nicht, besänftige erst deine Gedanken und du wirst reinen Herzens deine Gebete zu Gott emporschicken.«

Da es bemerkt, dass an christlichen Feiertagen Ungebührlichkeiten heidnischer Feste begangen würden, sagt das Concil: »Solches gereicht den christlichen Feiertagen zum Vorwurfe, den Tempeln Gottes zur Beleidigung; besonders wird damit unserem Erlöser und Fürsprecher Aergerniss angethan.« Solche Leute befiehlt das Concil aus den Kirchen hinauszutreiben. »Wir haben erfahren — sagt es weiter — dass in denselben Gegenden (von Nowgorod) Unschicklichkeiten begangen werden, die das Priesterthum verunehren: an heiligen Fasttagen trinkt man sich ohne Mass voll, so dass von der Palmsonntagswoche an bis zu Aller Heiligen weder Liturgie noch Taufe vollzogen werden; . . . . wir

gebieten den ehrwürdigen Bischöfen und befehlen, alle solche auszuschliessen, wenn sie nicht Busse thun; denn es ist besser, nur Einen würdigen Priester zu haben, als tausend gottlose. . . . Noch haben wir erfahren, dass ebendaselbst einige, welche die Priesterweihe nicht empfangen haben, dennoch die in den Tempel gebrachten Früchte weihen, d. h. Grütze oder Reis u. s. w. zur Gedächtnissfeier der Todten; wir befehlen, dass dergleichen von nun an nicht mehr geschehe. . . . Wir gebieten, dass Niemand, der nicht priesterlich geweiht ist, sich unterfange, weder die Episteln in der Kirche zu lesen, noch Verse aus den Psalmen abzusingen, noch auch in den Altar zu gehen . . . . . Sie sollen nichts in den Altar tragen, weder Reis noch sonst irgend etwas. Weder der Priester noch der Diaconus sollen mit Fahrlässigkeit und ohne dass ein Geschäft sie dahin ruft, in den Altar gehen; der heilige Ort soll nicht durch ein achtloses Hineingehen entwürdigt werden.« Das Concil wünschte ebenfalls, dass zur besseren Ordnung beim Gottesdienste Küster angestellt würden. Doch dürfte dieses Verlangen kaum irgendwo erfüllt worden sein, ausser etwa bei den Kathedralkirchen.

§. 17. Entscheidungen über gewisse Zweifel in Betreff der Ordnung des Gottesdienstes.

Im J. 1301 fand Theognost, Bischof von Sarai, es für nöthig, einer Constantinopolitanischen Kirchenversammlung in Gegenwart des Metropoliten Maximus einige Fragen über die Ordnung des Gottesdienstes vorzulegen. Die Bedenken Theognost's wurden in der Versammlung des Patriarchen Johann und einiger Metropoliten geprüft und sodann auf dieselben Antworten ertheilt, wie die Bedürfnisse der Zeit sie erheischten.

»Kann man — fragte Theognost — einen Altar, nachdem man ihn eingeweiht, von einem Orte zu einem anderen übertragen und die Liturgie vollziehen?« Man antwortete: »Es ist zulässig, denn es geschieht aus Noth; wandernde Menschen haben keine festen Sitze. Nur muss derselbe mit aller Vorsicht und Gewissenhaftigkeit bewahrt und an einen reinen Ort gestellt werden, wo man sodann den Gottesdienst verrichtet.« (Das waren die wan-

lernden Kirchen der Nomaden, wie z. B. der Mongolen, oder die Feldkirchen des Kriegsvolkes.) »Wenn der Bischof die Liturgie zu vollziehen hat und kein Diaconus, wohl aber mehrere Priester vorhanden sind, kann er da den Gottesdienst halten?« — »Wenn die Nothwendigkeit es erfordert und kein Diaconus da ist, so kann er mit den Priestern singen.« (Das konnte namentlich dem Bischofe von Sarai häufig begegnen.) »Wenn viele Priester vorhanden sind aber kein Diaconus, soll man den Gottesdienst halten?« — »Man soll ihn allerdings vollziehen; einer von ihnen (den Priestern) möge die Ectenie sprechen, während er im Altare steht, und aus demselben nicht hinausgehen.« (Wiederum ein Nothstand grade der Saraïschen Kirche.) »An welchen Tagen soll der Bischof selbst das Evangelium lesen?« — »Viermal im Jahre, — am hohen Donnerstage in der Marterwoche das erste Evangelium (der Passion), zu Ostern während der Liturgie und im Abendgottesdienste, endlich am 1. September. An hohen Feiertagen können sie es mit den Aebten lesen, aber nicht bei Gegenwart anderer Priester, es sei denn, dass die Noth solches gebiete.« So feierte man also in Russland den 1. September — den Anfang des neuen Jahres — unter dem Metropoliten Maximus auf besondere Art. »Soll man die Liturgie mit trockenen Trauben vollziehen oder nicht?« — »Wenn in einem Lande durchaus kein Wein zu finden sein sollte, so möge man den Saft aus frischen Weintrauben auspressen, aber trockene Trauben soll man nicht in Gebrauch ziehen.« — »Darf man den Leib Christi auf Reisen mit sich führen?« — »Das ist ganz ziemlich und segensreich.« — »Kann man am Charfreitage die Liturgie singen?« — »Von den heiligen Vätern ist festgesetzt worden, dass an diesem Tage keine Liturgie stattfinden solle.« — »Kann man am Mittwoch und Freitage der Butterwoche einen Fastengottesdienst (mit vorher geweihten Abendmahlselementen), oder einen Johanneischen (nach der Liturgie des Chrysostomus) vollziehen?« — »An diesen Tagen wird weder eine Fasten-, noch eine Johanneische Liturgie gehalten, sondern in der 9ten Stunde singt man die Horen, mit dem Abendgottesdienste.« — »Darf ein Abt den Gottesdienst mit den Cherubsfächern verrichten oder das Dreimal heilig im Altare singen, ohne aus demselben hinauszugehen?« —

»Die geistlichen Regeln verbieten solches nicht; sie können die heiligen Gaben (mit den Cherubsfächern tragen, sie sollen aber nicht die Einsegnung vollziehen. Uebrigens hängt es von dem Willen des Bischofs ab, ob er gestatten will, sowohl die segnende Beschattung (mittelst der Cherubsfächer), wie auch die Einsegnung mit den Händen zu vollziehen.« — »Wenn ein Priester einen Menschen im Kriege getödtet hat, kann er darnach noch den Gottesdienst verrichten?« — »Das ist von den geistlichen Regeln verboten.«

Ueber die Taufe waren die Fragen und Entscheidungen folgende: »Wenn Tataren sich bekehren und die Taufe verlangen, ein grosses Gefäss aber nicht vorhanden ist und kein Fluss oder Teich gefunden wird, in denen sie untergetaucht werden könnten, wie soll man sich da verhalten?« — »Man begiesse sie unter dreimaliger Wiederholung der Worte: im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Im Nothfalle ist es auch dem Kirchendiener erlaubt, die Taufe zu vollziehen. An Nestorianern und Jacobiten wird die Salbung mit dem Chrisam vorzunehmen geboten, doch unter der Bedingung, dass sie sich vorher von ihrer Lehre und ihren Lehrern feierlich lossagen.« Diese Regel bezieht sich wiederum vorzüglich auf den Hirten von Sarai, da im Kriegsheere der Mongolen viele Nestorianer und Jacobiten aus Persien, Indien und der Mongolei waren. »Wie viele Male müssen die Gebete bei der Taufe eines Kindes gesprochen werden? Müssen bei der Taufe Viele thätig sein (wie bei der Liturgie), oder nur Einer?« — »Einer soll die Gebete lesen, ein Anderer die Taufe vollziehen. Wenn bei vielen zu taufenden Kindern auch viele Priester zugegen sind, so mag ein jeder ein besonderes Kind taufen; wenn viele Kinder und nur Ein Priester, — so mag er einmal die Gebete über alle sprechen, aber jedes Kind besonders untertauchen, indem er dreimal spricht: im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.«

Ueber die Einkleidung zum Mönchsstande und die Beerdigung: »Wenn Jemand in schwere Krankheit verfällt, sich aber nicht als Mönch einkleiden lassen will, was ist da zu thun?« — »Man soll niemals mit Zwang einkleiden.« Im Nothfalle wird nicht nur einem einfachen Priester oder Diaconus, son-

dern auch einem Kirchendiener die Einkleidung zum Mönchsstande vorzunehmen gestattet. »Wenn ein Bischof in seiner Krankheit sich zum Engelskleide (das Kleid der strengsten Ordensregel, cxuma) einkleidet, aber wieder gesund wird — kann er dann noch Bischof bleiben?« — »Das ziemt ihm nicht, er muss sich hinfort als Mönch halten.« — »Darf man einem gestorbenen Prälaten den Leib des Herrn in die Hand geben?« — »Das darf man nicht, die geistlichen Regeln erwähnen nichts davon.« — »Wenn ein Prälat stirbt, der das Engelsgewand angenommen hat, wie soll man ihn beerdigen, nach Art der Prälaten oder der Mönche?« — »Stirbt er noch als Prälat, so lege man ihm das Bischofsgewand an, wenn er aber vor dem Tode zur strengsten Mönchsregel eingekleidet worden ist, so muss ihm das mönchische Engelskleid angelegt werden.«

Alle diese Antworten beziehen sich vorzugsweise auf die Saraische Kirche, wie ihr Inhalt selbst an die Hand giebt; es ist aber keinem Zweifel unterworfen, dass sie auch in den Gebrauch der Kirchen anderer Oertlichkeiten übergingen. Das letztere ist daraus ersichtlich, dass die Antworten auf die Fragen des Theognost sich abschriftlich im Kirchengesetzbuche finden.

§. 18. Sendschreiben des Metropoliten Cyprian an die Bewohner Pskow's und den Abt Athanasius.

Der Metropolit Cyprian entschied gleichfalls in seinem Sendschreiben an die Bewohner Pskow's und seinen Antworten auf die Fragen des Abtes Athanasius einige Bedenken in Bezug auf den Gottesdienst. Betreffend die Liturgie urtheilt der Metropolit über einen Punkt folgendermassen: »Ihr habt euch mit der Frage an mich gewandt, ob, im Falle sich kein Diaconus findet und mehrere Priester gemeinschaftlich singen, es nicht nöthig sei, dass einer der jüngeren Priester das Diaconenamt versehe? Im Priesterstande macht Jugend und Alter keinen Unterschied; wenn man einem Priester das Diaconenamt zu versehen zuliesse, so würde er nicht mehr Priester, sondern Diaconus sein. Darum kann solches nicht gestattet werden. Der Priester ist Priester und der Diaconus Diaconus; ist der letztere aber nicht vorhanden, so möge

der Priester den Gottesdienst allein verrichten.« Die Constantinopolitanische Versammlung gestattete — wie oben erwähnt — wenn kein Diaconus da war, einem jüngeren Priester die Ectenie im Altare zu sprechen. Dort hatte man jedoch die Bedürfnisse der Saraischen Kirche im Auge, die dagegen in Pskow nicht statthaben konnten, obschon man dort, wie aus dem Oberwähnten hervorgeht, dieser Anordnung gleichfalls Folge leistete. In den Antworten an den Abt Athanasius bestätigt Cyprian die Anordnung des Metropoliten Cyrillus: »Dem Diaconus kommt es nicht zu, den Opferdienst zu verrichten, denn er ist ein Diener und nicht das, was der Priester ist.«

»Ihr habt mich — schrieb er an die Pskower — über den Gottesdienst nach der Liturgie Basilius des Grossen gefragt; so wisset denn, dass derselbe von der zweiten Fastenwoche an beginnt, dagegen in der Fastnachtswoche der Gottesdienst nach der Liturgie des Chrysostomus vollzogen wird, ebenso in der Woche der Rechtgläubigkeit, wo in voller Versammlung der Synodik (das Register der Verstorbenen, die der kirchlichen Fürbitte empfohlen sind) verlesen wird . . . Von der zweiten Fastenwoche an wird also sonntäglich die Liturgie Basilius des Grossen gesungen, am Palmsonntage die des Chrysostomus, am Vorabende der Geburt wie der Taufe Christi die Liturgie Basilius des Grossen, welche Viele auch an dem Festtage desselben ihm zu Ehren in Gebrauch ziehen; am Mittwoch und Freitage der Fastnachtswoche werden nur die Horen, mit dem Abendgottesdienste, gesungen . . . Ihr fragt, ob das »Heiliger Gott« im Altare gesungen werden solle? Wo Kathedralkirchen bestehen, singen die Priester im Altare nur dies letztere: »Heiliger Gott.« — Eine kluge Entscheidung giebt der Metropolit dem Abte Athanasius über einen Punkt, den man auch in Constantinopel berührt hatte: »Die göttliche Liturgie ohne Wein zu vollziehen, ist eine grosse Uebertretung; denn es heisst: Unser Herr Jesus Christus nahm den Kelch von dem Gewächse des Weinstockes, und nachdem er ihn gesegnet und geweiht, gab er ihn seinen Jüngern und sprach: Trinket alle daraus. Darum, wenn Jemand den Gottesdienst mit etwas Anderem vollzieht als mit Wein, so lehnt er sich gegen die Einsetzung des Herrn auf. Blut und Wasser flossen aus der Seite

des Herrn, darum giessen auch wir bei dem Gottesdienste Wein und Wasser in den Kelch.«

In Bezug auf die Prosphora (das Abendmahlbrod) lesen wir folgende Lehre, die der Prälat dem Athanasius gegeben: »Darin liegt kein Unterschied, ob die (eigends zum Opferlamm — agnus — bestimmte) Prosphora mit einem Kreuze versehen oder zum Geschenk dargebracht sei; wenn die zum Geschenke dargebrachte mit einem Kreuze versehen ist, so kann sie immerhin zum Opferlamm verwendet werden.« Hier ist die Aufmerksamkeit besonders auf die Haupt-Prosphora gerichtet, die zur Liturgie unumgänglich ist. Zugleich steht es unbezweifelbar fest, dass in den russischen Ritualen des 13., 14. und selbst des 15. Jahrhunderts auf's bestimmteste nur fünf Abendmahlbrode bezeichnet sind: das erste zum Entnehmen des Opferlammes, das zweite zu Ehren der Mutter Gottes, das dritte zu Ehren der Heiligen, das vierte für den Bischof und alle Lebenden und das fünfte zum Gedächtnisse der Verstorbenen.

Eine wahrhaft christliche Unterweisung giebt Cyprian über die Vorbereitung zum Abendmahle: »Bei der Vorbereitung zur Communion diene den Mönchen als Regel, dass sie in grosser Aufmerksamkeit auf sich selbst und in der Furcht Gottes verharren, keinen Gedanken unenthüllt lassen, gegen Niemanden Feindschaft hegen, selbst in Gedanken nichts Böses wünschen, sich an Leib und Seele reinigen, mit Aufmerksamkeit die vorgeschriebenen Regeln befolgen und in solcher Verfassung des Geistes zum heiligen Sacramente hinzutreten. Dasselbe ist auch den rechtgläubigen Laien zur Nachachtung zu empfehlen.« An die Geistlichkeit von Pskow schrieb er: »Wenn ein Beichtkind der Communion würdig ist und ihr euch entschliesst, nach gehöriger Prüfung seiner Würdigkeit ihm das Sacrament an einem hohen Feiertage, am Tage der Geburt Christi oder an irgend einem anderen heiligen Tage zu reichen, so ertheilt es während des Gottesdienstes. Wenn der Diaconus spricht: Tretet herzu mit Furcht Gottes und Glauben, dann möge der Communicant mit auf der Brust gekreuzten Armen zur königlichen Altarthüre herzutreten.« Diese Worte beweisen, dass damals noch viel andächtiger Eifer zum Sacramente vorhanden war, das man

mehrere Male im Jahre genoss. Derselbe Sinn drückt sich in dem Sendschreiben des Metropoliten an Athanasius aus; hier sagt er mit mehr Nachdruck: »Nichts hindert weder den Jungen noch den Alten, das Sacrament häufig zu geniessen, wenn er nur ein reines Leben führt und seine Gedanken gewissenhaft enthüllt.« Hier sagt er auch: »In der Liturgie mit vorhergeweihten Abendmahlselementen können sowohl Mönche als Laien communiciren.«

Ueber die Taufe der Kinder äussert Cyprian vortreffliche Gedanken. »Darüber, ob man zwei, drei Kinder zu gleicher Zeit, oder Mädchen und Knaben zusammen taufen könne, habe ich Schriftliches nichts gefunden — schreibt er dem Athanasius — ich nehme aber die Taufe Johannis zum Muster, die er im Jordan übte: »Es kam viel Volks zu ihm hinaus und liessen sich taufen.« Dasselbe vollzog sich unter den Aposteln, wie die Apostelgeschichte berichtet, denn nicht zwei und drei wurden in einem Taufbecken getauft, sondern Viele zu gleicher Zeit.« Auf Grund dessen ordnet er an, dass man das Gebet über viele Täuflinge zugleich halten könne, jedoch jeden einzeln untertauchen müsse. In Betreff der Taufe von Kindern verschiedenen Geschlechtes glaubt er, dass — der guten Ordnung wegen — die männlichen Kinder zuerst unterzutauchen seien.

Der Geistlichkeit von Pskow schrieb Cyprian: »Wenn ihr die Kinder bisher der Art getauft habt, dass man dieselben in den Händen hielt und das Wasser über sie hingoss, so ist eine solche Taufe nicht regelrecht; ich schicke euch hierbei ein richtiges und genaues Formular zur Taufe; handelt selber demgemäss und gebietet Allen, dass sie ebenfalls darnach handeln mögen.« Man hatte also, trotz der eindringlichen Ermahnungen der Prälaten Niphont und Cyrillus, bis dahin doch in der Nowgorodschen Eparchie die Taufe durch Begiessung vollzogen. Das hing ohne Zweifel von dem unausgesetzten Handelsverkehre Nowgorod's und Pskow's mit den Lateinern ab.

Von der Trauung schrieb Cyprian an den Athanasius: »Einem Abte oder Mönchpriester steht es nicht zu, eine Trauung zu verrichten; das ist die Sache der Welt-, nicht der Klostergeistlichkeit. Nur im Falle der höchsten Noth kann der Mönch-

priester ein Kind taufen.« Es ist bekannt, dass nach dem Beispiele der Constantinopolitanischen Patriarchen, welche die Kaiser ehelich einsegneten, auch die russischen Metropoliten und Bischöfe im 13. und zum Theil auch im 14. Jahrhunderte die Trauungen der Fürsten vollzogen. Wahrscheinlich wollten unsere Mönchpriester dem Beispiele der Bischöfe folgen.

§. 19. Zuwachs gottesdienstlicher Bücher und Ordnungen in Russland.

Von den Gesängen der griechischen Kirche, die namentlich in dieser Zeitperiode verfasst wurden, sind nicht viele in die russische Kirche übergegangen. Eine Ausnahme davon machen einige Gebete und Gesänge des Patriarchen Philotheus, der in häufigem Verkehr mit der russischen Kirche stand. Aber die Gebete und Gesänge der vorhergegangenen Perioden waren damals in der russischen Kirche schon alle bekannt, obschon nicht überall in Gebrauch. Der volhynische Chronikenschreiber, indem er die Schenkungen des frommen Wladimir (1272—1284), Fürsten von Halitsch, an verschiedene Kirchen aufführt, macht unter diesen Schenkungen folgende gottesdienstliche Bücher namhaft: ein Evangelium, die apostolischen Briefe, einen Paremeinik (ein Buch, das auserwählte Stellen der heil. Schrift zum gottesdienstlichen Gebrauch enthält), einen Prolog (Betrachtungen auf die Heiligenfeste und Bruchstücke aus den Schriften der Heiligen enthaltend) auf alle 12 Monate, eine Lebensbeschreibung des Grossmärtyrers Demetrius, 12 Bücher Mineen (gottesdienstliche Gesänge zur Feier der Heiligentage) mit Liedern, Trioden (Messkanon), ein Choralbuch für achtstimmigen Gesang, einen Irmolog (ein Buch, welches die ersten Verse der Kirchenlieder enthält), eine Kirchenagende und ein Gebetbuch, das ausschliesslich die Morgen- und Abendgebete enthielt. So fanden sich also zwischen 1272 und 1284 in der russischen Kirche, in Uebersetzung, die Rituale mit Lobgesängen (Kanon) des Theophan und Joseph des Liederdichters — was vor dem Einfalle der Mongolen nicht stattgehabt zu haben scheint. Aber der reiche und fromme Fürst von Halitsch konnte nur die Lubomlsche Kirche, ausser den Trioden

und dem Choralbuche für achtstimmigen Gesang noch mit 12 Büchern kirchlicher Rituale versehen, während er verschiedenen anderen Kirchen, wie derselbe Chronograph berichtet, nur zu einem Evangelium nebst Apostelbriefen und einem Gebetbuche schenkte. Die Ursache davon ist leicht einzusehen, sie liegt in dem hohen Preise der handschriftlichen Bücher. Der fromme Fürst zahlte für ein Gebetbuch allein »acht Griwen in Marderfellen«, d. i. über eilf Rubel Silber. Darum kann man annehmen, a. dass im 13. und 14. Jahrhunderte bei der damaligen Lage Russlands volle gottesdienstliche Rituale für Stadt- wie für Landkirchen eine Seltenheit waren, und b. dass man sich statt ihrer mit einer Sammlung von Ritualen für die hohen Fest- oder bedeutenderen Heiligentage begnügte. Die eine wie die andere Meinung wird durch die auf uns gekommenen alten Abschriften gottesdienstlicher Bücher bestätigt. Nach den Handschriften des 14. Jahrhunderts sehen wir nur Trephologieen, d. h. Sammlungen gottesdienstlicher Ordnungen auf die Festtage des Herrn, der Mutter Gottes und auf die Tage berühmterer Heiligen. Der Abt des Kiewschen Höhlenklosters, Dositheus, erhielt um das J. 1295 vom Berge Athos eine Vorschrift, wie die 12 Psalmen besonders zu singen seien. Der Wissotskysche Abt Athanasius, ein Freund Cyprian's, ging nach Constantinopel und beschäftigte sich dort mit dem Uebersetzen gottesdienstlicher Bücher — und er dürfte wohl der Erste gewesen sein, der Russland das Kirchengesetzbuch mit verschiedenen Anwendungen auf concrete Fälle verschafft hat — obschon ohne die Kapitel des Marcus (Bischofes von Otrant) —, während man sich bis dahin mit dem Studitenstatute aus den Zeiten Theodor's des Studiten begnügt hatte. Analog diesem Statute des Theodor, das in Russland die Bedeutung nie verlor, die es zu den Zeiten Theodor's hatte, scheinen die Ergänzungen Joseph's des Liederdichters zu den Trioden wahrscheinlich der Willkühr des Uebersetzers und Abschreibers anheimgefallen zu sein.

Demnach war der Zuwachs an gottesdienstlichen Büchern und Ordnungen in der russischen Kirche zur Zeit der Mongolen noch nicht sehr beträchtlich.

Anmerkung. Als Liederdichter in der griechischen Kirche sind zu erwähnen: im 11. Jahrhunderte der gottselige Euchaitische (?) Metropolit

Johannes (✝ 1100) und Georg Skilitza, im 12. Jahrhunderte der Abt Theoctist, im 13. Theodor Lascar (✝ 1261). Dafür beschäftigten sich im 14. Jahrhunderte Viele mit der Verfassung von Gesängen und Gebeten. Leo der Patricier, Minister des jüngeren Andronicus (1328—1341) schrieb Lobgesänge. Gregorius der Sinaite, der die letzten Jahre seines Lebens in Macedonien zubrachte (✝ 1298), und Theolipt, Metropolit von Philadelphia, die beide über das innere Leben geschrieben hatten, verfassten Gesänge zur Frühmesse und Vesper, so wie Lobgesänge. Der Patriarch Isidor Buchiras (1347—1349) verfasste Akaphisten (Loblieder) zu Ehren des heil. Nicolai, des Erzengels Michael und des Vorläufers Johannes, so wie er auch Anagramme für die Kirchenlieder zusammenstellte oder — was dasselbe ist — den Text der Lieder in Verse und Halbverse theilte, damit ihr Gesang in massvoller Ordnung ausgeführt werden könne. Nicephor Callistes (✝ 1350), der bekannte Historiker, schrieb kurze Heiligenlegenden für die Festtage, von der Woche des Zöllners an bis zu der Aller Heiligen, ebenso eine gottesdienstliche Ordnung für die Kirche der Mutter Gottes, die Lebensquelle, und einige kurze Lobgesänge. Mehr als alle Uebrigen schrieb für den Gottesdienst der Patriarch Philotheus (1362—1376), der eifrige Widerleger der Lehre Warlaam's. Er verfasste vollständige gottesdienstliche Ordnungen, über 20 Lobgesänge, viele Gebete und Akaphisten (Loblieder). Der unglücklichen Zeit des Reiches, in der Philotheus lebte, waren seine thränenreichen Gebete nöthig und nützlich; sie athmen auch Wärme des Gefühles. Uebrigens gingen nicht viele von den Gesängen und Gebeten des Philotheus in den allgemeinen Gebrauch der griechischen und noch weniger der russischen Kirche über. Endlich gehört die letzte Durchsicht des Jerusalemitischen Statutes, in Verbindung mit dem der Studiten und des Berges Athos, dem Simeon, Metropoliten von Thessalonich (1425), an.

§. 20. Verschiedenheiten in den gottesdienstlichen Büchern und des Metropoliten Cyprian Bemühungen, dieselben auszugleichen.

Wie gross in der russischen Kirche auch die Zahl der griechischen Anleitungen zum Gottesdienste sein mochte, so war es doch unvermeidlich, dass im Laufe von 400 Jahren sich nicht einige Verschiedenheiten und Entstellungen in die gottesdienstlichen Bücher eingeschlichen haben sollten. Wir verstehen darunter nicht die abweichende Art sich mit dem Kreuze zu bezeichnen oder dem ähnliche Abweichungen, die — bei dem engen Verbande mit Griechenland — sich erst lange nach dem Metro-

politen Cyprian geltend machten. Es waren Verschiedenheiten anderer Art, die jedoch zur Ehre der Rechtgläubigkeit nicht zum Gegenstande hartnäckigen Streites wurden. Diese Verschiedenheiten hingen allem zuvor ab: a. von den Abschreibern, für welche Fehler eine ganz gewöhnliche Sache sind, ja zu einem erblichen Uebel werden können. b. Sodann brachte der Unterschied der Zeiten, in welchen die Gesänge und gottesdienstlichen Ordnungen verfasst und in welchen sie übersetzt wurden, Verschiedenheiten in die Bücher und somit in den Gang des Gottesdienstes selbst, wie sie überdem auch durch die Zerstückelung Russlands in Theilfürstenthümer nicht wenig begünstigt werden mussten. Nach dem Abendmahlsrituale seiner Zeit las der heil. Fürst Michael mehr Psalmen, als späterhin gelesen zu werden pflegten. In dem Liederbuche des Studitenstatutes, das im J. 1309 geschrieben worden ist, finden wir Vieles, was in den Ritualen der nachfolgenden Zeit fehlt, wie andererseits jenem Manches abgeht, was in den letzteren aufgenommen ist. Der Abt Athanasius fragte sogar, wie viele Gebete der Priester im Abend- und Frühgottesdienste zu lesen habe? c. Die menschliche Unvollkommenheit und besonders die rohe Unwissenheit der Zeit führte Gesänge und Gebete verdächtigen Ursprunges ein. Durch alle diese Ursachen — deren Wirkung jedoch die Wachsamkeit der Metropoliten abschwächte — hatten sich zu den Zeiten des Metropoliten Cyprian schon so beträchtliche Verschiedenheiten und Fälschungen in die gottesdienstlichen Bücher eingeschlichen, dass sie Cyprian bewogen, verdoppelte Anstrengungen zu ihrer Abhülfe zu machen. Er bemühte sich, Einheit in die Ordnung des Gottesdienstes zu bringen und die gottesdienstlichen Bücher zu ihrer Norm zurückzuführen. Indem er die alten griechischen Verzeichnisse nützlicher und schädlicher Bücher vervollständigte, schrieb er zur Warnung für die Einfalt, dass »in den dicken, ländlichen Auszugssammlungen« viel Falsches enthalten sei »von Ketzern zum Unheile für unwissende Priester und Diacone ausgesät«, so wie in den Gebetbüchern »lügenhafte Gebete gegen Fieber und Krankheiten« aufgenommen seien. »Wir haben gehört — schrieb er nach Pskow — dass ihr keine correcte Kirchenregel habt. Darum schicken wir euch eine Abschrift der gottesdienstlichen

Ordnung nach Chrysostomus und Basilius, ebenso die Liturgie des Chrysostomus selbst, die Weihe (Ordnung der Wasserweihe) auf den 1. August, einen richtigen und genauen Synodik (Ordnung der Rechtgläubigkeit für die erste Woche der grossen Fasten), den man in Constantinopel im Patriarchat der heil. Sophie liest. Wir haben noch hinzugefügt, wie man der rechtgläubigen Kaiser und Grossfürsten — der lebenden, wie der gestorbenen — zu erwähnen habe und wie wir ihrer hier erwähnen. Auch schicken wir euch eine Ordnung der Taufe für Kinder und jeden anderen Christen, so wie eine Ordnung zur Verlobung und zur Trauung. Aber was wir abzuschreiben nicht vermochten und euch dennoch nöthig ist, das werden wir allmählig abschreiben lassen und ihr werdet es erhalten. Was abgeschrieben und euch durch eure Brüder zugeschickt worden, das ist alles zuverlässig und richtig.« Am Ende seiner auf uns gekommenen Agende lesen wir eine Einschärfung an den Abschreiber, sich beim Abschreiben mit aller Genauigkeit an den Inhalt der Agende zu halten, nichts hinzuzufügen und nichts wegzulassen und auch das nicht hineinzutragen, woran »er früher gewöhnt war.«

Der Art veränderte und verbesserte Cyprian in den gottesdienstlichen Büchern alles das, was nach seinem Dafürhalten einer Verbesserung bedurfte, und führte in allen Kirchen das Richtige ein. Es ist aber begreiflich, dass die Bemühungen des thätigen Hirten ihr vorgestecktes Ziel nicht in vollem Masse erreichen konnten, schon deshalb, weil er für Pskow z. B. nur Eine Abschrift der Liturgie anfertigen konnte, während ihrer hundert noch zu wenig gewesen wären. Es ist sogar natürlich, dass seine Handschriften in der Folge zum Theil neue Verschiedenheiten oder Besonderheiten veranlassten, und zwar weder griechische noch russische, sondern serbische, da Cyprian ein Serbe war. So urtheilten bei uns auch die Schüler des gelehrten Maximus über den Psalter Cyprian's.

§. 21. Neue Festtage und für sie neue Gesänge.

Auch in dieser Periode führte die Kirche neue Festtage ein, aber diese erheischten auch wiederum neue Gesänge.

a. Die Gustynskysche Chronik sagt von dem Prälaten Alexis: »Dieser verordnete mit Genehmigung des Patriarchen, den 14. April als den Gedächtnisstag der heiligen litthauischen Märtyrer (Johann, Antonius, Eustathius) zu feiern.« Nach dem Zeugnisse anderer Denkmäler geschah dies im J. 1364 mit Genehmigung des Patriarchen Philotheus. Diese Anordnung war auch deshalb heilig, weil durch sie der Triumph des Glaubens über das damalige litthauische Heidenthum ausgedrückt ward.

b. Der Prälat Petrus stand schon während seines Lebens im Geruche der Heiligkeit, wie auch damals schon seine Gabe des Vorausschauens offenkundig war. Bei seiner Beerdigung selbst erfolgten einige Wunder, bewirkt durch seine irdischen Ueberreste. Darum verordnete schon sein Nachfolger, der Metropolit Theognost, nach Entscheidung der Constantinopolitanischen Kirchenversammlung, dass das Andenken des heiligen Petrus an seinem Todestage, dem 21. Decbr., gefeiert werden solle. »Im J. 1372 am 15. August — sagt der Chronikenschreiber — ist am Sarge des heiligen Petrus, des Metropoliten, ein siebenjähriger Knabe geheilt worden; er konnte die Hand nicht bewegen, die zur Brust zusammengezogen war, und war dabei stumm. Als der Metropolit Alexis die Liturgie beendigt hatte, fing der Knabe zu sprechen an und die Hand reckte sich aus. Als der Metropolit dieses sah, befahl er die Glocken zu läuten und die ganze Versammlung sang einen Dank- und Lobgesang (Kanon).« Das war für Russland eine feierliche Bestätigung der Verherrlichung des gottgefälligen Streiters im Himmel und auf Erden.

c. Ohne Zweifel wurde auch schon in dieser Periode das Andenken des rechtgläubigen Fürsten und Märtyrers Michael von Tschernigow und seines Bojaren Theodor — die bald nach ihrem Tode verherrlicht worden waren — durch eine geistliche Feier ausgezeichnet, wenn diese vielleicht auch örtlich beschränkt blieb. Der rechtgläubige Fürst Alexander wurde vom Tage seines

Todes an heilig genannt und der Schaar der Schutzengel Russlands beigezählt. Diese andächtige Verehrung wurde besonders unter dem Grossfürsten Demetrius mit dem Beinamen Donskoy, gerechtfertigt. Als die Schlacht mit Mamai begann, welche die Frage über die Unabhängigkeit Russlands entscheiden sollte, entzündeten sich Nachts in der Kirche, wo der Leichnam Alexander's lag, die Kerzen von selbst, und zwei Greise aus dem Altare hervortretend gingen zu seinem Grabe und sprachen: »Alexander stehe auf und rette deinen Verwandten Demetrius, der von Fremdländern überwältigt zu werden droht.« Alexander stand auf und entfernte sich. Ein frommer Mönch — der Kirchendiener — der alles dieses gesehen und gehört hatte, verkündete das Wunder den Vorgesetzten des Klosters, welche die irdischen Ueberreste Alexander Newsky's unverwest fanden und sie in einen Reliquienkasten legten. Gleich darauf erfolgten auch Heilungen Kranker. — Schon im Jahre 1341 und 1343 schlugen sich und siegten die Pskower im Vertrauen auf die Fürbitte der Fürsten Wsewolod und Dowmont; aber im J. 1374 erbauten sie eine steinerne Kirche im Namen des heiligen Dowmont.

Im Jahre 1380 begab sich Demetrius Iwanowitsch Donskoy, nach seiner Rückkehr von der Kulikowschen Schlacht ins Kloster zum ehrw. Sergius, um hier das Gedächtniss der im Kampfe gefallenen Krieger zu begehen. Dabei schlug er der Versammlung der Hirten vor, die Gedächtnissfeier der im Kampfe für den Glauben und das Vaterland Gefallenen alljährlich auf den Demetriussonnabend zu verlegen, d. h. auf den, der dem 26. October, dem Demetriustage, vorhergeht. Der fromme Gedanke ward gebilligt und ausser den Sonnabenden vor den grossen Fasten und vor Pfingsten — die von Alters her der Gedächtnissfeier verstorbener Verwandten gewidmet waren — behielt man auch den Demetriussonnabend (zur Todtenfeier) bei. —

Im J. 1395 verherrlichte der Grossfürst die, am Tage der Begegnung des Wladimirschen Muttergottesbildes erfolgte unerwartete Rettung Moscau's und Russlands von Tamerlan durch die Grundsteinlegung eines Klosters auf der Stätte der Begegnung selbst. Von der Versammlung der Hirten wurde dabei festge-

setzt: diesen Tag — den 26. August — in ganz Russland, aber in Moscau überdem noch durch eine Procession zu feiern, die von der Uspenskyschen (Mariae Himmelfahrts-)Kathedrale zum Sretenschen (dem Begegnungs-)Kloster unternommen werden solle.

Die neuen Festtage verlangten neue geistliche Lieder; es ist wenigstens bekannt, dass zu Ehren des Prälaten Petrus vom Rostowschen Bischofe Prochor († 1327) eine ganze gottesdienstliche Ordnung verfasst worden ist. Für jeden der übrigen neuen Festtage kann man mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass auch kurze Lobgesänge (Tropar) mit Hymnen zu Ehren der Heiligen (Kondak) geschrieben worden sind.

IV. Verwaltung der Kirche.

§. 22. Allgemeiner Blick auf die Kirchenverwaltung während der Mongolenzeit.

Im Wesentlichen blieb die Kirchenverwaltung dieselbe auch unter den Kaptschakschen Chanen, die ihre Unverletzlichkeit durch Freibriefe gesichert hatten. Nichts desto weniger machte sich das Joch der Mongolen Russland auch in der Kirchenverwaltung fühlbar. Die ungezähmte Willkühr des rohen Siegers fuhr auch nach der ersten Verwüstung noch fort, die Ordnung bald hier bald da zu stören. Beim ersten Blicke auf diese Zeiten des Blutvergiessens und der Verwüstung muss man sich mit Recht wundern, wie in einer so grausamen Zeit das Leben der oberen Kirchenhirten so lange erhalten werden konnte! Aber grade in den ersten Jahrzehenten der Mongolenherrschaft that ein Kirchenhirte Noth, der namentlich durch die lange Dauer seiner Verwaltung die herzustellende Ordnung einigermassen zu befestigen vermochte. Und das war eben der Fall mit dem ersten Metropoliten dieser Periode, der fast 40 Jahre (1243—1280) der Mongolenherrschaft hindurch die Kirche verwaltete. Nach ihm folgte eine Reihe Männer von grosser Heiligkeit und Weisheit, nach Maximus (1283—1304) der heilige Petrus (1308—1326),

der heilige Theognost (1328—1353), der heilige Alexis (1354—1377), der heilige Cyprian.

Unmittelbar vor dem Einfalle der Mongolen langte in Russland der Metropolit Joseph, ein Grieche, an. Was aus ihm während der furchtbaren Heimsuchung seiner Heerde geworden, ob er im J. 1240 unter den Trümmern Kiew's begraben oder ob er sich von da entfernt habe und anderwärts gestorben sei — davon sagt die Chronik nichts. So viel ist nur bekannt, dass alle Ordnung zerstört ward. Joasaph, Bischof von Ugrowesk in Galitzien, übernahm die Verwaltung der Metropolie; da er sich aber diese Autorität eigenmächtig ohne Zustimmung der Fürsten angemasst hatte, so ward er auch seines Bischofssitzes enthoben. Vom Jahre 1243 tritt Cyrillus, Bischof von Cholm, unter dem Namen eines Metropoliten auf. Die Fürsten des Südens erwählten ihn, denen er durch seine bürgerlichen Verdienste bekannt war. Aber das unentschiedene Verhältniss des Fürsten von Halitsch zur Horde und die allgemeine Verwirrung der Angelegenheiten erlaubten dem Cyrillus nicht früher als im J. 1250, sich behufs seiner Weihe nach Nicaea zum Patriarchen zu begeben. Aus Nicaea zurückkehrend, traf der erste Prälat in Kiew ein und begab sich von hier ohne Verzug nach den nördlichen Eparchieen seiner Metropolie, um diese zu inspiciren, besuchte Tschernigow, Räsan, Wladimir und Nowgorod. Bei dieser Inspection nahm der Metropolit zu verschiedenen Malen Unordnungen in dem Leben der Geistlichkeit und des Volkes, so wie viele Abweichungen von der kirchlichen Ordnung wahr. Der Wucher mit geistlichen Aemtern hatte sich vermehrt; bei Einsetzung zum geistlichen Amte war die geistliche Umsicht ausser Acht gelassen worden; dem christlichen Glauben widersprechende Gewohnheiten waren im Volke zurückgeblieben, ohne dass sie strafenden und bessernden Einspruch erfuhren; die Hirten hatten ihre Heerden selten inspicirt; selbst die Regeln der Kirchenordnung waren für viele im Dunkel geblieben, »verhüllt von hellenischer Weisheit«, — d. h. waren sowohl wegen Unkenntniss der Sprache wie aus Mangel einer genügenden Auslegung unverständlich geblieben.

Allem zuvor war der Metropolit bemüht, eine Abschrift der Kirchenregeln mit verständlichem Texte zu erhalten, als Grund-

lage der Verwaltung und guten Ordnung. Und im Jahre 1263 erhielt er aus Bulgarien von Swaetislaw, dem Statthalter des bulgarischen Fürsten, eine vollständige Abschrift sämmtlicher Regeln mit den Commentaren des Sonar, eine Abschrift, deren Uebersetzung nach einem vom Patriarchen selbst erhaltenen Exemplare gemacht worden war.

Die aufgeregte Zeit gestattete es nicht so bald, eine Versammlung zusammen zu berufen, die nöthig war, um die eingerissenen Unordnungen an den neu erhaltenen Kirchenregeln prüfen zu können. Im J. 1274 musste für Wladimir ein neuer Bischof geweiht werden. Diese Gelegenheit benutzte der Metropolit, um die ausgezeichnetsten Kirchenhirten dorthin zu berufen und namentlich: Dalmatus von Nowgorod, Ignatius von Rostow, Theognost von Perejaslaw und Simeon von Polotzk. Mit ihnen und dem neuen Bischofe, dem ehrw. Serapion, hielt der Metropolit eine Berathung. Die Versammlung, durchdrungen von der Pflicht der Hirten über Erfüllung der kirchlichen Regeln zu wachen, sprach in scharfen Ausdrücken von dem Elende, dem das Vaterland in Folge des Abweichens von dem Wege der Ordnung verfallen sei. »Welchen Nutzen — sagte sie — haben wir davon gehabt, dass wir die göttlichen Vorschriften missachtet haben? Hat uns Gott nicht über den Erdboden zerstreut? Sind nicht unsere Städte erobert worden? Hat die Schärfe des Schwertes nicht unsere Starken dahingerafft? Sind unsere Kinder nicht in die Gefangenschaft abgeführt worden? Stehen unsere heiligen Tempel nicht öde da? Schmachten wir nicht dahin unter dem täglichen Drucke frecher und gottloser Leute? Und alles das hat uns betroffen, weil wir die Regeln unserer heiligen Väter nicht befolgt haben!« Unter anderen stellte die Versammlung folgende Regeln guter Ordnung auf: a. Weder für die Installation eines Priors noch die eines Priesters soll man irgend eine Abgabe erheben oder ein Geschenk fordern, ausser sieben Griwen zum Besten des Clerus der Kathedralkirche. b. In Bezug auf die gute Ordnung unter dem Volke setzte die Versammlung fest, ungebührliche Spiele und Zweikämpfe sollen an Festtagen nicht geübt, die dabei Erschlagenen nicht mit einer gottesdienstlichen Feier bestattet werden, die Geistlichen

aber, die sich unterfangen sollten, über solchen die kirchlichen Gebräuche zu vollziehen, sollen ihres Amtes verlustig gehen.

§. 23. Uebertragung des Metropolitensitzes nach Wladimir und Moscau. Streitigkeiten über die Einheit der Metropolie.

A. Bis zum Tode Roman's.

Da Kiew und die benachbarten Städte zerstört waren und die Tataren in der Nähe von Kiew drohende Wacht hielten, so sah sich der Rest der Einwohner genöthigt zu fliehen, wohin jeder vermochte. Im Norden dagegen, in der Nähe des Grossfürsten, bestanden volkreiche Kirchen, die häufig das Bedürfniss nach dem Rathe des Metropoliten haben konnten, und deshalb wählte schon der Metropolit Cyrillus oft Wladimir zu seinem Aufenthaltsorte. Im J. 1299, als Kiew gänzlich verödet ward und die Einwohner vor der Gewalt und Grausamkeit der Mongolen nach allen Seiten hin entflohen, entfernte sich der Metropolit Maximus nach Brjänsk und fand es bald darauf für nöthig, den Metropolitensitz von Kiew ganz nach Wladimir zu verlegen. Er veranlasste Simeon, den Bischof von Wladimir, seinen Sitz in Rostow zu nehmen und blieb selbst mit seinem Clerus in Wladimir.

Wladimir war aber nicht auf lange Zeit Sitz der Metropoliten. Seine Fürsten entfremdeten sich durch Blutvergiessen und Zwistigkeiten die Liebe des Volkes. Der Prälat Petrus gewann den guten Moscowischen Fürsten Johann lieb und schaute im Geiste die Zukunft Moscau's. Im Frühjahre 1325 siedelte er ganz nach Moscau über, und im Jahre darauf überredete er den Fürsten, eine neue Kirche zu Ehren der Mutter Gottes aufzuführen, und sprach prophetisch zu ihm: »Wenn du mir gehorchst, mein Sohn, so wirst du dir und deinem Geschlechte grösseren Ruhm, als alle übrigen Fürsten haben, bereiten, deine Stadt wird vor allen Städten Russlands herrlich werden und die geistlichen Oberhirten werden in derselben wohnen; sie wird ihre Hand über der Schulter unserer Feinde erheben und unser Gott wird verherrlicht werden.« Die Vorhersage des Wunderthäters be-

gann schon unter Johann Kalita in Erfüllung zu gehen, den der Chan als Grossfürsten anerkannte.

Diese Entfernung des Metropoliten nach dem Norden konnte nicht verfehlen, die Bewohner des Südens zu betrüben. Gewohnt den Metropoliten in ihrer Nähe zu sehen, gaben die mächtigen Fürsten von Volhynien dem Wunsche Raum, einen eigenen Metropoliten für den Süden zu haben. Die Könige von Polen und die Fürsten von Litthauen, in deren Gewalt der Südwesten gefallen war, hegten aus politischen Gründen denselben Wunsch. Der Kiew-Moscowische Metropolit dagegen, in der Hoffnung, durch die Einheit der Metropolie auch die Einheit des Bekenntnisses wirksamer aufrecht erhalten zu können, wies zu Gunsten der ersteren auf die lange Dauer ihres Bestehens hin. Dadurch ward der Patriarch von Constantinopel und sein Rath in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, — und fast ein Jahrhundert hindurch dauerte die Schwankung der Meinungen und Entscheidungen in Betreff der Einheit der Metropolie.

Den Wunsch, einen besonderen Metropoliten für den Süden zu haben, drückte zuerst der Fürst von Volhynien, Wladimir Lwowitsch aus, der — wie der Metropolit Cyprian sagt — »das Bisthum von Halitsch in eine Metropolie zu verwandeln trachtete.« Der Fürst fertigte den volhynischen Abt, den heil. Petrus, nebst Brief und Gesandten nach Constantinopel ab, mit der Bitte, diesen Petrus zum Metropoliten von Halitsch zu weihen. Der Patriarch Athanasius weihte (1308) den Petrus zwar zum Metropoliten, doch nicht nur für das südliche, sondern für ganz Russland. Der Fürst aber verzichtete, wie man sieht, keineswegs auf seinen einmal gefassten Plan. Im J. 1317, unter dem Patriarchen Johannes Glika und dem Kaiser Andronicus, ward zu Constantinopel eine eigene litthauische Metropolie zu errichten beschlossen. »Der erste Metropolit unserer Frömmigkeit war Niphont, der zweite Petrus, der dritte Gabriel, der vierte Theodor. Alle vier nahmen den Sitz zu Halitsch ein.« So schrieb der König Kasimir im J. 1371. Man kann jedoch nicht dafür stehen, dass hier nicht mehr gesagt sei, als die strenge Wahrheit gestattet. Vom Metropoliten Petrus wissen wir bestimmt, dass — obschon man ihn zum Metropoliten von Halitsch zu haben begehrte —

er doch ein solcher nicht war. Theodor wird im J. 1331 als Bischof, nicht als Metropolit, von Halitsch aufgeführt, und in demselben Jahre inspicirte Theognost, der Metropolit von ganz Russland, auch die Bisthümer des Südens. Demohngeachtet schrieb die Kirchenversammlung vom J. 1347, dass zur Zeit der Unruhen in Constantinopel dem Metropoliten von Halitsch alle volhynischen Bischöfe untergeordet waren, der von Wladimir, von Chelm, von Peremyschl, von Luzk und von Turow. Aber dieselbe Kirchenversammlung, sich darauf gründend, dass in Russland von der Zeit an, da das russische Volk den wahren Gott erkannt, nur ein einziger Metropolit bestanden hatte, beschloss die frühere Anordnung eines eigenen Metropoliten für Kleinrussland aufzuheben und alle russischen Bischöfe der Leitung des einen Metropoliten zu subordiniren. Von diesem Beschlusse wurden die Fürsten des Südens wie des Nordens in Kenntniss gesetzt, aber der Metropolit von Halitsch nach Constantinopel beschieden. Theognost, »der sehr ehrwürdige Metropolit von Kiew und Exarch von ganz Russland« — wie der Kaiser ihn damals in seinem Briefe nannte — inspicirte in diesem Jahre abermals die südlichen Eparchieen. Im J. 1352 weihte der Patriarch von Ternowo (Bulgarien), wahrscheinlich auf Bitten eines der südlichen Fürsten, den Theodorit zum Metropoliten und schickte ihn nach Kiew; denn sonst — hiess es zur Entschuldigung dieses Verfahrens — würde der vom Oriente geweihte Sitz von Kiew wegen Entfernung des Metropoliten nach Moscau vacant bleiben. Diese Anordnung erregte wider sich nicht nur die Unzufriedenheit Theognost's, sondern auch die des Patriarchen von Constantinopel. Der bulgarische Patriarch hatte selbstverständlich kein Recht, einen Metropoliten für Kirchen zu weihen, die ihm nicht selbst subordinirt waren, ja er war selbst noch nicht einmal als Patriarch von der morgenländischen Kirche anerkannt worden. Die Constantinopolitanische Kirchenversammlung vom J. 1354 erkannte die Handlungsweise des Patriarchen von Ternowo für unüberlegt an und schrieb: dass, obschon der Metropolit seinen Aufenthalt in Wladimir genommen, Kiew doch sein erster und Hauptsitz bleibe, und designirte zum Nachfolger Theognost's, des Metropoliten von Kiew und ganz Russland, in

Uebereinstimmung mit dem Wunsche des Verstorbenen wie des Grossfürsten, den Wladimirschen Bischof Alexis. Der heilige Alexis, »der selbst keine Ehren suchte, aber von den Ehren gesucht ward« — durch Fürsorge für die Ruhe Russlands, wo die Fürsten nach dem Tode Simeons über die grossfürstliche Würde stritten — in Moscau zurückgehalten, eilte nicht sehr nach Constantinopel zu gehen, um dort die Weihe zu empfangen. Dort jedoch meldete sich aus Litthauen Roman und ward, wahrscheinlich auf Fürsprache der litthauischen Fürsten, wie nicht weniger um Theodorit entgegenzuarbeiten, zum Metropoliten geweiht. Als sich nun Alexis meldete, ward er gleichfalls geweiht in Uebereinstimmung mit dem früher gefassten Beschlusse.

Das brachte nun Verwirrung in die russische Kirche, deren Geistlichkeit nicht wusste, wem sie zu gehorchen hätte. Die Mehrheit der Stimmen — und mit diesen die Billigkeit — waren auf Seiten des heiligen Alexis; er war durch den Wunsch seiner Heerde erwählt, er war in Constantinopel bestätigt worden, er gab auch keinen Anlass, ihn des hohen Amtes für unwürdig zu halten. Darum verweigerte der Bischof von Twer die Gesandten Roman's zu empfangen und in Kiew ward Roman selbst nicht angenommen. Alexis begab sich im J. 1356 nach Constantinopel, wo Roman schon früher eingetroffen war. In Constantinopel bestimmte man, dass Roman Metropolit von Volhynien und Litthauen sein, Alexis aber für einen Exarchen des Patriarchen und für einen Erzbischof von Kiew und ganz Russland angesehen werden solle. Roman war mit dem ihm zugefallenen Theile nicht zufrieden; im J. 1360 kam er nach Twer und traf dort Verfügungen, ohne sich vorher mit Alexis verständigt zu haben. Der Fürst von Twer, der seiner in Bezug auf die Angelegenheiten mit Litthauen und den Twerschen Theilfürsten bedurfte, nahm ihn ehrenvoll auf, aber der Bischof Theodor wollte mit ihm nichts zu thun haben. Der heilige Alexis beklagte sich beim Patriarchen. Aus Constantinopel traf ein Sendschreiben ein, in welchem es hiess: »Da Roman nach seiner Ankunft in Kiew sich erkühnt hat, den Namen eines allgemeinen Metropoliten anzunehmen, so werden die Sakellarien (Schatzmeister) der Sophienkirche und der Diaconus Georgius nach Russland geschickt, um an Ort und

Stelle Einsicht in die Sachlage zu nehmen, so wie die eigenhändigen Zeugnisse der Bischöfe, Grossfürsten und anderer gewichtiger Männer einzuholen.« Im folgenden Jahre (1362) starb Roman.

§. 24.

B. Nach dem Tode Roman's.

Der Patriarch Philotheus, der nach dem Tode des Kallistes (1362) zum zweitenmal den Patriarchenstuhl eingenommen hatte, richtete ein Sendschreiben an alle Fürsten Russlands, dass sie sich dem Metropoliten von ganz Russland zu fügen hätten; er hatte selbst ein Schreiben angefertigt, in welchem gesagt war: »Wir verordnen, dass das litthauische Land sich für alle nachfolgenden Zeiten aus keinerlei Ursachen der geistlichen Verwaltung des Kiewschen Metropoliten entziehen solle, denn ein ähnlicher Fall hat schon Verwirrung und vielerlei Missstände hervorgerufen. Solcher Gestalt haben alle Anordnungen des gegenwärtigen und der nachfolgenden Metropoliten, wie sie in den ihm subordinirten Bisthümern gebräuchlich sind, auch für die litthauischen Bisthümer gesetzliche Kraft.« Aber dieses Schreiben wurde nach Russland nicht abgefertigt, wahrscheinlich, weil man schon erfahren, wie wenig sein Inhalt der in Litthauen herrschenden Anschauungsweise entspreche. Wie dem auch sei, im J. 1371 bat Kasimir, König von Polen, den Patriarchen Philotheus schriftlich, den gleichzeitig zu ihm entsandten Antonius, Bischof von Halitsch, zum Metropoliten zu weihen, wobei er schrieb: »Wenn es nicht Gottes Wohlgefallen und euer Belieben sein sollte, diesen Mann zu genehmigen, so klagt uns späterhin nicht an, wenn die traurige Nothwendigkeit eintritt, die Russen im lateinischen Glauben taufen zu lassen, da (Süd-)Russland keinen Metropoliten hat, das Land aber ohne Gesetz nicht bestehen kann.« Das war die Denkungsart nicht Kasimir's allein, Olgerd und die anderen Fürsten klagten, dass der Moscowische Metropolit ihre Bisthümer nicht besuche, und verlangten ebenfalls einen besonderen Metropoliten. Die Drohungen des Königs beunruhigten den Patriarchen. Die Kirchenversammlung beschloss, den Bischof Antonius zum Metropoliten von Halitsch zu erheben und ihm

die Bisthümer von Cholm, Turow, Peremyschl und Wladimir zu sudordiniren. Der Patriarch Philotheus setzte den heiligen Alexis von der Installation eines Metropoliten zu Halitsch in Kenntniss, schilderte ihm die Klagen der Fürsten und schrieb ihm: »Was blieb uns zu thun übrig? Wir rufen dich zum Richter auf, was würdest du selbst gethan haben? Ein Anderes wäre es, wenn der Herr des Landes orthodox und unseres Glaubens wäre, dann hätten wir wahrscheinlich noch gewartet . . . . . . Er war Willens, wie er sagte, sofort einen litthauischen Metropoliten einzusetzen und die Russen im lateinischen Glauben zu taufen. Urtheile also selbst, ob es heilsam gewesen, wenn es so gekommen wäre? Ich danke noch Gott, dass er (der König), ehe er zu solcher Massregel schritt, an uns schrieb und einen Metropoliten von uns forderte. Wir haben ihm Halitsch als Metropole gegeben mit den Bisthümern Wladimir, Peremyschl, Cholm, was alles unter der Botmässigkeit des Königs von Polen steht. Ausserdem haben wir ihm nichts gegeben, weder Luzk, noch irgend einen anderenOrt.« Nach dem Tode des Antonius erbaten sich die Fürsten des Südens einen Nachfolger desselben vom Patriarchen, und dieser weihte den Serben Cyprian im J. 1376 zu diesem Amte, mit der Bedingung, dass er nach dem Tode des Alexis Metropolit von ganz Russland sein solle. Cyprian hielt es für seine Pflicht, sich bei dem Fürsten von Moscau zu melden, um ihm das Schreiben des Patriarchen über seine Einsetzung vorzustellen. Der Fürst sagte, dass Moscau einstweilen, da der Prälat Alexis noch am Leben sei, eines neuen Metropoliten nicht bedürfe. In dieser Antwort drückte sich die Unzufriedenheit des Fürsten damit aus, dass die Wahl eines Nachfolgers des Prälaten Alexis ohne sein Wissen getroffen worden sei. Aus Nowgorod antwortete man dem Cyprian auf Mittheilung des Patriarchenbriefes in demselben Sinne, wie der Fürst von Moscau. Bei solcher Sinnesart des Fürsten ward es seinem Lieblinge, seinem Beichtvater und Siegelbewahrer Mitjay ein Leichtes, den guten Demetrius Joannowitsch im Widerspruche mit der Anschauungsweise des Patriarchen zu erhalten. Der Grossfürst bestürmte den Prälaten Alexis mit Bitten, den Mitjay zu seinem Nachfolger auf dem Metropolitenstuhle zu designiren. Diejenigen aber, deren geistiger Blick weiter reichte,

urtheilten anders über Mitjay. Der heilige Alexis suchte den Fürsten von seinem Vorhaben abzubringen; Sergius von Radonesch war derselben Meinung. Endlich sagte der Prälat Alexis zum Grossfürsten: »Ich kann dem Mitjay meinen Segen nicht geben; möge derjenige Metropolit werden, den Gott und die allerheiligste Gottesgebärerin genehmigen und der Patriarch mit seiner Kirchenversammlung erwählen werden.« Mitjay zeigte bald, wie wenig er eines so hohen Amtes würdig sei. Kaum war Alexis gestorben (1378), als Michael (Mitjay) die weisse Inful anlegte, sich mit dem Metropolitenmantel bekleidete, sich den Hirtenstab, das Siegel, die Messgewänder des Metropoliten aneignete und Abgaben zu erheben begann. Und nicht nur das, er lag auch dem Grossfürsten an darauf zu bestehen, dass die russischen Bischöfe ihn zum Metropoliten weihen möchten. Dem Dionysius, Bischofe von Susdal, der gegen ihn gesprochen hatte, drohte er sogar, ihm die Verbrämungen des Bischofsmantels mit eigener Hand abzutrennen. Aber die prophetischen Worte des Alexis und Sergius gingen an Mitjay in Erfüllung: er starb zur See auf seinem Wege nach Constantinopel (1379). Gewöhnlich öffnet jedoch die eine Abweichung von der guten Ordnung der anderen die Thüre. Pimenius benutzte die Papiere des verstorbenen Michael, um sich als den, von dem Fürsten erwählten Candidaten zum Metropolitenamte einzuführen. Der getäuschte Patriarch Nilus weihte im J. 1380 den Pimenius zum Metropoliten von Grossrussland, indem er Cyprian bei Litthauen beliess. Mittlerweile lud der Grossfürst, von dem Tode Mitjay's unterrichtet, den Cyprian 1381) nach Moscau ein, während er dem Pimenius die Zeichen seiner Würde abzunehmen und ihn nach einer öden Gegend des Nordens zu verbannen befahl. Der Fürst konnte aber seine Abneigung gegen den nicht von ihm erwählten Cyprian nicht überwinden, während man zu Gunsten des Pimenius anführte, dass er bei dem Patriarchen von den Bojaren des Grossfürsten selbst günstig empfohlen worden sei. So geschah es denn, dass man dem Cyprian bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit anzeigte (1383), er könne nach Kiew zurückkehren. Die zeitweilige Verwaltung des Kirchenregimentes übertrug man dem Pimenius und sandte zu gleicher Zeit den Susdalschen Erzbischof

Dionysius nach Constantinopel, um dort die Metropolitenweihe zu erhalten. Die Kirchenversammlung, die den Wunsch des Fürsten in Bezug auf Dionysius zu erfüllen beschloss, lud zu gleicher Zeit den Pimenius nach Constantinopel vor Gericht. Der zum Metropoliten geweihte Dionysius ward aber auf seinem Rückwege in Kiew (1384) von dem Statthalter des Fürsten von Litthauen angehalten und starb daselbst im Kerker am 15. October 1385. Der unverdienter Weise gekränkte Prälat Cyprian begab sich ebenfalls nach Constantinopel. Ihm fiel das Loos, eine Reihe von Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten erdulden zu müssen; auf seiner Reise ward er von, an der Donau nomadisirenden Volksstämmen ausgeplündert, während sein langer Aufenthalt in Constantinopel ihn zwang, sich in Schulden zu stürzen. Pimenius, der schon vor seinem eigenen Gewissen nicht ohne Schuld war, wurde nun auch von dem Bevollmächtigten des Grossfürsten, dem Archimandriten Theodor angeklagt, wollte aber nichts desto weniger Moscau an Cyprian nicht abtreten. Der Grossfürst sah jedoch ein, dass er sich selbst zu viel angemasst habe und dem Willen des Herrn zu wenig gefolgt sei, und darum stellte er die Entscheidung der Metropolitenangelegenheit der Constantinopolitanischen Kirchenversammlung ohne Rückhalt anheim. Pimenius kehrte im J. 1388 nach Moscau zurück, der Grossfürst erwies ihm aber keine Gewogenheit, und er war genöthigt, sich wiederum zum Gericht vor den Patriarchen zu verfügen. Die Versammlung setzte Pimenius im J. 1389 ab und erkannte Cyprian zum Metropoliten von ganz Russland an. Gleich darauf starb Pimenius, »und so hörte die Rebellion in der Metropolie auf« — sagt mit Genugthuung der Chronikenschreiber — »und es war nur Eine Metropolie für Kiew, Halitsch und ganz Russland.«

§. 25. Die Macht des Metropoliten in den Eparchieen und das Auflehnen der Nowgoroder wider dieselbe.

Die Gerichtsbarkeit des Metropoliten über die Eparchieen blieb auch unter den Mongolen dieselbe, die sie früher gewesen war. Zur Hülfe wählte er sich gewöhnlich einen Statthalter (Vicarius), und solcher waren unter Theognost: der Wladimirsche

Bischof Alexis, unter Alexis: der volhynische Bischof Athanasius, unter Pimenius: Gerasimus von Kolomna. Der Metropolit erhob — wie auch früher — die Würdigen zum Bischofsamte und sprach Recht über die Angeklagten, entschied die Beschwerdesachen der mit der Eparchialverwaltung Unzufriedenen und untersuchte bei der Inspection der Eparchieen den allgemeinen Zustand der Dinge. Man muss sich die damalige Lage Russlands lebhaft im Geiste vergegenwärtigen, um zu begreifen, mit welchen Beschwerden zu damaliger Zeit die Inspection der Eparchieen für den Metropoliten verbunden war; die durch Sümpfe und dichten Wald führenden Wege, die schon an und für sich gefährlich waren, wurden es noch mehr durch Schaaren tatarischer Streifzügler und russischer Freibeuter. Man muss sich über die mühevolle Thätigkeit des Metropoliten Cyrillus wundern, der während seiner langjährigen Verwaltung kaum ein Jahr hindurch an einer und derselben Stelle verblieb. Darum ist es leicht begreiflich, dass die monatlichen Gerichtssitzungen des Metropoliten in den Eparchieen mit Ausgaben zu seinem und seines Gefolges Unterhalte verbunden waren. Aber nirgends begegnen wir einer Unzufriedenheit mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit des Metropoliten. Im Süden bedauerte man im Gegentheile, dass der Moscowische Metropolit die Eparchieen so selten besuchte. Nur die Nowgorodsche Ungebundenheit kam zu Zeiten in Aufregung und strebte eine Unabhängigkeit von der Gerichtsbarkeit des Metropoliten an.

Zum erstenmal äusserste sich die Unzufriedenheit der Nowgoroder unter dem Metropoliten Theognost. Nach dem Besuche des Prälaten (1341) in Nowgorod sprach man daselbst: »Schwer war der Besuch des Metropoliten für den Erzbischof und die Klöster wegen seines Unterhaltes und der zu machenden Geschenke.« Im J. 1353, nach dem Tode des Metropoliten Theognost und des Grossfürsten Simeon, schickten die Nowgoroder und ihr Erzbischof Gesandte nach Constantinopel mit Klagen »über die ungebührlichen Dinge, die sie durch Vergewaltigung des Metropoliten zu ertragen hätten.« Die Gesandten kehrten mit der Entscheidung des Kaisers und des Patriarchen zurück, aber das Schreiben des Patriarchen bestätigte die frühere

Ordnung der Dinge. Im J. 1384, unmittelbar nachdem die Nowgoroder gezwungen worden waren, dem Grossfürsten, ebenso wie das Gebiet von Moscau, die schwarze Steuer (eine Poltina vom Dorfe) zu entrichten, beriefen sie eine Volksversammlung und verpflichteten sich feierlich durch einen Eid, sich in keinerlei kirchlichen Streitigkeiten an den Metropoliten zu wenden, sondern dieselben vor ihrem Erzbischofe unter Hinzuziehung weltlicher Beamten zu verhandeln. Zu gleicher Zeit beschränkten sie die Rechte und Einkünfte des Grossfürsten. Im J. 1391 kam der Metropolit Cyprian selbst nach Nowgorod; man nahm ihn ehrenvoll auf, schmeichelte ihm mit Geschenken, als er aber verlangte, dass sie nach altem Herkommen die streitigen Sachen seiner Entscheidung vorlegen sollten, antworteten Alle: »Wir haben einen Eid gethan, dass wir von der Gerichtsbarkeit des Metropoliten nicht abhängen wollen, und haben darüber eine schriftliche Urkunde aufgesetzt.« Der Metropolit entgegnete, er wolle sie ihres Eides entbinden, die Nowgoroder wollten aber nichts davon hören. Nach langen und fruchtlosen Vorstellungen verliess der Metropolit Nowgorod, ohne den Widerspenstigen seinen Segen zu ertheilen, und setzte den Patriarchen davon in Kenntniss, zu dem auch die Nowgoroder ihre Klagen sandten. Der Patriarch Antonius schrieb ihnen, dass er den von dem Metropoliten über die Widerspenstigen ausgesprochenen Kirchenbann bestätige, und mögen sie immerhin drohen, Lateiner zu werden, — der Metropolit habe ihnen billige Vorstellungen gemacht und ihm stehe volle Gewalt über sie zu. Zugleich fertigte der Patriarch einen Bevollmächtigten, den Metropoliten von Bethlehem ab, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Der Grossfürst selbst nahm sich der Sache an, die mit seiner eigenen eng verknüpft war, da sich Nowgorod auch geweigert hatte, die schwarze Steuer an ihn zu entrichten. Die Sache kam bis zum blutigen Kriege. Die Nowgoroder sahen sich (1393) gezwungen nachzugeben, versprachen dem Fürsten die schwarze Steuer pünktlich zu zahlen, schickten dem Metropoliten ihre schriftliche Urkunde zu und der Metropolit sandte ihnen seinen Segen. Ein Chronikenschreiber fügt bei dieser Gelegenheit hinzu: »Wundere dich darüber nicht, die Handlungsweise der Nowgoroder war gewöhn-

lich eine solche . . . sie sind rauhe, ungehorsame, halsstarrige und unbeständige Leute. Welchen Fürsten haben sie nicht beleidigt? Welcher Fürst hat es ihnen recht machen können?«

Der Metropolit Cyprian, von den Unordnungen in der Kirchenverwaltung tief bekümmert, that sein Möglichstes, um dieselbe in Ordnung zu bringen. Als er sich von Constantinopel nach Russland begab, hatte er die beste Abschrift der griechischen Kirchenregeln mit sich genommen und übersetzte sie in seiner freien Zeit in die slavonische Sprache. Sich in dem stillen Dorfe Golenischtscheff mit Büchern beschäftigend, fand er die alten Statuten Wladimir's und Jaroslaw's auf, welche die Anwendung der griechischen kirchlichen Verordnungen auf das russische Leben regelten, und theilte dieselben dem Grossfürsten Basilius mit. Der Grossfürst bestätigte, nach mit dem Metropoliten und den Bojaren gepflogener Berathung, diese Statuten und erhob sie zum herrschenden Gesetze. Der Grossfürst und Metropolit fanden bei Vergleichung des Nomocanon mit dem damaligen Zustande der Dinge es für nöthig, eine neue, dem russischen Leben entsprechende Beilage zum Nomocanon zu verfassen, und gaben ein Kirchen-Gesetzbuch über die Kirchen-Gerichte und Abgaben heraus.

§. 26. Die Eparchieen. Grenzen des Saraischen Erzbisthums. Vermehrung der Archimandriten und Oberpriester. Eparchialverwaltung.

Der Frömmigkeit der volhyno-halitschen Fürsten hatte es die Kirche zu verdanken, dass, als vor Einbruch Batu-Chans die Belgorodsche und die Jurjewsche Eparchie zu der von Polotzk vereinigt wurden, im Laufe des 13. Jahrhunderts zwei neue Bisthümer in Lutzk und Cholm entstanden. Die volhynischen Hirten erfreuten sich einer ganz besonderen Achtung, und einige von ihnen stellt der volhynische Chronikenschreiber in einem glänzenden Lichte dar, unter ihnen Ioasaph »der glückselige und ehrwürdige, von dem heiligen Berge berufene Prälat«, aus dem Kloster, das nahe bei Wladimir lag — und Cosmus »der fromme und demüthige Gerechte«. Die Eparchie von Perejaslaw ver-

blieb zwar unter Batu ohne eigenen Bisc
mit der neuen Saraischen vereinigt. Die
Eparchie, die Batu verwüstet hatte, blieb
des 13. Jahrhunderts ohne eigenen Hirten
Eparchie in Twer errichtet. Im 14.
Erzbischofe von Tschernigow sein S
angewiesen, weshalb er Erzbischof
Tschernigow genannt wurde. Neu
Kolomna (1350), in Perm un
Wladimir ward mit seinen Be
Metropoliten zugetheilt, dafür
gestiftet. Pskow, das nac
Nowgorod strebte und Bess
thauen erwartete, bemühte
einen eigenen Bischof zu e
vom Metropoliten abschl
sogar Gewalt zu brauche
Zeit ins Amt erhoben,
senius die Weihe vers
durch ein aus Kiew a
den, — es kam bis z
die heilige Sophia w
der Chronikenschrei

Die Grenzen
mal zum Zankapfe
Nähe, in welcher
theile vom Bisch
den Einwohner
selbst wünsch
leibt würden,
Recht der Z
Eparchie für
Metropolit T
in Augens
des Sarai
von Räs
und di

Ja-
aus
ver-
Sees
sich eine
mit dem
baute Zellen
nend, baten
noissitz wie-
enheit.
verwaltung war
n worden, die
wurde, denen
entführung bei-
nem Popen-
Jahrhunderte
Ober- oder
Theilnahme an
nd aus der Mitte
Vollstrecker der
Oberhirten
wenig, weil mi
ang der Mittel zum
ein eigenes Kirch-
chten.
en der russischen
gewisse weltliche
der geistlichen Ver-
esonders u. unruh-
rungsbeamten. —
weltlichen Brüdern —
für die
waren,
sodass
Bojare
Herrin

heiligen Petrus vorlegte, — da erklärte er, dass er die Verfügung seiner Vorgänger nicht annulliren könne. Der Prälat Alexis, als er zu Räsan einen neuen Bischof — Basilius — installirte, bestätigte abermals die frühere Entscheidung.

Der Patriarch Nilus ertheilte im J. 1382 dem eifrigen Bekämpfer der Irrlehre der Strigolniks, dem Susdalschen Bischofe Dionysius, die erzbischöfliche Würde, die auch auf seine Nachfolger übergehen sollte. Etwas später ward zu derselben Würde auch Theodor, Bischof von Rostow erhoben, der würdige Neffe des ehrw. Sergius.

In dieser Periode sehen wir in der Reihe der Bischöfe auch einige Fürsten, was ein günstiges Zeugniss für die Frömmigkeit derselben ablegt und besonders für die damaligen Zeiten nöthig war.

Der Räsansche Erzhirte Basilius († 1294) bot in dieser Periode ein recht schlagendes Beispiel von der Gnadenfügung dar, mit der die göttliche Vorsehung die Unbilligkeit eines Richterspruches darthut, den sich eine Heerde ohne Berechtigung über ihren Hirten angemasst und ohne genügenden Grund gefällt hat. Das Volk hatte Basilius in Verdacht, ein für einen Hirten unschickliches Leben zu führen, und beschloss daher den Prälaten zu vertreiben oder zu tödten. Der Prälat versicherte das Volk von seiner Unschuld, aber ohne Erfolg. Zuletzt sagte er: »Väter und Brüder, gebt mir Zeit bis zum Morgen, bis zur dritten Stunde.« Darauf brachte er die ganze Nacht im Gebete zu, hielt eine Liturgie, sang eine Fürbitte vor dem Bilde der Mutter Gottes, welches der heil. Fürst Constantin aus Kiew mitgebracht hatte, nahm dieses Bild mit sich und ging an die Oka hinaus. Dort war für ihn ein Fahrzeug bereitet worden, — er aber breitete seinen Bischofsmantel über dem Wasser aus, trat mit dem Bilde auf denselben und schwamm — vom Winde fortgetrieben — auf der Oberfläche des Flusses dahin. Solches trug sich in Murom zu, wo damals der Bischofssitz bestand. Die rohen Bewohner Murom's, von diesem Wunder betroffen, bereueten bitter ihre Versündigung. Der Prälat aber entfernte sich nach Räsan, wo er seinen Bischofssitz aufschlug. Ein ähnliches Beispiel eigenmächtigen Urtheils über den Hirten gab die Rostowsche Heerde. Der

Verleumdung gegen das reine, heilige Leben ihres Prälaten Jacob Glauben schenkend, vertrieben ihn die Rostower (1388) aus der Stadt und erklärten ihn der bischöflichen Gewalt für verlustig. Der demüthige Prälat entfernte sich an das Ufer des Sees Nero, und hier, zwei Werst von der Stadt, erbaute er sich eine einsame Hütte. Bald fing man an zu ihm zu kommen, mit dem Verlangen, seine Abgeschiedenheit zu theilen. Er erbaute Zellen und eine Kirche. Die Rostower, ihren Irrthum einsehend, baten den Prälaten, zu ihnen zurückzukehren und den Bischofssitz wieder einzunehmen, er jedoch blieb in der Abgeschiedenheit.

Zur Hülfe der Oberhirten bei der Eparchialverwaltung war die alte, vermittelnde Bezirksverwaltung beibehalten worden, die von geistlichen Bezirksvorstehern gehandhabt wurde, denen Djake (Schreiber) und Unter-Djake für die Schriftführung beigegeben waren. Im J. 1343 begegnet man einem Popen-ältesten (Propst) Thomas, in Pskow. Vom 14. Jahrhunderte an wurde die Zahl der Archimandriten und Ober- oder Erzpriester vermehrt. Den letzteren war eine Theilnahme an der Verwaltung der Clerisei zugewiesen, während aus der Mitte der ersteren theils zeitweilige, theils bleibende Vollstrecker der administrativen und gerichtlichen Verfügungen der Oberhirten gewählt wurden. Das war auch deshalb nothwendig, weil mit der Vermehrung der Kirchen und der Erschöpfung der Mittel zum Unterhalte der Clerisei, einige Priester — die kein eigenes Kirchspiel hatten — eine besondere Aufsicht erheischten.

Da nach dem Nomocanon und den Statuten der russischen Fürsten ausser den eigentlich geistlichen, auch gewisse weltliche Angelegenheiten und Personen zum Ressort der geistlichen Verwaltung gehörten, diese Verhältnisse aber, besonders in unruhigen Zeiten, die Theilnahme weltlicher Regierungsbeamten — als Vermittler zwischen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit — erheischten, solche auch noch besonders für die ökonomische Verwaltung des Kirchenvermögens nöthig waren, so erschienen bald, zuerst bei dem Erzbischofe von Nowgorod, sodann bei dem Metropoliten und den übrigen Bischöfen auch Bojare mit einem Schatzmeister, Stolnik (Tischaufseher), Wojewoden (Heerführer) und Aufsehern.

§. 27. Unterhalt der Geistlichkeit. Urtheil des heiligen Cyprian über Kirchengüter.

Die mongolischen Chane, die überhaupt die Gesetze und Gewohnheiten des russischen Landes nicht aufhoben, die überdem auch sagten: »wir nehmen nicht, was Gott gegeben ist; wer sich aber Gut zueignet, das Gott gehört, der wird schuldig sein« — tasteten die Vorrechte nicht an, deren die Geistlichkeit vor der Mongolenherrschaft genossen hatte. Darum blieb die Geistlichkeit auch unter ihnen frei von Abgaben, verwaltete ihre bisherigen Ländereien und konnte neue Schenkungen entgegennehmen. Es ist aber leicht begreiflich, dass diese Vorrechte unter den Mongolen eben so wenig zuverlässig waren, als dazumal irgend Jemand selbst seines Lebens sicher sein konnte. Ueberdem unterwarfen die Mongolen diese Vorrechte der Geistlichkeit auch gewissen Einschränkungen. Nach den Jarliks des Mengu-Temir und Usbek wurden diejenigen Kinder geistlicher Personen, die noch zu keinem Kirchenamte geweiht worden waren und abgesondert von ihren Vätern wohnten, der steuerpflichtigen Klasse zugezählt, während sie vor der Mongolenzeit unbedingt dem geistlichen Ressort angehört hatten. Nur gegen Ende der Mongolenperiode vermehrten sich die liegenden Gründe der Geistlichkeit in bedeutenderem Grade, — übrigens nur bei den Kathedral-, Stadt- und Klosterkirchen; die Dorfgeistlichkeit musste sich gleich ihren Eingepfarrten, von den Früchten der ihr zugewiesenen und von ihr bearbeiteten Ländereien ernähren. Nur zuweilen erhielt sie zur Unterstützung einen Theil der Kircheneinnahmen. Andere Kirchen waren durch die Freigebigkeit frommer Fürsten sicher gestellt. An einigen Orten waren die Diaconen und Kirchendiener bei Landkirchen zugleich Dorfschreiber und erhielten von den Dorfschaften einen stehenden Gehalt, während die Priester sich an den Dorfgerichten betheiligten und somit ihren Antheil an den Gerichtsgebühren erhielten.

Der Metropolit Cyprian schrieb an den Abt Athanasius: »Du fragst mich in Bezug auf das Dorf, welches dir der Fürst für das Kloster gegeben hat, wie und was mit demselben zu thun sei?

Höre denn meine Antwort und nimm meinen Rath an. Wenn du mit deiner Brüderschaft auf Gott vertraust und Gott dich bis hierher genährt hat, so wird er dich auch fernerhin ohne Dorf ernähren. Warum also dich durch weltliche Sorgen binden und, statt an Gott zu denken und ihm allein zu dienen, nun auch an Dörfer und weltliche Geschäfte denken? Vergiss auch das nicht. So lange ein Mönch ohne weltliche Sorgen leben kann, bleibt er mit allen Laien in freundlicher Verbindung, wird von allen geliebt und geachtet. Wenn er sich aber durch Länderbesitz und weltliche Geschäfte bindet, dann ist er nothgedrungen, Fürsten und Gebieter anzugehen, gerichtliche Entscheidungen nachzusuchen, für die Beleidigten einzustehen, zu streiten und sich zu vergleichen, und muss, um seine Leute vor Beeinträchtigungen zu schützen, wider seinen Willen mühevolle Arbeit übernehmen und seine Regel vernachlässigen . . . Ist es darum möglich, so verfahre folgendermassen: möge das Dorf dem Kloster verbleiben, doch nur unter der Bedingung, dass kein Mönch sich mit demselben zu schaffen mache, sondern es einem gottesfürchtigen Laien anvertraut werde. Möge dieser für alles Sorge tragen und dem Kloster das Korn und andere Dinge fertig liefern.« — So urtheilte der Prälat über die liegenden Gründe.

§. 28. Mitwirkung der geistlichen Gewalt zum Nutzen des Staates.

In der Periode der tatarischen Knechtschaft offenbarte sich besonders der Geist der rechtgläubigen Kirche, die ihr eigenes Schicksal niemals von dem des Staates trennte und stets eine treue Mitwirkerin seines Wohles war. Das Vermögen, welches die Kirche besass, diente der Nothdurft des leidenden Volkes. Die Kirchenbauern bereicherten nicht die Kirche, sondern im Genusse ihrer Gefahrlosigkeit und unter dem Schutze der mitleidigen Kirche vor Armuth gesichert, liessen sie dem Staate ihre Hülfe angedeihen. Mannschaft für den Krieg und Abgaben für die Bedürfnisse des Fürsten wurden auch von den Kirchenbauern gestellt und geleistet. In der bittern Zeit der unumschränkten Gewalt der Mongolen trauerten die Kirchenhirten zugleich mit

dem Volke über das harte Schicksal, das sie ereilt, und bemühten sich, die Wunden des Volkes durch die Hülfsmittel des Glaubens zu heilen. Als Zeugniss dafür dienen unter anderen die Predigten des Prälaten Serapion. Als die Vorsehung erkennen liess, dass die Zeit der Prüfung sich ihrem Ende nähere, waren es besonders die Geistlichen, die früher als alle Uebrigen die Fürsten und das Volk zu dem festen Entschlusse beseelten, männlich gegen die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes aufzutreten. So wirkte der ehrw. Sergius, so wirkten auch andere. Bischöfe und Metropoliten sagten den Fürsten die Wahrheit, ohne Furcht für, und ohne Rücksicht auf ihre eigene Lage. »Wo werden unsere Richter in jener Welt sein?« fragte der Fürst von Polotzk den Twerschen Bischof Simeon. »Eben da — antwortete dieser — wo auch die Fürsten sein werden.« Dem Fürsten behagte diese Antwort nicht und er sprach: »Der Richter richtet nicht recht, nimmt unerlaubte Sporteln, thut Böses; aber was thue ich denn?« Der Bischof antwortete: »Wenn der Fürst gut und dem Volke gnädig ist, darum auch einen guten, gottesfürchtigen, klugen, Gerechtigkeit liebenden Gebieter über dasselbe setzt, so wird der Fürst ins Paradies kommen und der Richter mit ihm. Wenn aber der Fürst, uneingedenk der Furcht Gottes, den Christen nicht gnädig ist, einen bösen und unverständigen Gebieter einsetzt und diesem — wenn er ihm, dem Fürsten, nur die Einnahmen mehrt — freie Hand lässt, die Leute zu verderben und über sie herzufallen, wie ein hungriger Hund über das Aas, so wird der Fürst und mit ihm sein Richter in die Hölle kommen.« Die Metropoliten hatten bei ihren Inspectionsreisen durch die Eparchieen nicht nur die Einführung und Befestigung der kirchlichen Ordnung im Auge, sondern waren eben so sehr für den Wohlstand des Staates thätig, indem sie in evangelischem Geiste auf das Gewissen des Volkes wie der Fürsten einwirkten. In Bezug auf die Beschränkung der verderblichen Polyarchie so wie der allmähligen Einführung der wohlthätigen Alleinherrschaft verdankt Russland viel den christlichen Bemühungen der Kirchenhirten. Wir lesen in den Chroniken fast von keinem einzigen Streite der Fürsten, von keiner auflodernden Herrschbegierde, die nicht der Metropolit entweder selbst oder durch die Bischöfe

zu beschwichtigen bemüht gewesen wäre. »Mein Sohn — sprach der Prälat Petrus zum Fürsten von Brjänsk — theile das Fürstenthum mit Basilius oder verlass die Stadt und beginne keinen Kampf.« Der Fürst Demetrius Michailowitsch von Twer wollte (im J. 1311) das Grossfürstenthum Wladimir an sich reissen, »aber der Metropolit (der heil. Petrus) gab ihm nicht seinen Segen dazu, den Thron von Wladimir einzunehmen.« Besonders schwer war die Amtsführung für den frommen und aufgeklärten Hirten Theodor (1342—1360) von Twer. Die Twerschen Fürsten, die unter sich verwandt waren, lagen in ewigem Streite mit einander. Litthauen, das nicht sowohl aus Verwandtschaft, als vielmehr aus politischen Gründen sich in diesen Streit gemischt hatte, verstärkte denselben nur noch mehr. Theodor, von diesen Zwistigkeiten niedergedrückt, bat (im J. 1358) den Prälaten Alexis, ihn von der Last der Verwaltung zu befreien und in Ruhestand zu versetzen, allein der Metropolit beredete ihn, den Dienst für die Kirche und das Vaterland fortzusetzen. — Wie vieler Arbeit und Mühe unterzog sich der heilige Alexis für das Vaterland und den Grossfürsten! Seiner Verwendung dankte Russland die Rettung vor den Grausamkeiten Berdi-Beks. Durch seine Bemühungen besonders befestigte sich die Macht des Grossfürsten von Moscau. Auf sein Geheiss ging der ehrw. Sergius nach Nischnji-Nowgorod, um den Fürsten Boris zu überreden, dem älteren Bruder das ihm Zustehende abzutreten und keinen Krieg anzufangen. Der Fürst wollte sich dem Grossfürsten und dem Metropoliten nicht fügen, und Sergius in Uebereinstimmung mit dem Willen des Prälaten schloss alle Kirchen in Nischnji-Nowgorod; eine gewaltige Massregel, aber unumgänglich nothwendig bei den Umständen der Zeit. Olgerd fühlte den Einfluss, den der Prälat Alexis auf die Kräftigung des Moscowischen Fürstenthums übte; es war ihm ärgerlich, dass das Wort des Prälaten den Plan des litthauischen Fürsten vereitelte, der die Theilfürsten gegen den Fürsten von Moscau aufgewiegelt hatte, und er beklagte sich bei dem Patriarchen: »Von der Zeit unserer Väter bis jetzt ist ein solcher Metropolit nicht dagewesen, wie der jetzige; er giebt den Moscowitern seinen Segen zum Blutvergiessen! ..... Und wer bei mir das Kreuz geküsst (d. h. den

Eid geleistet) hat und zu ihm überläuft, den entbindet der Metropolit seines Eides.« Die unaufhörlichen Streitigkeiten der Fürsten bewogen den Grossfürsten das Schiedsgericht einzuführen, in welchem der Metropolit der Vermittler zwischen zwei streitenden Personen war, die er durch seinen hirtlichen Zuspruch zur Beilegung ihrer Zwistigkeiten veranlasste. Die Macht des Metropoliten erschien Nowgorod unerträglich, nicht an und für sich selbst, nicht durch die Abgaben, sondern dadurch, dass sie einerseits eine Moscowische, also für Nowgorod eine fremde Macht war und andererseits die Macht des Grossfürsten in ihrem Gefolge hatte. So war denn auch hier die Macht des Metropoliten die Hüterin der Einheit des Volkes, das sie vor der Zwietracht bewahrte wie vor der Knechtschaft unter dem fremdländischen und andersgläubigen Joche. Sie besänftigte ebenso die leidenschaftlichen Aufregungen der Volksversammlungen, die immer zum Schaden, nicht nur des allgemeinen, sondern selbst des eigenen Wohles zu handeln bereit waren!

V. Das christliche Leben.

§. 29. Das christliche Leben unter dem Einflusse des Tatarenjoches.

Wen der Herr liebt, den züchtigt er! In seinem weisen Plane war das Joch der Mongolen eine Massregel der Liebe, die den moralischen Gebrechen des russischen Volkes das dienliche Heilmittel entgegensetzte. Was wurde nun das Volk unter diesem Joche? Allem zuvor weckte das allgemeine Elend das Gefühl der Reue in ihm. Das beweisen die historischen Denkmäler. Unwillkürlich trat den Russen das Beispiel der Niniviten vor Augen und sie thaten gleich ihnen Busse; sie gedachten Israels in der Gefangenschaft Egyptens und wandten sich vom Irdischen zu Gott empor. Zugleich verliess der Gedanke das Volk nicht, dass es selbst ein christliches Volk, aber seine grausamen Dränger Ungläubige, Gottgehässige seien; so wurde der Gedanke von der Vorzüglichkeit des christlichen Glaubens zur Grundlage

seines Lebens. Dieser Gedanke ermuthigte das Volk, wenn die Bekümmerniss bis in die Tiefe der Seele drang, und liess dasselbe die Lehre des Christenthums über alles hoch schätzen, wie er es das zu meiden bewog, was denen, die den Namen Christi nicht ehrten, lieb war. Darum blieben die Russen zwei Jahrhunderte der Knechtschaft hindurch mit der früheren Liebe dem Vaterlande zugethan und nahmen von den Tataren nicht deren räuberische Wildheit an. Inmitten harter Prüfungen bildete dieser Gedanke die Festigkeit im Charakter des Volkes, die Standhaftigkeit in seinen Grundsätzen aus. Da, wo der christliche Geist die Seele segensreich durchdrungen hatte und den Kräften derselben eine höhere Richtung gab, scheute die Liebe zu Gott keine Beschwerden und keine Arbeit, wie hart und schwer dieselben auch sein mochten. Ehrfurcht vor dem Glauben und dem Namen Christi war die allgemeine Stimmung Aller. Der Geist herrschsüchtiger Zwietracht bewegte zwar in den ersten Jahren des Mongolenjoches die Herzen der Fürsten noch ebenso wie früher; dann aber beschwichtigte er sich allmählig und machte immer mehr und mehr dem Geiste der Sanftmuth Platz. Die Fürsten mussten, wollten sie oder wollten sie nicht, sich daran gewöhnen, ihren Ruhm nicht in ihrem Schwerte zu suchen, sondern in dem Willen Gottes und der demüthigen Unterwerfung unter denselben; sie begannen unwillkürlich sich Brüder zu nennen.

Es ist sonderbar aber thatsächlich: die Nowgoroder, die Batu bei sich nicht gesehen hatten, die entfernt von der Kaptschakschen Horde selten von den Plünderungen und Gewaltthätigkeiten der Tataren heimgesucht worden waren, die Nowgoroder haben sich während der Mongolenperiode durch wilde Ungezähmtheit und Schandthaten befleckt, wie sie in den anderen Gegenden Russlands nicht wahrgenommen wurden. Das ist ein deutlicher Beweis, wie nöthig und heilsam das Joch war, das die göttliche Vorsehung Russland auferlegte. Wie viele ihrer Bürgermeister haben die Nowgoroder in den Wolchow gestürzt! Wie oft haben sie Unschuldige ausgeplündert und getödtet! Wie oft haben sie Aufruhr und Bürgerkrieg angestiftet und sich in Rebellion gegen den Grossfürsten erhoben! Mehr wie einmal sind Nowgoroder Freibeuterschaaren ausgezogen, um Städte in Brand

zu legen, das Volk zu plündern und die, welche ihnen nach dem Glauben und nach dem Blute Brüder waren, zu tödten. Selbst die Spiele der Nowgoroder trugen den Charakter frecher Zerstörungssucht an sich. So verpflichteten sie sich im J. 1358 durch einen Eid, bei ihren teuflischen Spielen nicht mehr die Fässer zu zerschlagen.

Es ist aber auch nicht zu verwundern, wenn die Christen des östlichen und mittleren Russlands, unter dem harten Joche der Knechtschaft, unter der Herrschaft ungezähmter Willkür — die im Schwert und in der Verwüstung ihren Zeitvertreib fand — keine Weichheit der Sitten zeigten. Daher sah sich der gutmüthige Fürst Demetrius gezwungen, die Todesstrafe einzuführen, während doch Monomach gesagt hatte: »tödtet nicht den Schuldigen — das Leben eines Christen ist geheiligt.« Früher genügte eine Geldstrafe, um von Diebereien zurückzuhalten, — im 14. Jahrhunderte hing man die Diebe auf, für andere Verbrechen gab man die Knute. Ebenso natürlich war es, dass die Russen zur Zeit der mongolischen Gewaltherrschaft einen guten Theil ihrer vertrauensvollen Treuherzigkeit einbüssten! Die bittere Noth zwang sie, sich durch List zu schützen, wenn sie nicht im Stande waren, der Gewaltthätigkeit mit der Gegenwehr der Männlichkeit zu begegnen. Das war der Tribut, den die Schwachen der prüfungsvollen Zeit darbrachten!

§. 30. Eine andere Heimsuchung Gottes: die Pest.

Im Jahre 1352 brach in Russland eine furchtbare Seuche aus, — der schwarze Tod. Sie hatte bereits im Osten, in Griechenland und dem übrigen Europa Millionen hingerafft. In Pskow blieb das erste Mal, vom Frühjahre bis zum Winter, kaum der dritte Theil der Einwohner übrig. Den Priestern gebrach es an Zeit zu den Amtsverrichtungen in den Häusern. Jeder Priester fand am Morgen bis 30 Leichen in seiner Kirche; auf den Gottesäckern mangelte der Raum, man begrub ausserhalb der Stadt, in den Wäldern. Da entschleierte das Elend die Herzen der Menschen! Anfangs dienten die Gewinnsüchtigen den Sterbenden mit Bereitwilligkeit, angelockt durch die Hoffnung der Erbschaft.

Als sie aber sahen, dass nicht nur die Kranken selbst, sondern auch ihre Kleidungsstücke, ihr Eigenthum den Tod gaben, — da mussten auch die Reichen vergebens auf Beistand warten, da schied der Kleinmuth selbst den Sohn vom Vater, die Tochter von der Mutter, den Bruder vom Bruder. Zu derselben Zeit aber eilten die Besseren, selbst Fremde zu bestatten, hielten für sie Todtenmessen und beteten inmitten von Särgen. Viele beeilten sich, die Welt zu verlassen und sich in einem Kloster einzuschliessen, sie vermachten ihre Habe den Kirchen und Klöstern und spendeten reichlich den Armen. Andere bereiteten sich in ihren Häusern zu einem christlichen Ende vor. Nach allgemeinem Beschlusse sandte man zum Erzbischofe und liess ihn bitten, nach Pskow zu kommen, um für die Heerde zu beten. Basilius umging die ganze Stadt mit der versammelten Geistlichkeit und unter Vortragung der Heiligenbilder. Das Volk rief mit Thränen: »Herr, erbarme dich!« Zum Winter nahm die Seuche ab. Aber in demselben Jahre verbreitete sie sich aus dem Nowgorodschen Gebiete rasch über ganz Russland. In Gluchow und Belosersk blieb kein einziger Mensch am Leben. Bis zum J. 1425 kehrte die Seuche fünfmal wieder und überzog fast ganz Russland, viermal brach sie in Pskow, zweimal in Smolensk aus, in ersterem aber mit solcher Heftigkeit, dass nicht 10 Menschen am Leben blieben. Besonders heftig wüthete sie in Nowgorod und dessen Umgebungen; in Zeit von zwei Jahren wurden drei Begräbnissplätze überfüllt und in sechs Monaten starben — nach den Worten eines Historikers — gegen 80,000 Menschen. Die Strafe des Himmels setzte die verstocktesten Herzen in Furcht, die sanftmüthigen ergaben sich mit Demuth in den Willen Gottes. Die Reuigen bereiteten sich unter Fasten und Gebet zum Tode vor, liessen sich klösterlich einkleiden, empfingen die Oelung und die heilige Communion und errichteten improvisirte Kirchen. *)

*) **однодневные храмы** sind — wörtlich übersetzt — »Eintagskirchen«, d. h. solche, die in Einem Tage erbaut wurden, was im raschen Entschlusse durch den Eifer und das gleichzeitige Handanlegen Vieler bewerkstelligt werden konnte. Der Ausdruck improvisirte Kirchen schien mir den Sinn der Sache am besten wiederzugeben.

Schön drückte sich ein Chronikenschreiber, Zeitgenosse dieser Heimsuchung, aus: »diese von Gott über die Menschen gesandte Seuche war eine göttliche Gnade für die Christen.«

§. 31. Hervorragende Tugenden mehrerer Hirten und Fürsten.

Obschon die Kirche unter der schweren Last solcher Leiden seufzen musste, ward sie doch in ihren Kindern durch deren Fortschritte im Glauben und in der Frömmigkeit getröstet. Ihre ersten Prälaten Petrus, Alexis, Theognost, Cyprian waren hohe Muster christlichen Lebens für die Heerde. Ebenso sind Ignatius (†1288), Jacob (†1392), Theodor (†1395) von Rostow, Basilius (†1367) von Räsan, Theoctist (1299—1308), Moses (1324—1329, 1351—1359), Basilius (1330—1351) von Nowgorod, Stephan († 1396) von Perm, Dionysius († 1388) von Susdal, Arsenius († 1409) von Twer für ihr christliches Leben von Gott verherrlicht worden. Unter den Fürsten erscheint ausser denen, die ihr Leben für den Glauben und das Vaterland hingaben, der rechtgläubige Alexander Newsky in einem wundervollen Lichte der Herrlichkeit. Er ist ein Muster des vom Geiste des Christenthums durchdrungenen fürstlichen Muthes und fürstlicher Weisheit. Bis zum Jahre 1246 trug er in fünf Jahren dreimal den Sieg über die Liefländer und Schweden, siebenmal über die Litthauer davon. Jede Schlacht begann er mit Gebet und beendete sie mit dem Lobe Gottes. Durch zwei Siege befreite er die Kirche und das Vaterland von der Herrschaft der Deutschen, die schon ihre Befehlshaber nach Pskow gebracht hatten. Vom Jahre 1246 an ward er Grossfürst von ganz Russland, und nun nahm seine Handlungsweise einen anderen Charakter an. Bis hierher ein Krieger, tapfer unter den Tapfersten, zog er gegen die Tataren nicht nur selbst nicht das Schwert, sondern strafte auch die, die das Schwert gegen sie zogen. Er schützte das schwache Russland vor den Mongolen durch seine eigene Unterwürfigkeit, wie durch die Unterwürfigkeit Russlands. Mehr wie einmal begab er sich für die Ruhe Russlands durch sandige Einöden zu Batu, dem mächtigen Chane; eine schwere,

aber um so verdienstlichere That, als sie im Auge der Welt jeden Glanzes ermangelte. — Ausser Alexander waren Muster tiefer Gottesfurcht die Fürsten: Roman von Uglitsch, Theodor von Jaroslaw mit zweien Söhnen, Dowmont von Pskow und Daniel von Moscau, die alle dem 13. Jahrhunderte angehören. Von den Fürsten des Südens waren durch besondere Frömmigkeit bekannt: Wladimir, und in dem letzten Jahre seines Lebens, auch dessen Vater Wassilko. Der letztere brachte den Rest seines Lebens in einer unwirthlichen Höhle zu, im Berge des Lembergschen Klosters des heiligen Georgius, wo er die Sünden seiner weltlichen Herrschsucht und blutigen Thätigkeit beweinte. Wladimir war ein wahrer Dulder Gottes; sanftmüthig, barmherzig, streng gegen sich selbst, litt dieser Fürst vier Jahre hindurch wie Hiob; seine Unterlippe ging in Fäulniss über, das Uebel nahm an Ausdehnung und Intensität zu, er aber litt geduldig und betrieb seine Geschäfte. Die Krankheit nahm immer zu, alle Weichtheile des Kinnes fielen ab, die Unterkinnlade und die Zähne wurden durch Fäulniss zerstört, — er aber betete und übte Wohlthätigkeit. Keiner der Fürsten des Südens hat so viele Klöster und Städte gebaut als er, Niemand hat mehr als er die Kirchen mit Büchern und Geräthschaften versehen. Vor seinem Tode theilte er all' seine bewegliche Habe — Gold, Silber, Kleidungsstücke — unter die Armen aus.

§. 32. Das Mönchthum im Beginne und Fortgange der Mongolenperiode.

Man sagt wohl, dass die russischen Klöster auf den blutigen Schlachtfeldern des Vaterlandes erblüht seien. Das ist eine durchaus falsche Behauptung. Im Gegentheile, bis zum Ende des 13. Jahrhunderts entstand kein einziges Kloster auf den verödeten Fluren des Vaterlandes. Der grösste Theil der Kiewschen Klöster verschwand unter den Trümmern, andere blieben als Ruinen zurück; dasselbe fand im Norden statt. Der wilde Mongole, obschon er von der Unverletzlichkeit der Kirche sprach, handelte doch in einem anderen Sinne, plünderte und äscherte die Klöster ein und vertilgte die Mönche. Selbst die Klöster in Nowgorod,

wo doch mongolisches Feuer nicht aufgelodert war, blühten nicht nur nicht, sondern gingen zum Theil selbst ein. Nur die Schüler des ehrw. Warlaam gründeten unweit Nowgorod einige Klöster. Antonius, der Nachfolger Warlaam's († 1241) im Amte eines Abtes, gründete 15 Werst von Tischwin, am Dymschen See, das Dymsche Kloster. Xenophon, der nach Antonius das Chatynsche Kloster verwaltet hatte, zog sich 25 Werst von Nowgorod in die Einsamkeit zurück und stiftete dort das Robensche Kloster zur Dreifaltigkeit. Constantin, ebenfalls ein Schüler Warlaam's, gründete mit seinem Mitarbeiter Cosmus 3 Werst von Staraja-Russa ein Kloster im Namen des heiligen Nicolai. Aber auch diese Klöster hatten von Anfang an geringes Gedeihen und gingen bald ganz ein. Dem tiefen Norden gelang es, ein Kloster vor dem Mongolen zu behüten, es war dies das Kloster des Cyprian von Ustjug, das noch vor dem Einfalle der Tataren gegründet worden war. Der ehrw. Cyprian, ein reicher Landbesitzer, der die Armuth Christi liebgewonnen, widmete sich in enger Zelle Gott, und nachdem Einige in seiner Nähe ein gleiches Leben zu erwählen begannen, gab er all sein Land zum Besten des für die Einsiedler errichteten Klosters hin. Als Vorgesetzter diente er zum Muster eines strengen Lebens für die, die sich seiner Leitung anvertraut hatten. Ein Feldstein von der Grösse eines menschlichen Kopfes diente ihm zum Mittel, sich wachsam zu erhalten; er hielt ihn in der Hand, damit der träge Leib während des Gebetes nicht von unzeitiger Schläfrigkeit beschlichen werde. Dieser Stein liegt noch jetzt am Kopfende des Grabmales dieses Streiters Gottes, der in hohem Alter im J. 1274 gestorben ist. — In Volhynien und Halitsch hielten sich — so lange dort mächtige orthodoxe Fürsten herrschten — nicht nur die früheren Klöster aufrecht, sondern es wurden auch neue errichtet. Der Mongole fürchtete jene Gegend.

Da die Zeiten der Trübsale ganz besonders geeignet sind, den Geist zur Frömmigkeit zu stimmen, so liessen sich in der Mongolenperiode Fürsten und Fürstinnen, Bojaren und gemeine Leute gewöhnlich vor ihrem Ende klösterlich einkleiden, ja Viele verliessen noch vorher die Welt, wobei sie den Namen des Heiligen annahmen, dessen Feier man gerade am Tage ihrer Einklei-

dung beging. Auf diese Art endeten während der Mongolenzeit sechs Grossfürsten ihr Leben als Mönche. Der Glaube ist der Leitfaden der Gnade. Wer mit andächtigem Glauben das Mönchthum erwählte, dem ward nach seinem Glauben auch Gnade zu Theil. In solcher Gesinnung unterzog sich (1269) der Fürst von Jurjew, Demetrius Swätoslawitsch — der krank und stumm war — der Einkleidung, die der Prälat Ignatius von Rostow an ihm vollzog. Kaum war die Feierlichkeit beendigt, als der fürstliche Mönch, sich an den Prälaten wendend, mit vernehmlicher Stimme sprach: »Heiliger Gebieter! Möge Gott dir deine Mühe lohnen, du hast mich zu meiner ferneren Reise als einen guten Kämpfer Christi zubereitet; dort ist der König — der Gott der Gnaden, ich gehe zu ihm mit Glauben und Hoffnung.« Zu einem schönen Beispiele der Gemüthsverfassung, in welcher die Fürsten in den Mönchsstand traten, dient Michael Alexandrowitsch, Fürst von Twer. So lange er Fürst war, liebte er die Gerechtigkeit, rottete die Diebereien und Räubereien in den Wäldern, die Ränke in den Gerichten aus und stellte die überflüssigen Abgaben ein. Rüstig bis zum Alter von 66 Jahren fühlte er mit einemmal ein Sinken seiner Kräfte und schrieb sein Testament nieder. Schon krank, stand er von seinem Bette auf, um den heiligen Bildern, die man ihm aus Constantinopel zum Geschenke gesandt hatte, entgegen zu gehen; sodann lud er die Bojaren und die höhere Geistlichkeit zusammen mit Bettlern, Blinden und Lahmen zu einem Gastmahle ein, speiste brüderlich mit ihnen und trug einem jeden die Abschiedsschaale selbst zu mit der Bitte, ihn zu segnen. Nach dem Mahle und nachdem er alle seine Verwandten zärtlich umarmt hatte, liess er sich in die Kathedralkirche führen, verneigte sich vor den Gräbern seiner Vorfahren und bezeichnete seine eigene Grabstätte. Das Volk umstand die Kirche; von der Vorhalle herab verneigte sich der Fürst vor Allen und sprach: »Ich gehe von den Menschen zu Gott, Brüder, lasst mich mit eurem aufrichtigen Segen ziehen!« Alle brachen in Thränen aus und riefen einstimmig: »Gott segne dich, unseren guten Fürsten!« Darauf liess sich der Fürst gerade ins Kloster führen und sich dort einkleiden, und starb am siebenten Tage darauf.

§. 33. Der ehrw. Sergius — Gründer des Lawraklosters zur Dreifaltigkeit und Verbreiter des Mönchthumes im Norden.

Im 14. Jahrhunderte trat ein Auserwählter Gottes auf, der ehrwürdige Sergius von Radonesch, dem es von der Vorsehung bestimmt war, für die Ausbreitung des Mönchthumes im Norden dasselbe zu sein, was im Süden die Höhlenbewohner Antonius und Theodosius dafür gewesen waren.

Sohn des Rostowschen Bojaren Cyrillus, der wegen der Unruhen der Zeit nach Radonesch übergesiedelt war, trat Bartholomaeus (Taufname des Sergius) nach dem Tode seiner Aeltern sein Erbtheil einem jüngeren Bruder, Petrus, ab und liess sich mit einem anderen Bruder, Stephan, im dichten Walde, 10 Werst von Radonesch, nieder, wo er mit eigenen Händen eine Zelle und eine Kirche erbaute im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. In tiefer Einsamkeit, bei spärlicher Kost, übte er Werke des Gebetes, die dem Auge der Menschen verborgen blieben, theilte selbst mit den wilden Thieren sein spärliches Mahl. Stephan verliess den Bruder bald und entfernte sich nach Moscau, Bartholomaeus aber liess sich vom Abte Mitrophan einkleiden und nahm den Namen Sergius an. Das Gerücht von der Heiligkeit des Einsiedlers führte ihm Schüler zu, doch überstieg anfänglich und längere Zeit hindurch die Zahl derselben nicht 12. Die Schüler nöthigten ihn, nach Perejaslaw Salessky zu gehen und sich von dem dort wohnenden volhynischen Bischofe Athanasius zum Priester und Abte weihen zu lassen. Die Dürftigkeit der Einsiedler war so gross, dass es ihnen zu Zeiten an Kerzen für den Gottesdienst gebrach und sie Kienspäne brennen mussten. Diese Dürftigkeit erregte unter den im Geiste noch nicht erstarkten Schülern mehr wie einmal Murren wider Sergius, aber er verharrte in Geduld, ermahnte zum Vertrauen auf Gott und — nach seinem Vertrauen empfing er von Gott. Die Zahl der Schüler wuchs — es wuchs auch die Saat der Tugenden, die in ihre Herzen ausgestreut worden war, und der Ruhm des Sergius nahm zu. Der Prälat Alexis wollte den Sergius zu seinem Nachfolger bestimmen, der Einsiedler aber lehnte das ihm vom Prälaten an-

gebotene Kreuz; ab »von Jugend auf — sprach er — habe ich kein Gold getragen, um so mehr will ich in meinem Alter in Armuth verbleiben« — und so verblieb er in seinem Berufe als Vater der Mönche. Durch die Gebete des Sergius, der im J. 1391 starb, hat das Sergiewsche Lawrakloster eine blühende Entwicklung genommen.

Unter seiner Leitung bildeten sich in diesem Kloster hervorragende Streiter der Frömmigkeit. Simon, ein Archimandrit aus Smolensk, verliess Alles und brachte seine letzten Jahre in demüthigem Gehorsam gegen den gotterfüllten Greis hin, wobei er gewürdigt ward, Zeuge der herrlichen Erscheinung zu sein, die Sergius in Bezug auf seine Schüler hatte. Isaak, der Lieblingsschüler des Sergius, legte sich Stillschweigen auf und beobachtete es bis an sein Lebensende. Er war der Erste, den Sergius einlud, seine geistige Freude über den Besuch der Himmelskönigin und der Apostel — dessen er gewürdigt ward — mit ihm zu theilen. Michaeus, der in der Zelle des Ehrwürdigen wohnte, war Augenzeuge dieses Besuches. Macarius sah in Gemeinschaft mit Isaak den Engel, der dem ehrw. Sergius bei Vollziehung der Eucharistie beistand. Simeon, der Ecclesiarch, sah mit seinem geistigen Auge das himmlische Feuer auf dem heiligen Altare, als Sergius die Liturgie vollzog.

§. 34. Die Schüler des Sergius stiften mit seinem Segen Klöster.

Sergius war ein Verbreiter des Mönchwesens. Der Prälat Alexis selbst, nachdem er in Moscau ein Kloster im Namen des Erlösers — in Folge eines Gelübdes, das er auf einer sturmbedrohten Schifffahrt nach Constantinopel abgelegt — erbaut hatte, erbat sich von Sergius dessen Schüler Andronicus zum Vorsteher desselben. Ebenso berief der Prälat für ein anderes seiner Klöster, das dem Andenken des Wunders des Erzengels Michael geweiht war, einige Schüler des Sergius.

Theodor, Neffe des Sergius, der von ihm im Alter von 14 Jahren eingekleidet und zu den frommen Werken des Fastens und Gebetes angeleitet worden war, erhielt von Sergius auf seinen

Wunsch den Segen zum Baue eines Klosters. Sergius ging selbst, den Ort für dieses Simonsche Kloster am Ufer des Moskwastromes einzusegnen, und Theodor ward Abt und Archimandrit desselben.

Auf Wunsch des rechtgläubigen Fürsten Wladimir Andrejewitsch legte Sergius im J. 1374 in der Nähe von Serpuchow den Grundstein zum Wyssotskyschen Kloster, kam zu Fuss dorthin und liess seinen Schüler Athanasius als Abt dieses Klosters zurück, denselben, der sich durch seine Liebe zur Aufklärung ausgezeichnet hat.

Methodius, nachdem er einige Jahre hindurch die Mönchsregel bei Sergius erlernt, entfernte sich mit des letzteren Segen jenseit Dmitrow's in die dichteste Waldeinsamkeit. Als mehrere Schüler ihm zuströmten, gestattete ihm Sergius nach einer anderen, besser gelegenen Stelle überzusiedeln. Methodius legte bei dem Baue der Kirche und der Zellen selbst Hand an und stiftete das Peschnosche Kloster im Namen des heiligen Nicolai.

Sergius ermächtigte, als er in seinem Geburtsorte Rostow war, zwei seiner Schüler, Theodor und Paulus, ein Kloster zu errichten, und nachdem er eine Stelle für dasselbe ausgesucht, weihte er es in dem Namen der heiligen Märtyrer Boris und Gljeb.

Der Grossfürst Demetrius gelobte, als er gegen Mamai in den Krieg zog, ein neues Kloster im Namen der Mutter Gottes zu stiften. Der ehrwürdige Sergius wählte auf Bitten des frommen Fürsten am Flusse Dubenka eine geeignete Stelle für dasselbe, zu dessen erstem Vorsteher Leontius, ein Priester des Sergiewschen Klosters, mit Genehmigung des ehrw. Sergius designirt ward.

Als der ehrw. Sergius sich einst auf den Weg machte — und zwar immer zu Fuss — um den unruhigen Fürsten von Räsan zu beschwichtigen, erbaute er an der Mündung des Moskwaflusses und auf dem Ufer der Oka das Golutwinsche Kloster und liess seinen Schüler Gregorius als Abt desselben zurück.

Abraham der Halitscher, der von dem Radoneschen Klostervorsteher eingekleidet worden war, erbaute an der Grenze Tschuchlom's (einer Kreisstadt des Kostromaschen Gouvernements) unweit des Sees ein Halitsches Kloster und theilte der

Brüderschaft die wohlthätigen Grundsätze mit, die Sergius in seine Seele gelegt hatte.

Sabbas, ein Schüler des Sergius und Beichtvater seiner Mönche, lebte einige Zeit in einer vereinzelten Zelle am Ufer des Moskwaflusses. Georgius, der Sohn des Grossfürsten Demetrius, der ein Beichtkind des Sabbas war, bat diesen, in die Grenzen seiner Besitzungen herüberzukommen. Sabbas erbaute auf dem Wachtberge hinter Swenigorod eine Kirche und eine Zelle. Bald sammelten sich Schüler um ihn und Sabbas vermehrte in den 30 Jahren seiner Verwaltung bedeutend die Zahl der Eiferer für die Frömmigkeit, umgab das Kloster mit einer Mauer und erbaute eine steinerne Kirche.

§. 35. **Der Freund des Sergius, Demetrius, und dessen Schüler.**

Die Freunde Gottes ermangeln ihrerseits edler Freunde nicht. Demetrius, der Prilutzkysche Wunderthäter, der Freund des Sergius, war aus Perejaslaw-Salessky gebürtig und hier, am Ufer des Perejaslawschen Sees, gründete er das Nicolsche Kloster, von wo er häufig zu Fuss zum ehrw. Sergius ging, um mit diesem geistlicher Unterhaltung zu pflegen. Bei solcher Gelegenheit ging er, der schön von Angesicht aber strenger Beobachter der Keuschheit war, verdeckten Angesichtes einher und vermied die Begegnung von Frauenzimmern. Einst erkühnte sich ein unkeusches Weib, ihre Versuchungskünste an ihm zu üben, verfiel aber in einen Zustand der Lähmung. Nachdem sie ihre Sünde aufrichtig bekannt hatte, ward sie von Demetrius geheilt. Der Grossfürst Demetrius lud den ehrw. Demetrius ein, der Taufpathe seines Sohnes zu sein. Im J. 1371 entfernte er sich, um allen menschlichen Ruhm zu meiden, in die dichten Wälder von Wologda, wo er sich zu seinem Aufenthalte die sumpfigen Ufer eines Flusses erwählte. Später liess er sich näher bei Wologda nieder und erbaute das Prilutzkysche Kloster. Sein Anzug bestand im Winter wie im Sommer aus einem rauhen Schafpelze, unter welchem er im Winter an Kälte litt und der im Sommer in Folge seiner

Schwere und der Hitze vom Schweisse feucht wurde. Der Ehrwürdige starb im J. 1392.

Sergius, der den Berg Athos aus Anhänglichkeit an den ehrw. Sergius verlassen hatte, war einige Zeit hindurch dessen Schüler. Geleitet von dem Wunsche nach einsiedlerischer Absonderung, liess er sich am felsigen Ufer des Flusses Nurma nieder. Nach Verlauf von einigen Jahren baute Sergius für 40 Brüder, die sich um ihn gesammelt hatten, ein Kloster mit einer Kirche im Namen der Verklärung des Herrn. Er starb im J. 1412.

Noch weiter nach Norden wurde das Belosersche Kloster vom ehrw. Cyrillus gegründet, der von Theodor, dem Abte des Simonschen Klosters, eingekleidet worden war. Demüthig arbeitete Cyrillus dort in der Bäckerei, wie ein schüchterner Novize. Der Anblick des Feuers im Backofen liess ihn an das ewige Feuer denken, das den Sündern bereitet ist, und entlockte seinen Augen Ströme von Thränen. Der ehrw. Sergius begab sich jedesmal, wenn er in das Simonsche Kloster kam, zuerst in die Bäckerei zu Cyrillus und unterhielt sich lange mit ihm. An Stelle des auf den Bischofssitz von Rostow erhobenen Theodor wurde Cyrillus Archimandrit; aber seine Seele sehnte sich nach tiefer Einsamkeit. Einst, als er vor dem Bilde der Mutter Gottes betete, vernahm Cyrillus eine Stimme, die ihm befahl, in die Gegend des weissen Sees zu gehen. Er verliess heimlich das Kloster, kam an das öde Ufer des weissen Sees, höhlte sich daselbst eine Erdwohnung aus und übte in der Einsamkeit fromme Werke. Der Wohlgeruch des Gebetes lockte eifrige Beter einen um den anderen zu Cyrillus an. Das zur Himmelfahrt Mariae gegründete Kloster kam in Flor und ward zu einer Stadt der Mönche. Wenn das Kloster Noth litt und die Brüderschaft den Cyrillus anging, zu dieser oder jener Christum liebenden Seele nach Almosen zu senden, so ging er darauf nicht ein, sondern sprach: »Wenn Gott und die allerreinste Jungfrau dieses Ortes vergessen haben, wozu leben wir noch hier?« Dreissig Jahre übte Cyrillus fromme Werke in der öden Gegend. Die Gabe des Vorausschauens und der Wunder entwickelte sich noch während seines Lebens in dem heiligen Greise, der im 90. Jahre seines Alters 1427) seine Laufbahn beschloss.

Gleichzeitig mit Cyrillus verliess das Simonsche Kloster auch Therapont, ein Schüler des Sergius, und liess sich in der Beloserschen Einöde nicht weit von Cyrillus in einer Höhle nieder. Späterhin siedelte er näher zum weissen See über, wo er sich eine Zelle erbaute. Einige Brüder sammelten sich um ihn, und er, nachdem er den Wald gelichtet, errichtete Zellen und eine Kirche zu Ehren der Geburt Mariae. So ward das Belosersche Kloster des Therapont gegründet. Andreas, der Fürst von Moschaisk, nachdem er dem Kloster des Therapont Grundstücke verliehen hatte, berief den ehrw. Einsiedler nach Moschaisk, um auch dort ein Kloster zu gründen. Der ehrw. Therapont erbaute in der Entfernung einer Werst von Moschaisk das Luscheskysche Kloster und starb daselbst als Archimandrit im J. 1426.

§. 36. **Euphrosynia, Fürstin von Susdal — und Euphrosynia, Gründerin des Jungfernklosters in Moscau.**

Zwei Euphrosynien — und beide aus fürstlichem Geschlechte — schmückten die Kirche in dieser Periode, die eine am Beginne, die andere gegen Ende derselben.

Euphrosynia, mit ihrem weltlichen Namen Theodulia, eine Susdalsche Fürstin, Tochter der Gebete des heil. Michael, Fürsten von Tschernigow, war nach dem Willen der Aeltern bereits einem der Susdalschen Fürsten verlobt, aber der Bräutigam starb, ehe er noch seine Braut gesehen hatte. Euphrosynia wollte darnach nicht mehr in der Welt verbleiben, sondern weihte sich im J. 1227 im Susdalschen Kloster »zum Gewande der Mutter Gottes« ganz dem Herrn. Strenge Werke und geistliche Weisheit erwarben ihr bald die Achtung der Schwestern. Im J. 1238 verwüsteten die wilden Mongolen Susdal; die gottselige Euphrosynia begab sich mit den Schwestern in's Gebet — und das Kloster ward wunderbar gerettet. »Kirchen und Klöster wurden verbrannt und der Herr bewahrte nur das Jungfernkloster zu Ehren des Gewandes der Mutter Gottes, in welchem die leidensvolle und gottselige Theodulia, Tochter des Tschernigowschen Grossfürsten und Märtyrers Michael, die in ihrem Nonnenstande Eu-

phrosynia benannt wurde, mit ihren Entbehrungsgenossinnen den Kampf klösterlicher Entsagungen vollzog.«

Die andere Euphrosynia, Gemahlin des Grossfürsten Demetrius Donskoy, ist noch grösserer Bewunderung würdig. Eudoxie war schon bei Lebzeiten ihres Gemahles gottesfürchtig und mildthätig. Als sich der Grossfürst im J. 1380 zum Kriege mit Mamai anschickte, »spendete sie viel Almosen und ging unaufhörlich in die Kirche bei Tag und Nacht.« Im J. 1392 blieb sie in einem noch nicht vorgerückten Alter als Wittwe zurück. Unbemerkt von Allen erschöpfte sie ihren Leib durch Fasten und das Tragen schwerer Ketten, während sie vor der Welt farbige Kleider trug, sich mit Perlen schmückte und überall mit heiterem Gesichte erschien. Gleichzeitig jedoch waren auch die Werke ihrer Frömmigkeit Allen sichtbar. Im J. 1393 errichtete sie als Denkmal der Kulikower Schlacht, eine Kirche zur Geburt Mariae und bereicherte dieselbe mit silbernen und goldenen Gefässen. Das hinderte aber die Geschwätzigkeit der Welt nicht, die Fürstin zu verleumden. Die Lästerung wies auf ihre glänzende Kleidung hin und zog selbst ihre Keuschheit in Zweifel. Diese verleumderischen Gerüchte kamen bis zu den Söhnen der Fürstin, die darüber tief bekümmert waren, so dass Georg seine Gefühle vor der Mutter nicht zu verbergen vermochte. Eudoxie rief ihre Kinder herbei und legte vor ihnen ihre Kleidungsstücke ab; die Kinder entsetzten sich, als sie die Magerkeit ihres Körpers, die gerunzelte Haut und die schweren Ketten gewahrten. Die Verleumdung um Gottes Willen gerne zu tragen bereit, verbot sie ihren Kindern, vor ihrem Tode davon zu sprechen. Das war im J. 1396. Die Fürstin entschloss sich endlich, den grossfürstlichen Palast (Terem) zu verlassen, sie bereitete alles Nöthige zum Baue einer Kirche zu Ehren und zum Gedächtniss der Himmelfahrt des Herrn vor und zog sich in eine stille Zelle des von ihr errichteten Jungfernklosters zurück. Zu dieser Zeit enthüllte der Herr die innere Hoheit ihrer Seele, die sie selbst stets verhüllt hatte, auch vor dem Auge der Welt. Auf ihrem Gange aus der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariae rief ein Blinder ihr zu: »Gottliebende Fürstin, unser, der Armen, Ernährerin! du hast mir im Traume verhiessen: am folgenden Morgen werde ich dir

dein Gesicht wiedergeben; erfülle nun dein Wort.« Die Fürstin, dem Blinden keine Aufmerksamkeit schenkend, liess ihren Hemdärmel wie zufällig auf ihn nieder, und sofort fühlte der Blinde seine Sehkraft wiederkehren. Im J. 1407 begann der Bau der Himmelfahrtskirche und in demselben Jahre entschlief Eudoxie, die als Nonne den Namen Euphrosynia angenommen hatte, in Frieden.

§. 37. **Anastasia, Fürstin von Susdal.**

Nicht lange vor der Moscowischen Euphrosynia gab sich die Susdalsche Fürstin Anastasia dem Leben frommer Werke hin. Tochter eines Twerschen Bojaren, liebte sie schon in frühester Jugend die heilige Schrift zu lesen und hegte den Wunsch, sich ganz Gotte zu weihen. Sie war 12 Jahr alt, als der Fürst Andreas Constantinowitsch von Susdal bei ihren Eltern um ihre Hand anhielt; in Erfüllung dieses älterlichen Willens ward sie des Fürsten Gemahlin. Weder der Reichthum noch die Ehren vermochten ihre Seele zu fesseln. Unter den reichen Gewändern zähmte sie ihren Leib durch strenges Fasten und verharrte im Gebete. Dreizehn Jahre lebte sie mit dem Fürsten, ihrem Gemahle, der »sehr geistlich gesinnt und tugendhaft war« (1365), und sodann blieb sie noch vier Jahre als Wittwe in der Welt, worauf sie — nachdem sie ihren Dienern allen die Freiheit geschenkt und ihren Reichthum an die Kirchen und Armen vertheilt hatte — sich in das Kloster zur Empfängniss zurückzog, das sie noch zu Lebzeiten ihres Gemahles gestiftet hatte. Der ehrw. Dionysius, nachmaliger Bischof von Susdal, kleidete sie unter dem Namen Theodora ein. In ihrem Nonnenstande wurde sie noch strenger gegen sich selbst; sie blieb einen ganzen Tag über, manchmal zwei, ja selbst fünf Tage ohne Speise, verbrachte die Nächte in Gebet und Thränen, ernährte sich durch ihrer Hände Arbeit und beobachtete immerwährendes Schweigen. Sie trug ein härenes Hemd und ging nie aus dem Kloster hinaus. Das Beispiel ihres strengen Lebens munterte Andere zur Nachahmung auf: neunzig Wittwen und Jungfrauen — und unter diesen viele Bojaren- und Fürstentöchter — gaben sich dem Leben frommer

Werke im Kloster zur Empfängniss hin. Die fürstliche fromme Streiterin starb im J. 1377 im Alter von 46 Jahren.

§. 38. Vermehrung der regelmässigen Genossenschaften.

In der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts fing man in den russischen Klöstern die Genossenschaft strenger zu beobachten an, während bis dahin in vielen derselben jeder einzelne Mönch durch Arbeit für seinen eigenen Unterhalt sorgte, oder aber die Mönche wie Einsiedler lebten. Im Kloster des ehrw. Sergius fand im Anfange auch kein volles Leben der Genossenschaft statt. Es ereignete sich einst, als bei Sergius das Brod ausgegangen war, dass er drei Tage ohne Speise blieb; am vierten begab er sich zu einem der Brüder und sprach: »Ich werde dir zu deiner Zelle ein Vorhaus bauen, das du nicht hast; dafür gieb du mir nach beendigter Arbeit etwas verschimmeltes Brod, welches du bei dir hast.« Und wie er gesagt, so that er. Der Patriarch Philotheus sandte dem Sergius den guten Rath, eine vollständige Genossenschaft einzuführen, was derselbe auch mit dem Segen des Prälaten Alexis ins Werk setzte. In Moscau hatte kurze Zeit vorher, im J. 1280, der Petrowsche Archimandrit Johann eine strenge Genossenschaft eingeführt.

Für die russischen Nonnenklöster diente das Alexejewsche Kloster, das der heil. Alexis erbaut hatte, zum Muster der neuen Ordnung. Dies war das erste weibliche Kloster im Norden, in welchem eine strenge und abgesonderte Genossenschaft der Jungfrauen bestand. Das Himmelfahrtskloster der ehrw. Euphrosynia und das Kloster zur Geburt Christi, das Maria die Mutter Wladimir's des Tapfern erbaut, folgten derselben Ordnung.

§. 39. Eine besondere Art christlichen Lebens — die Thorheit um Christi willen.

In der russischen Kirche dieser Periode sehen wir Beispiele einer besonderen sublimen und schweren Art christlichen Lebens: der Thorheit um Christi willen, die dem Oriente entnommen war. Das erste Muster solchen Lebens war — so viel

bekannt ist — der heil. Procopius von Ustjug. Er war ein ausländischer Kaufmann in Nowgorod. Getroffen von dem Vorzuge der Rechtgläubigkeit, gab er seinen Handel auf und kam zum ehrw. Warlaam. Der orthodoxen Kirche einverleibt, befliss Procopius sich eines Lebens frommer Werke und lockte auch andere ausländische Kaufleute zu dem Kloster herbei. Da aber die üblichen frommen Uebungen ihm nicht genügten, wählte Procopius die Thorheit um Christi willen. Er entfernte sich nach Ustjug. Hier ging er den Tag über in der Stadt als ein Alberner umher und liess Stösse, Schläge, Gelächter und Scheltworte über sich ergehen, die Nächte aber brachte er im Gebete an den Kirchenthüren zu. Speise nahm er von den Armen an, nicht von den Reichen, wenigstens nicht von solchen, deren Reichthum unrecht erworbenes Gut war. Er hatte weder im Sommer noch im Winter eine feste Wohnstätte; oft aber sass er an dem Ufer des Flusses Suchona und betete für die zu Wasser Reisenden. Sein Gebet bewahrte auch Ustjug vor einem Steinregen, der sich nicht weit von Ustjug entlud. Er starb im J. 1303.

Ein anderes Beispiel eines eben solchen Lebens bot der heil. Nicolai Katschakow dar, der sein Leben frommer Albernheit in Nowgorod beschloss.

Dritte Periode.

I. Die Kirchenverwaltung.

§. 1. Die Theilung der russischen Metropolie.

Die Theilung der russischen Metropolie in zwei Hälften, die Moscowische und die litthauische, hat die Kirche Russlands Jahrzehnte hindurch in Aufregung erhalten und den grössten Einfluss auf alle Theile ihrer inneren Einrichtung ausgeübt. Darum bildete dieses Ereigniss auch eine neue Periode in dem Leben der russischen Kirche.

Die Theilung der Metropolie begann bereits vor Photius, wurde zu seiner Zeit mit grossen Anstrengungen betrieben und gewann nach ihm ohne Mühe ihren festen Bestand. Das beweist, dass ihre Ursachen nicht in den Personen gesucht werden dürfen, sondern von der Lage der Dinge selbst abgeleitet werden müssen. Den Südwesten Russlands beherrschten litthauische Fürsten, die südwestlichen Eparchieen waren weit von Moscau, dem Sitze des Metropoliten, entfernt, — und dies waren die beiden Hauptursachen, die den Südwesten von der Gerichtsbarkeit des Moscowischen Metropoliten trennten. Witowt, der Grossfürst von Litthauen, sah nicht ohne Beunruhigung auf die Abhängigkeit, in welcher ihm untergebene Provinzen in Glaubenssachen von einem Metropoliten standen, der in fremdem Lande wohnte. Besonders die Beisteuern, die im Südwesten zum Besten des Moscowischen Metropoliten, also nicht zum Besten des litthauischen Landes, gesammelt wurden, schienen Witowt eine drückende Last zu sein. Die Geistlichkeit des Südwestens fühlte mit ihm, wie die weite Entfernung dem Moscowischen Metropo-

liten eine häufigere Revision der südwestlichen Eparchieen nicht gestatte. Demohngeachtet konnte die Theilung der russischen Metropolie nur mit Mühe, nur nach langem Streite bewerkstelligt werden. Die Kirche Russlands hatte so viele Jahrhunderte unter der Gerichtsbarkeit eines einzigen Metropoliten gestanden, man war so lange gewohnt, vom Patriarchen nur Einen oberen Prälaten zu erhalten! Sodann konnte man auch nicht umhin zu befürchten, dass der litthauische Fürst, ein Papist, einen — unter seiner Botmässigkeit stehenden — Metropoliten leicht zum Schaden der Rechtgläubigkeit beeinflussen könnte. Dieser letztere Punkt besonders war ein Gegenstand der Besorgniss für den Patriarchen. Endlich mochte auch Moscau nicht so leicht auf die lange genossene Ehre verzichten, die geistliche Hauptstadt von ganz Russland zu sein.

Aber Witowt liebte die Macht so sehr, dass er sich zum Kampfe mit den Hindernissen entschloss. Nachdem Cyprian (1406) gestorben war, sandte er Theodosius, den Bischof von Polotzk, nach Constantinopel, damit er dort zum Metropoliten geweiht, ihm aber sein Sitz in Kiew angewiesen werde. In Constantinopel hatte aber der Patriarch Antonius (noch zu Lebzeiten Cyprian's) schon im J. 1393 den gelehrten und strengen Photius zum Metropoliten von ganz Russland geweiht. Daher verstand sich der Patriarch Matthaeus nicht zur Weihe des Theodosius, sondern sandte den Photius nach Russland, der im J. 1409 in Kiew eintraf und im J. 1410 nach Moscau kam. Witowt fühlte sich durch die Weigerung des Patriarchen verletzt und verlangte, dass Photius wenigstens für immer in Kiew verbleibe. In den Jahren 1411 und 1412 inspicirte Photius die südlichen Eparchieen, weihte in Kiew einen Bischof für Smolensk, in Lutzk einen für Turow, war auch in Halitsch, kehrte aber nach Moscau zurück. Witowt rief im J. 1414 eine Versammlung der Bischöfe seiner Ländergebiete in Nowgorodek zusammen, stellte ihnen vor, wie Photius sich nicht nur wenig um den Süden bekümmere, sondern denselben auch durch Einziehen von Steuern erschöpfte, und verlangte auf Grund dessen, dass die Bischöfe sich von Photius lossagen, einen neuen Metropoliten erwählen und ihn nach Constantinopel zur Weihe senden möch-

ten. Die Bischöfe wollten, aus Achtung vor den Anordnungen des Patriarchen, lange nicht darauf eingehen, zuletzt aber fügten sie sich dem Willen Witowt's und erwählten den gelehrten und edlen Gregorius Semblak. Photius wollte durch persönliche Zusammenkunft mit Witowt dem Conflicte vorbeugen, aber von Witowt nicht angenommen musste er unverrichteter Sache nach Moscau zurückkehren. Der Patriarch Euthymius (1410—1416) verweigerte dem Gregorius entschieden die Metropolitenwürde. Wegen Verwandtschaft mit dem Moscowischen Fürstenhause wirkte besonders auch der Kaiser zu Gunsten des Photius. Witowt, durch die abermalige Weigerung gereizt, schickte (im März) Gesandte zum Kaiser und Patriarchen, mit der Erklärung, dass, wenn man für den Süden Russlands keinen besonderen Metropoliten weihen wolle, die Bischöfe selbst die Weihe vollziehen würden. Dieselbe Erklärung wurde auch den aus Moscau zurückkehrenden Gesandten des Kaisers und des Patriarchen gemacht. Auf die Bitte dieser schob jedoch Witowt den Termin der Metropolitenweihe bis auf den 14. November hinaus, während es früher festgesetzt worden war, auf eine Entscheidung des Patriarchen nur bis zum 15. August zu warten. Der Termin rückte heran, aber keine Antwort erfolgte. Abermals wurde eine Versammlung nach Nowgorodek berufen. Auch jetzt wollten einige Bischöfe dem Gregorius die Weihe nicht ohne Zustimmung des Patriarchen geben, aber Witowt bestand auf seinem Willen — und am 15. November ward Gregorius geweiht. Zu ihrer Rechtfertigung führte die Versammlung an: dass in Bulgarien und Serbien die Bischöfe von je her ihren Oberbischof weihen, dass in Russland unter Isaslaw dasselbe geschehen sei; dass der Patriarch selbst zu einer und derselben Zeit zwei, ja drei Metropoliten nach Russland gesandt habe; endlich, was das Wichtigste sei, dass die Gnade des heiligen Geistes nicht an Persönlichkeiten gebunden ist und eine alterthümliche Regel den Bischöfen gestattet, den oberen Bischof zu weihen. »Wir haben — schrieb die Versammlung — die Regeln der Väter beobachtet, verwerfen die Häresieen, ehren den Patriarchen von Constantinopel wie die Uebrigen, haben mit ihnen einen und denselben Glauben; wir verwerfen aber die ungesetzliche Autorität in

kirchlichen Angelegenheiten, die den griechischen Kaisern eingeräumt wird.« Das Schriftstück ward durch einen besonderen Erlass Witowt's bestätigt. Photius liess seinerseits eine ausführliche Circularschrift an alle Bischöfe ergehen, in der er nachzuweisen bemüht war, dass Gregorius auf ungesetzliche Weise geweiht worden sei, und verlangte, dass man mit ihm als einem ungesetzlich angestellten Hirten keine Gemeinschaft unterhalte. Gregorius blieb aber Metropolit bis zu seinem Tode († 1419), worauf Photius sich mit Witowt versöhnte und die südlichen Eparchieen bis zu seinem Ende († 8. Juli 1431) verwaltete.

Nach Photius ward im J. 1433 Gerasimus, Bischof von Smolensk, vom Patriarchen zum Metropoliten von Litthauen geweiht, während für Moscau der heilige Jonas »ernannter« Metropolit war. Gerasimus schlug, im Hinblick auf beide Hälften der russischen Kirche, seinen Sitz in Smolensk auf, wo er unter dem Schutze des Fürsten Swidrigailo lebte. Aber im J. 1435 übergab ihn Swidrigailo dem Feuertode. — Die Machinationen Isidor's und des Papstes bewogen die Bischöfe des Südens, sich eng an Jonas, den vornehmsten Prälaten Moscau's anzuschliessen, der im Südwesten seine Stellvertreter hatte. Anfangs hatten die südlichen Bischöfe auch den Gregorius nicht annehmen wollen, der gleicher Gesinnung mit Isidor war. Dieses Anschliessen des Südens an den Metropoliten des Nordens war jedoch nur die Folge eines vorübergehenden Bedürfnisses, es war nur ein zeitweiliges. Der dem Papste ergebene König von Polen hatte die Bischöfe des Südens bald gezwungen, die Autorität des Gregorius anzuerkennen. Die Nachfolger des heil. Jonas († 1461) hörten schon auf, sich Metropoliten von Kiew zu nennen, und die südliche Metropolie sonderte sich entschieden und definitiv von der nördlichen ab. Nach Gregorius wählten sich die Hirten des Südens schon aus freien Stücken und ohne durch Zweifel beirrt zu werden ihre eigenen Metropoliten, deren erster Missail war. Der Sitz des litthauischen Metropoliten war öfters in Wilna, zu Zeiten in Nowgorod, selten in Kiew. Aber mit der Theilung der russischen Metropolie traten auch Verschiedenheiten in der kirchlichen Ordnung in allen Verhältnissen der russischen Kirche des Südens und Nordens ein.

§. 2. Beziehungen der Metropoliten des Nordens und des Südens zum Patriarchen.

Ungeachtet dessen, dass bei Theilung der russischen Metropolie die Bischöfe des Südens sich anfangs dem Patriarchen nicht unterordnen zu wollen schienen, so wurden die Kiewschen Metropoliten in der Folge doch nicht anders eingesetzt als mit Genehmigung des Patriarchen. Wenngleich weder der König noch die Bischöfe den Spiridon annahmen, den der Patriarch im J. 1476, nur auf Verlangen des Sultans und ohne Wissen und Zustimmung des Königs und der Bischöfe, zum litthauischen Metropoliten geweiht hatte, so wurden doch die Metropoliten Missail (1474—1477), Simeon (1477—1488), Jonas Glesna, die in Litthauen erwählt worden, vom Patriarchen installirt. Im J. 1495 erwählte und installirte die Versammlung der russischen Bischöfe den Metropoliten Macarius; sodann aber entsandte sie Abgeordnete zum Patriarchen, um dessen Genehmigung für den Metropoliten einzuholen. Der Patriarch, der die Wahl billigte, liess jedoch durch seine Gesandten sagen, man möchte künftighin keinen Metropoliten ohne sein Wissen installiren. Von der Zeit an schickte man jedesmal Gesandte ab, um des Patriarchen Genehmigung für den erwählten Metropoliten einzuholen, dessen Weihe jedoch in Russland vor sich ging. Die ganze Verwaltung der russischen Kirche des Südens stand unter der nahen Beaufsichtigung des Patriarchen; dazu zwang die Bischöfe des Südens schon die Lage der Dinge selbst, denn die Bedrückungen der Papisten, der Könige und aller bürgerlichen Gewalthaber trieben unwillkührlich dazu, beim Patriarchen Hülfe und Schutz zu suchen. Ebenso blieben die Patriarchen ihrerseits in enger Gemeinschaft mit der Kirche des Südens.

Ganz anders war die Lage der Kirche des Nordens, die durch den starken Arm rechtgläubiger Fürsten Schutz und Sicherheit fand. Darum war auch das Verhältniss der Kirchengewalt zum Patriarchen ein anderes. In der Kirche des Nordens war Isidor der letzte vom Patriarchen hergesandte Metropolit. Ein Diener des Papstes, aus Constantinopel kommend, hat er die

russische Kirche tief gekränkt. Diese legte grosses Gewicht auf ihre innige Verbindung mit der griechischen Kirche, aber doch war ihr die Reinheit des Glaubens noch theurer. Darum, nach Vertreibung Isidor's aus Moscau, und sobald die eigenen Angelegenheiten Moscau's einen Verkehr mit Constantinopel gestatteten, bereitete der Grossfürst Basilius (1441) ein Sendschreiben an den Patriarchen — in Bezug auf den Metropoliten — vor und wollte schon (1443) einen Gesandten mit einem Schreiben an den Kaiser schicken; aber das eine wie das andere Mal hielt das Gerücht über Hinneigung des Kaisers zum Latinismus die Sache an. Die Sendschreiben der Kirche des Nordens sind nur Denkmäler ihrer Ansichten über die Art ihres Verbandes mit Griechenland geblieben. Das eine wie das andere Mal hatte der Grossfürst darauf bestanden, dass eine Entscheidung getroffen würde, welche die Wahl sowohl wie die Weihe des Metropoliten Moscau selbst anheimstellt. Er drückte in denselben sein unverhohlenes Missfallen darüber aus, dass Isidor — »uns der wegen Ketzerei von der Gemeinschaft ausgeschlossenen Kirche Rom's habe unterwerfen wollen.« Er wies auf das litthauische Concil unter Photius, so wie auf die Regel hin, die einen Metropoliten auch ohne den Patriarchen zu installiren gestatte. Besonders hob er die Schwierigkeiten des Verkehrs mit Constantinopel hervor und wies auf die Unbequemlichkeiten hin, einen G r i e c h e n zum Metropoliten von Russland zu haben; — »jeder Rechtgläubige kann das Bedürfniss fühlen, sich in geistlichen Angelegenheiten mit dem Oberhirten im Geheimen zu berathen, der Landesherr aber nicht nur in geistlichen, sondern auch in Staatsangelegenheiten. Mittlerweile kann aber die Unterhaltung nur durch einen Dolmetscher gepflogen werden. Uebrigens — fuhr der Grossfürst fort — will die russische Kirche hiermit keineswegs ihren Verband mit der griechischen lösen, sie wird nach wie vor die Genehmigung des Patriarchen wie seine Entscheidung in allen zweifelhaften Umständen nachsuchen.« Die Wühlereien Schemjak's (Fürst Demetrius) hielten die Entscheidung in Bezug auf den Metropoliten für ziemlich lange Zeit hin. Aber zu Ende des Jahres 1448 ward der heil. J o n a s von einer Versammlung russischer Hirten zum Metropoliten geweiht. Da jedoch die russische Kirche

mehr als vier Jahrhunderte hindurch ihre Metropoliten aus Constantinopel erhalten hatte und ein solches Band zu zerreissen, ohne in der Angelegenheit eine Antwort der griechischen Kirche einzuholen, der Liebe und Demuth eben so sehr wie der Klugheit widersprochen hätte, — so ward beschlossen, mit der griechischen Kirche abermals wegen der von ihr unabhängigen Metropolitenwahl in Unterhandlung zu treten. Im J. 1452 schrieb der Fürst an den Kaiser, um ihn von der Installation des russischen Metropoliten durch russische Bischöfe zu benachrichtigen. Aber wiederum liessen die Unionsaufregungen in Constantinopel das Schreiben nicht an den Ort seiner Bestimmung gelangen. Im J. 1453 (9. Mai) ward Constantinopel von den Türken eingenommen und die Kirche gerieth unter das Joch muselmännischer Herrschaft. Der standhafte Vertheidiger der Rechtgläubigkeit, Gennadius, wurde vom Sultan in der Patriarchenwürde bestätigt. Der gottselige Gennadius bat brieflich Jonas um Hülfe in der schreienden Noth der griechischen Kirche. Der heil. Jonas beeilte sich, dem Wunsche des hohen Prälaten nachzukommen, und bat zugleich den Patriarchen, der russischen Kirche seine Fürsorge nicht zu entziehen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der russischen Kirche gerade in Folge dieses Verkehrs das Recht von der griechischen zugestanden ward, ihren Metropoliten unabhängig von Constantinopel wählen und installiren zu dürfen, wobei die russische Metropolie höher im Range als alle übrigen gestellt wurde, indem sie ihre Stelle unmittelbar nach dem Patriarchensitze von Jerusalem erhielt. Im J. 1480 wollte man in die Eidesformel der Bischöfe das Gelöbniss aufnehmen, Niemanden, sei es für den Metropoliten- oder selbst nur für einen Bischofssitz von dem Constantinopolitanischen Patriarchen anzunehmen, und namentlich deshalb, weil Constantinopel in den Händen der Mohamedaner sei. Aber auf den dringlichen Antrag des weisen Maxim wurde dieser Punkt aus der Eidesformel wiederum gestrichen. »Constantinopel — sagte er — ist zwar in den Händen der Agaräner (Ismaeliten), aber die Rechtgläubigkeit ist unter den Griechen unerschüttert verblieben und die Kirche wird nach wie vor von dem heiligen Geiste regiert.« Uebrigens beweist die Berufung Maxim's aus Griechenland zum

Kirchenlehrer schon an und für sich, dass die Kirche des Nordens nur der Unterordnung unter die Gewalt des Sultans vorbeugen, keineswegs aber ihre Verbindung mit der griechischen Kirche zerreissen wollte. Dasselbe beweisen auch die reichen Spenden, welche die russische Kirche den Kirchen des Orients zukommen liess. Der Zar Johann Wassiljewitsch erbat und erhielt vom Constantinopolitanischen Patriarchen ein Rituale für die Krönung zum Zarenthum und den patriarchalischen Segen zur Zarenwürde. Die Constantinopolitanische machte der russischen Kirche Mittheilung über alle Veränderungen im Patriarchat, wie andererseits der russische Metropolit Theodosius den Joseph zum Metropoliten von Caesarien in Palästina weihte.

§. 3. Die innere Kirchenverwaltung im Süden.

An der Wahl des Metropoliten Gregorius nahmen acht Bischöfe des Südens Theil, und zwar die von Polotzk, Smolensk, Tschernigow, Turow, Lutzk, Wladimir, Cholm und Peremyschl. Auf dem Concil des Jahres 1509 betheiligten sich bei den Berathungen mit dem Metropoliten Joseph nur sieben Bischöfe, weil das Bisthum Tschernigow nicht lange vorher in die Jurisdiction des nördlichen Metropoliten übergegangen war. Aus Halitsch hatte die wachsende Zahl der Papisten (seit dem 15. Jahrhunderte) den orthodoxen Bischof verdrängt. Nur nach langen Bemühungen von Seiten der Rechtgläubigkeit liess sich der König Sigismund August herbei, im J. 1539 einen orthodoxen Bischofssitz in Lwow (Lemberg) zu gründen, das damals die Hauptstadt von Rothrussland war, in welchem bis dahin nur zwei Bischöfe, zu Cholm und Peremyschl, bestanden hatten, die wegen der grossen Entfernung nur geringen Verkehr mit dem litthauischen Metropoliten haben konnten und dessen Stellvertreter, der Archimandrit des Georgienklosters zu Halitsch, häufige Bedrückungen von dem lateinischen Erzbischofe in Lemberg zu leiden hatte. Eine besondere Achtung unter den Erzhirten des Südens drücken die Chroniken gegen den Wladimirschen Bischof Bassian (1487—1499) aus, der ein thätiger Wächter der Ordnung in der heiligen Kirche war.

Die politischen Ereignisse änderten nicht nur die Grenzen der Metropolie und der einzelnen Eparchieen ab, sondern verhängten auch über einige der Hirten mancherlei Leiden. So wurde der Smolenskische Bischof Barsonophius, ein würdiger Hirte, nachdem Smolensk durch den Grossfürsten Basilius erobert worden war, von diesem im J. 1315 nach dem Kubenschen See verbannt, angeblich deshalb, weil er zum Latinismus hinneigen sollte. Die Eparchie Smolensk fiel von dieser Zeit an der Gerichtsbarkeit des Moscowischen Metropoliten zu. Ueberhaupt hatten diejenigen Bischöfe des Südens, deren Sitze Moscau zunächst lagen, doppelt, d. h. von Moscau wie von Litthauen zu leiden.

Das Grundgesetz der Kirchenverwaltung im Süden ist fortwährend die Kormtschaja Kniga (das Buch der Richtschnur) mit den alten russischen Regeln geblieben. Die litthauischen Grossfürsten haben — von Witowt an — die Unantastbarkeit des geistlichen Gerichtes durch Urkunden verbrieft. Der Metropolit Joseph Seltan (1499) erbat vom Grossfürsten Alexander die Bestätigung der Gerichtsurkunde des Grossfürsten Jaroslaw, wodurch die Ordnung und der Wirkungskreis der rechtgläubigen Gerichtsbarkeit in ihrer alten Gestalt bestätigt wurden.

Zum glänzendsten Denkmale der Fürsorge, mit welcher die Kirchenhirten des Südens eine bessere Kirchenverwaltung anzubahnen bemüht waren, dient das Concil zu Wilna vom Jahre 1509. Dasselbe traf kluge, feste und der morgenländischen Rechtgläubigkeit würdige Anordnungen. Nachdem es den traurigen Zustand der südlichen Kirche zum Theil mit den Worten des Metropoliten Cyrillus geschildert, verordnet das Concil: 1. dass Niemand sich unterfangen solle, durch Bestechung zum Bischofsamte gelangen zu wollen, derjenige Bischof aber, der solche gewissenlose Käufer zum Priesteramte weihen würde, solle seines Amtes entsetzt werden; 2. dass Niemand zum Priesteramte geweiht werde, der einer fremden Eparchie angehört; 3. dass zu diesem Amte überhaupt nur Würdige geweiht werden, die das Zeugniss ihrer Beichtväter für sich haben; — »wenn selbst der Landesherr einen Unwürdigen zur Weihe schicken sollte, so liegt es den Bischöfen mit dem Metropoliten ob, sich

zum Landesherrn zu verfügen, die Unwürdigkeit des Anzustellenden darzuthun und ihn unter keiner Bedingung zu weihen; 4. dass diejenigen von der Priesterschaft ausgeschlossen werden sollen, die, obschon sie ihre Aufführung vor dem Beichtvater zu verheimlichen wussten, ihre Unwürdigkeit doch später durch ihren Lebenswandel offenbaren; 5. dass zur Vollziehung gottesdienstlicher Handlungen weder Priester noch Mönche zuzulassen seien, wenn sie sich ohne Verabschiedungszeugnisse melden; 6. auch verwittwete Priester sollen zur Verrichtung des Gottesdienstes nicht zugelassen werden, bevor sie nicht in den Mönchsstand getreten sind; 7. Priester und Aebte sollen nicht ohne Schuld ihrer Kirchen beraubt werden; 8. wenn ein Fürst oder Bojar einem Priester die Kirche ohne dessen Schuld und ohne Zustimmung des oberen Kirchenhirten wegnimmt, so soll man ihm keinen anderen Priester geben, bis jenem nicht Genugthuung geleistet worden ist; 9. ein Fürst oder Bojar darf eine Kirche nicht länger als drei Monate ohne Priester lassen; nach Ablauf dieses Termins soll ihm ein Priester nach dem Ermessen des Bischofs eingesetzt werden; 10. die Kirchen sollen ihres Besitzthumes nicht beraubt werden; 11. ein Priester, der nur auf den Willen eines Fürsten oder Bojaren functionirt, dafür aber nicht die Genehmigung des Bischofs hat, soll seines Amtes entsetzt werden; 12. eben so Aebte und Mönchpriester, die sich eigenmächtig aus dem Kloster entfernen; 13. die Bischöfe sollen sich nicht mit weltlichen Angelegenheiten befassen und nicht aus vorgeblichem Mangel an Zeit die Kirchenversammlungen versäumen. Endlich 14. »Wenn der Landesherr, oder die Bojaren, oder irgend eine andere weltliche Instanz nach dem Metropoliten oder dem Bischofe sendet, um die Verletzung irgend eines dieser nach den apostolischen Regeln gegebenen Gebote zu erlangen, und den eigenen Willen durchzusetzen begehren, so soll Niemand wagen darauf einzugehen, sondern alle sollen sofort beim Metropoliten zusammenkommen, den Landesherrn demüthig bitten und fest dafür einstehen, dass nicht ein — nach göttlichen, apostolischen und kirchenväterlichen Regeln — gegebenes und bestätigtes Gesetz verletzt werde.«

Diese Verordnungen sind augenscheinlich unter Eingebung einer besonderen Behutsamkeit und der Rücksichtsnahme auf den Einfluss einer andersgläubigen weltlichen Macht niedergeschrieben, sie sind somit hauptsächlich aufgestellt worden, um als Anleitung bei der Verwaltung der rechtgläubigen Kirche inmitten des Papismus zu dienen.

Dem muss noch hinzugefügt werden, dass ein örtliches Concil zu Lemberg im J. 1539, ausser den Verordnungen, die es zur Regelung der Einnahmen traf, den Priestern überdem einschärfte, nicht anders in einem Gerichte zu erscheinen, als in Folge einer Aufforderung des Bischofes oder seines Stellvertreters, — und den schuldigen Chorsängern die Strafe nach geistlichem Rechte in Gemässheit der Regeln der heiligen Väter zu dictiren. Die Brüderschaften des Südens, so wie auch die Erbauer von Klöstern oder Kirchen, hatten an der kirchlichen Verwaltung Antheil, namentlich dadurch, dass sie für die Gebäude, den Unterhalt der Priester und der Armen Sorge trugen und zugleich das Stimmrecht bei der Wahl der Klostervorsteher und Priester hatten. Zur Beschränkung des eigenmächtigen Verfahrens dieser Brüderschaften und sogenannten Kirchenpatrone war es schon mehr wie einmal eingeschärft worden, dass sich Laien nicht in die Rechte und Gerichtsbarkeit der geistlichen Obrigkeit mischen sollten. Zu Ende dieser Periode entspann sich ein unangenehmer Streit zwischen der Lembergschen Brüderschaft und dem Bischofe, der von grossem Nachtheile für die Rechtgläubigkeit war. Die Brüderschaft, sich auf eine alte Gewohnheit stützend, die ihren Anfang zu der Zeit genommen hatte, als in Lemberg kein Bischof war, ignorirte den Bischof in allen Angelegenheiten und vereitelte frecher Weise seine Verfügungen. Der Bischof — das Ungesetzliche eines status in statu erkennend — unterzog die Brüderschaft einer gerichtlichen Verurtheilung, während die heterodoxe weltliche Regierung, geleitet von der römischen Politik, den Streit schürte. Die Folge davon war nur eine Schwächung der Rechtgläubigkeit in Lemberg, welche den Fortgang der Union erleichterte. — Die untere Kirchenverwaltung ward durch Protopopen und geistliche Bezirksvorsteher ausgeübt.

§. 4. Die innere Verwaltung im Norden.

a. Verfügungen und Veränderungen in der unteren Verwaltung.

Die Kirchenverwaltung im Norden, die nach Bestand und leitenden Grundsätzen den alten Zuschnitt bewahrte, erlitt dennoch einige Veränderungen, welche die Zeitumstände erheischten.

Hier war, ebenso wie im Süden, die Anordnung getroffen worden, dass Priester und Mönchpriester aus anderen Gegenden nicht anders zu gottesdienstlichen Verrichtungen zugelassen werden sollten, als nach Beibringung ihrer Installationsurkunde und ihres Verabschiedungszeugnisses, worüber zu wachen der localen geistlichen Obrigkeit aufgetragen war.

Schon das Concil von 1503 musste Klagen der niederen Geistlichkeit vernehmen, dass sie der unbeschränkten Gewalt weltlicher Personen subordinirt sei und dass die höhere Geistlichkeit die geistlichen Angelegenheiten und Personen auf eine »der bischöflichen Würde nicht entsprechende« Art durch Bojare, Haushofmeister, Gerichtsboten und Fuhrwerkslenker verwalte. Diese Klagen veranlassten Massregeln, welche die Geistlichkeit besser vor der Willkühr weltlicher Beamten schützen sollten, indem man für die untere Verwaltung neue Chargen creirte oder den Wirkungskreis der früheren genauer bestimmte. So führte das Concil von 1551 in die untere Kirchenverwaltung folgende Veränderungen ein.

1. Die geistlichen Bezirksvorsteher (Десятинники) liess man nur an den Orten fortbestehen, wo sie schon seit langer Zeit eingeführt waren, ihre Competenz wurde aber nur auf die Stadt, in der sie wohnten, beschränkt und ihnen das Recht genommen, auch alle die Orte zu bereisen, die früher zu dem Kreise gehört hatten.

2. Auch im 15. Jahrhundert bestanden schon — wenigstens in der Eparchie des Metropoliten — Priesterälteste, aber — wie es scheint — nicht sowohl zur Ueberwachung der frommen Sitte, als vielmehr zur Einsammlung der Steuern. Das Concil von 1551 führte überall Priesterälteste und Bezirksälteste (auch aus den Priestern) ein, damit dieselben die Aufsicht über die gute

Ordnung unter der Geistlichkeit und in den Kirchen führen möchten. Die Bezirksältesten, die bei der Aufsicht über die gute Ordnung den Priesterältesten subordinirt waren, und die Priesterältesten, an Stelle der Bezirksvorsteher, mussten die Steuern nach den Büchern des Bischofes eincassiren und die Installations- und Verabschiedungsurkunden durchsehen; auch hatten zwei bis drei derselben — in wöchentlicher Abwechslung — den Gerichtssitzungen der bischöflichen Bojaren und des Bezirksvorstehers beizuwohnen.

3. Wie in der Gerichtsverhandlung der Bojaren, so auch in der des Bezirksvorstehers hatten die Priester- und Bezirksältesten die Untersuchungsacten durch ihre Unterschrift zu vidimiren. Im Falle einer Ungerechtigkeit der Richter mussten sie nach vorher angestellter Ermahnung dem Landesherrn und dem Metropoliten den wahren Sachverhalt berichten.

4. Das Gericht des Bezirksvorstehers — da, wo man solche wegen langjähriger Gewohnheit hatte fortbestehen lassen — entschied, wie auch früher, viele Sachen für sich allein; das Bojarengericht dagegen stellte die Gerichtsprotocolle dem Bischofe zur Durchsicht und Entscheidung vor.

5. Gerichtliche Forderungen an Personen geistlichen Standes, besonders in Bezug auf Ländereien, wurden von den Bojaren des Zaren, anders: dem Gerichtshofe des grossen Palastes durchgesehen, in Gegenwart jedoch der Priesterältesten. Demselben Gerichtshofe war die Revision des Klostereigenthums anheimgestellt. Das Inventar des Karelschen Klosters ist nach dem Willen des Zaren selbst aufgenommen worden. Aber der Metropolit Daniel entsandte zur Inventaraufnahme der Klöster im Fürstenthume des Jury Jwanowitsch Dmitrowsky seine Bojarenkinder, obschon mit Genehmigung und schriftlichem Befehle des Grossfürsten Basilius.

§. 5.

b. Veränderungen in der höheren Verwaltung.

Der heilige Gennadius schrieb an den Metropoliten Sosimus: »Da es verordnet ist, alljährlich bei dir, unserem Vater, zu-

sammenzukommen, so wollest du in der Versammlung mit uns, deinen Kindern und Amtsgenossen, nun auch die Verbesserung der missverstandenen Dinge unternehmen.« Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde diese Regel häufig erfüllt, aber im 16. Jahrhunderte traten solche Versammlungen fast regelmässig zusammen, auf denen ausser den Bischöfen auch die Vorsteher der bedeutenderen Klöster zu erscheinen pflegten.

Trotz der veränderten Umstände besonders in politischer Beziehung hat doch weder die Zahl, noch die Zusammensetzung der Eparchieen eine Abänderung erlitten.

Im Jahre 1438 hatte der Metropolit Isidor zwar Pskow von Nowgorod getrennt, ersteres in seine eigene Verwaltung genommen und dort einen Stellvertreter eingesetzt. Aber diese Ordnung der Dinge dauerte nicht lange. Im Jahre 1469 gab sich Pskow abermals, und diesmal aus eigenem Antriebe, eine besondere Verwaltung, die von dem Bischofe zu Nowgorod fast ganz unabhängig war. Die Beweggründe zu diesem Verfahren waren gut: man wollte durch eine nähere und verstärkte Aufsicht die Unordnungen unter der Geistlichkeit beschränken. Aber die Unabhängigkeit der niederen von der höheren Verwaltung störte die gute Ordnung. Es war die bescheidene Klugheit der Prälaten Jonas und Philipp I., welchen es gelang, die frühere Ordnung bald wieder herzustellen.

Im 16. Jahrhunderte wurde der Wirkungskreis der Prälatengerichtshöfe von dem Landesherrn in seiner alten Form wieder hergestellt. Die Machtvollkommenheit des Bischofes einer Eparchie und seine beiden Gerichtshöfe, der geistliche und der weltliche, erhielten eine, der Bedeutung eines Prälatengerichtshofes mehr entsprechende Organisation. Der niederen geistlichen Verwaltung ward eine geringere Machtvollkommenheit zuerkannt und mehrere der ihr bisher competirenden Angelegenheiten dem höheren bischöflichen Gerichtshofe zugewiesen. Obschon die Weltgeistlichkeit in landschaftlichen Angelegenheiten noch unter der Jurisdiction des Bojaren- und eparchialen Bezirksgerichtes verblieb, so war sie doch in Bezug auf alle geistlichen Angelegenheiten ganz dem geistlichen Gerichtshofe subordinirt, dem auch die Klostergeistlichkeit — in Betreff aller Angelegen-

heiten — unterlag. Dem Bischofe ward es anheimgestellt, bevollmächtigte Archimandriten und Aebte zur Beaufsichtigung der Priesterältesten (Pröpste), wie der ganzen geistlichen Ordnung abzusenden.

Solcher Art waren durch das Concil von 1551 alle Archimandriten und Aebte dem Eparchialbischofe subordinirt worden, während vor dieser Zeit einige Klöster, in Gemässheit der ihnen von den Fürsten, Metropoliten oder dem Patriarchen verliehenen Urkunden, von der Eparchialgewalt unabhängig gewesen waren. Diese Unterordnung der Klostervorsteher unter die Eparchialverwaltung war sowohl mit den ältesten Kirchenregeln übereinstimmend, als auch im 16. Jahrhundert unumgänglich nothwendig; denn in früherer Zeit waren jedesmal, sobald ein Kloster aus der Eparchialverwaltung in die Abhängigkeit von einem oder dem anderen Fürsten, von dem Metropoliten oder Grossfürsten übergegangen war, auch sofort verschiedene Unordnungen und Unannehmlichkeiten die Folge davon gewesen. So geschah es, als der Abt des Cyrillusklosters, Niphont, nach Verabredung mit den jüngeren Klosterbrüdern, sich in die unmittelbare Abhängigkeit vom Metropoliten Gerontius zu bringen und von der Subordination unter den Bischof zu Rostow zu emancipiren gewusst hatte, dass er sich gegen seinen gesetzlichen Hirten Bassian Grobheiten zu Schulden kommen liess und die Sache bis zur allgemeinen Kirchenversammlung kam. Der Vermittlung des Grossfürsten gelang es nicht ohne Mühe, Frieden und Ordnung wieder herzustellen.

Der Grossfürst Basilius schrieb in Bezug auf die Wahl eines Metropoliten an den König von Polen: »Wer uns genehm sein wird, der wird auch (Metropolit) über ganz Russland sein.«

Die Metropolitenwahl geschah stets in einer Versammlung der Bischöfe, und wer von diesen nicht persönlich erscheinen konnte, schickte ein Schreiben ein, in welchem er seine Zustimmung zu dem Beschlusse der Versammlung ausdrückte. Die Theilnahme des Grossfürsten und Zaren bei dieser Wahl fand in einer besonderen Mitwirkung desselben in dem Akte der Installation ihren Ausdruck. Der Grossfürst Basilius (Wassilji) Jwano-

witsch erwählte zwar den Sosimus ohne bischöfliche Versammlung, das war aber eine Ausnahme, und eine sehr unglückliche Ausnahme. Die Wahl des Erzbischofes von Nowgorod, obschon sie nach wie vor durch das Loos entschieden ward, wurde jedoch nach der Unterwerfung Nowgorod's nicht mehr dort, sondern in Moscau vollzogen. Der Kampf des Grossfürsten mit den alten Institutionen Nowgorod's und den Gerechtsamen der Theilfürsten brachte die Kirchenhirten zuweilen in eine sehr unangenehme Lage. So hatte unter Johann III. der heilige Theophil von Nowgorod, unter Basilius der heilige Serapion viel zu leiden. Die Fürsten und Zaren, die geistliche Angelegenheiten nicht allein entscheiden wollten, riefen den Metropoliten und die Bischöfe zur Berathung herbei und machten ihnen ihre Vorschläge; zuweilen sahen sie selbst die Meinungsäusserungen der Kirchenversammlungen durch, bestätigten die Beschlüsse derselben und wirkten zu ihrer Ausführung mit. Darum wurden die Verordnungen einer Kirchenversammlung zuweilen in der Form grossfürstlicher oder zarischer Befehle (Ukase) promulgirt.

§. 6. Unterhalt der Geistlichkeit.

Der Unterhalt der Geistlichkeit blieb in der südlichen Metropolie derselbe, wie früher. Das Besitzthumsrecht ward ihr von den Grossfürsten bestätigt und die Wilnasche Kirchenversammlung von 1509 bedrohte denjenigen mit der Excommunication, der einer Kirche ihr Eigenthum nehmen würde.

Im Norden wurde auf der Kirchenversammlung von 1503 die Regel des Metropoliten Cyrillus II, für die Weihe zum geistlichen Amte keine Gebühr zu erheben, wieder hergestellt, verschiedene andere Gebühren aber wurden beibehalten. Die Kirchenversammlung von 1551 führte wiederum die Erhebung einer Gebühr von den zu Weihenden ein; eben so wurde eine Trauungsgebühr auferlegt; dagegen liess man einige früher übliche Gebühren eingehen, so wie auch die Einsammlung der Gebühren der Willkühr der niederen Beamten entzogen ward.

Die Lage der Dorfgeistlichkeit verbesserte sich in dieser Periode wesentlich: einige Kirchen erhielten Deputate, d. h. fest-

gesetzte Korn- oder Geldlieferungen, von fromm gesinnten Bojaren, Kaufleuten und dem Grossfürsten; die Bischöfe erliessen den armen Kirchen — und besonders den Kirchen der Klosterdörfer — die ihnen zukommenden Gebühren, während die Klöster ihrerseits den Unterhalt derselben sicherstellten.

Das unbewegliche Kirchenvermögen gab im Norden zu verschiedenen Bedenken, Streitigkeiten und Beschlüssen Veranlassung. Von der Zeit an, als die von den Chanen verliehenen Freibriefe ihre Bedeutung zu verlieren begannen, fingen die Landbesitzer an, sich bald dieses bald jenes den Kirchen zugehörige Land gewaltsam anzueignen, während einige der ländlichen Autoritäten in den Klosterbesitzungen schlimmer als die Baskaken, zu schalten und zu walten sich erlaubten. So geschah es mit dem Kloster des ehrw. Joseph, welches der Fürst von Wolokolamsk mit seinen Gerichtsbeamten plünderte. Dadurch sah man sich gezwungen, Freibriefe von den Fürsten zu erbitten. Nun begannen aber die Klagen von der anderen Seite; man beschuldigte die Mönche der Habsucht, und je mehr sich ihr Länderbesitz erweiterte, um so mehr häuften sich die Vorwürfe. Der ehrw. Maxim, der Grieche, machte in Form eines Gespräches zwischen einem Habsüchtigen und einem Uneigennützigen dem Besitze bescheidene Vorwürfe. Sein Freund, der Fürst und Mönch Bassian, sprach mit grösserer Derbheit über denselben Gegenstand. Der Fürst Kurbsky war ebenfalls gegen die Klöster und verwarf, billiger Weise, die Meinung der damaligen Zeit, als könne das Gebet eines Klosters demjenigen bei Gott von Nutzen sein, der einen armen Verwandten des Erbes beraubt, um alles einem Kloster zuzuwenden. Es wäre unbillig läugnen zu wollen, dass hier und da nicht Missbrauch mit dem Besitzthum getrieben worden sei. Aber allem zuvor darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass die Besitzer von Bauern damals Kriegsknechte auf ihre Kosten auszurüsten hatten, und die Richter, die von ihren Gerichtsgebühren lebten, in den Kirchenbesitzungen keinen Raum für ihre Wirksamkeit fanden. Aus diesen Gründen besonders schrieben sich die Klagen her, die man gegen den Reichthum der Geistlichkeit erhob, wie das zum Theil auch Kurbsky zu verstehen giebt. Der Grossfürst Johann nahm im J.

1478 — nach dem Rechte des Eroberers — Nowgorod unter Anderem auch die Hälfte seiner Kirchengüter, die er unter die Bojarenkinder vertheilte. Im J. 1503 machte er der Kirchenversammlung den Vorschlag, auch die übrigen Klostergüter einzuziehen. Die Versammlung antwortete, dass in der griechischen Kirche die Väter und Kirchenversammlungen es den Klöstern und Kirchen nicht verboten hätten, unbewegliche Güter zu besitzen, dasselbe habe auch in Russland von den Zeiten Wladimir's und Jaroslaw's an stattgefunden; die gottlosesten Zaren der Horde hätten, den HErrn fürchtend, das Eigenthum der Bischöfe und Klöster geschont; — »wir wagen daher nicht — beschloss die Kirchenversammlung — die Habe der Kirche hinzugeben, denn sie gehört Gott und ist unantastbar.« Abermals entbrannte ein heftiger Streit auf dem Concil von 1531, unter dem Metropoliten Daniel, auf welchem auch die Mönche aus den Gebieten von Nowgorod und Wologda Klage führten. Auf Antrag Johann's IV. setzte die Kirchenversammlung von 1550 fest, dass weder die Bischöfe noch die Klöster künftighin ohne Genehmigung des Zaren Dörfer käuflich an sich bringen sollten, während die Güter, die ihnen zur Zeit der Minderjährigkeit des Zaren verbrieft worden waren, ihm zurückgegeben werden mussten. Im J. 1581 verordnete eine sehr zahlreiche Kirchenversammlung, indem sie die Verwaltung von Gütern mit dem geistlichen Leben unverträglich fand und dabei den Ruin des Reichsschatzes so wie der Bojarengüter im Auge hatte, dass künftighin die Klöster keine Erbgüter mit Bauern, sondern statt ihrer ein Aequivalent in Geld annehmen sollten; zugleich aber wurde festgesetzt, dass die früheren Schenkungen weder ausgekauft noch weggenommen werden dürften.

§. 7. **Mitwirkung der Kirche zum Wohle des Staates; Muster oberhirtlichen Geistes.**

Wie im Süden, so blieb auch im Norden die rechtgläubige Kirche ihrem Charakter treu, — sie theilte gewissenhaft mit dem Staate seine Trübsale wie seine Freuden.

Die Klöster des Nordens, die sehr beträchtliche Güter besassen, leisteten dem Staate wesentliche Dienste, sowohl durch temporäre Opfer und beständige Abgaben von ihren Bauern, wie auch durch Stellung von Mannschaft zum Kriegsdienste. Nicht so wie die abendländischen, vermieden es die russischen Mönchsgenossenschaften, sich von dem stillen Leben innerer Selbstprüfung auch den Sorgen der weltlichen Lebensverhältnisse zuzuwenden, wo die Umstände solches erheischten. Darum verdankte der Staat den russischen Klöstern selbst die Errichtung von Festungen, die gerade in der damaligen Zeit so besonders nützlich waren, zu geschweigen des Wohlstandes der Klosterbauern und mancher gemeinnütziger Werke, die von den Klöstern ausgeführt wurden, wie die Austrocknung von Sümpfen, die Anlegung von Strassen und — was das Wichtigste ist — die Sorge für den moralischen Zustand des Volkes, welche die Klöster sich angelegen sein liessen. Die Versammlungen der Bischöfe nahmen den aufrichtigsten Antheil an dem Wohle des Staates. In dem Kampfe des Basilius (Wassilji Wassiljewitsch) mit Schemjäka that die Versammlung der Hirten ihr Möglichstes, um dem unglücklichen Basilius zu helfen. Den Grossfürsten Johann veranlasste die Versammlung durch ein Sendschreiben, den Kampf mit den Tataren am Flusse Ugra aufzunehmen. Die Versammlung sah das Gesetzbuch des Zaren Johann Wassiljewitsch durch, wie sie unter ihm auch über den Krieg mit Polen Berathung pflog (1558).

Die Metropoliten von Moscau wurden »Gönner« (Vormünder) des ganzen russischen Landes genannt. Die Fürsten selbst nannten sie ihre Väter. Der Zar Johann Wassiljewitsch, der bei Erfüllung seiner Regentenpflichten sich guten Rathes bedürftig fühlte, bat — Angesichts des ganzen Reiches — den Metropoliten um dessen Mitwirkung zur besten Regierung des christlichen Staates. Dem Namen und Siegel der Metropoliten begegnet man vor allen häufig in den Traktaten der Fürsten; ebenso schrieben sie häufiger als andere die Reverse für die Geächteten, was ihnen meist nur Plackereien austrug.

Fast sämmtliche Oberhirten der nördlichen Kirche im 15. Jahrhunderte waren Männer hohen Geistes, mit einem heiligen Eifer für die Kirche und das Vaterland ausgerüstet — und nächst

Joasaph ward auch Philipp II. zum Märtyrer für den Glauben und das Vaterland.

Der Prälat Jonas, »strenge gegen sich selbst von Jugend auf wie einer der alten heiligen Väter«, war ein lebendiges Muster des Lebens in Christo. Seine Wirksamkeit für die Rechtgläubigkeit werden wir unten (§. 17) sehen. Ungeachtet dessen, dass Schemjäka ihm ein Wohlthäter gewesen war, sandte er ihm doch — nach vergeblichen Ermahnungen, von den Anschlägen der Herrschsucht abzustehen — Zuschrift über Zuschrift mit der dringenden Bitte, dem Grossfürsten Basilius Wassiljewitsch die Treue zu bewahren, ja belegte die dem Zaren Widerspenstigen mit dem Kirchenbanne. Mit eben solchem Eifer reizte er zum Widerstande gegen die Tataren an. Als zur Zeit ihres Ueberfalles Basilius sich aus dem belagerten Moscau entfernte, blieb der heilige Greis zum Gebete zurück und ermuthigte die Anderen durch seine Festigkeit. In Entzückung des Geistes kündigte er die nahe bevorstehende Unabhängigkeit Russlands von der muselmännischen Herrschaft vorher an. Die Gabe, von Krankheiten zu heilen, das ununterbrochene Spenden von Almosen, die grosse Kraft seiner Rathgebungen erwarben diesem Prälaten den Ruf eines göttlichen Gesandten, dessen Rath unwiderlegbar sei.

Beide Nachfolger des heiligen Jonas, Theodosius (1461—1465) und Philipp (1467—1473) waren ihrem Berufe mit Treue anhangende Hirten; beide liebten die Aufklärung und das Heil ihrer Heerde; beide waren im Geheimen Streiter Christi in Liebeswerken der Selbstentäusserung. Der erstere, nachdem er sich von seinem hohen Amte losgesagt, pflegte im Tschudowkloster in einsamer Zelle einen Greis, dessen Wunden er täglich bis an sein Lebensende sorgfältig auswusch. Bei dem anderen entdeckte man nach seinem Tode, dass er schwere Ketten auf seinem Leibe getragen hatte.

Der Grossfürst Basilius Iwanowitsch hatte dem Fürsten Schemjäka für dessen Unterwerfung Gefahrlosigkeit durch einen Eid zugesichert und der Metropolit Warlaam (1511—1521) für das Wort beider Fürsten Bürgschaft geleistet. Aber Basilius, der aus Liebe zu einem müssigen und verzärtelnden Leben die Zügel der Regierung mit schlaffer Hand führte, brach seinen Eid

und erlaubte sich noch einige andere das Gewissen des Metropoliten verletzende Handlungen. Da bezichtigte der Metropolit ihn seines Unrechtes und gab ihm den Hirtenstab zurück. Basilius liess den Prälaten in Ketten legen und verbannte ihn nach einem entfernten Kloster. So endete Warlaam sein Leben in der Verbannung, wenn auch nicht mehr in Ketten.

Der Metropolit Joseph (1539—1542) gewann zur Zeit der Minderjährigkeit Johann's IV. und der bösen Umtriebe der Schuisky's die Ueberzeugung, dass es nur dann besser werden könne, wenn der kluge und redliche Bojar Belsky in den Rath aufgenommen würde. Es war vorauszusehen, dass die Schuisky's dafür an dem Prälaten grausame Rache nehmen würden. Die gute Absicht des Hirten hatte aber Erfolg, so wie die Hoffnungen, die man auf Belsky gesetzt, vollkommen gerechtfertigt würden, denn die Plünderungen und Gewaltthätigkeiten hörten auf. Dem Fürsten Iwan Schuisky gelang es jedoch, Belsky zu stürzen. Ein Haufe wüthenden Pöbels hätte den Prälaten damals fast erschlagen, man warf Steine in seine Zelle, selbst in den Gemächern des Zaren fand er keinen Schutz; der Abt des Dreifaltigkeitsklosters Alexis flehte im Namen des ehrw. Sergius, das Leben des Prälaten zu schonen; er ward aber nach dem Kloster von Belosersk geschleppt.

Was der Zar Johann IV. mit seiner Leibwache (Opritschna) zu treiben begann, konnte der sanfte Metropolit Athanasius (1564—1566) nicht ertragen und gab daher seinen Prälatensitz auf. Johann wollte seine Sorgfalt für die Kirche an den Tag legen und erwählte den heil. Hirten German aus Kasan zum Metropoliten. Alles war zu der feierlichen Installation des neuen Metropoliten vorbereitet, German aber verfügte sich aus den Metropolitengemächern zum Zaren und beschwor ihn im Namen Gottes und bei der Furcht vor dem göttlichen Gerichte, der Reue sein Herz zu erschliessen, dem Blutvergiessen und dem Lasterleben ein Ziel zu setzen. Johann jagte ihn aus dem Palaste fort und berief den Abt des Solovetzkischen Klosters, Philipp — aus dem Bojarengeschlechte der Kolytschew — auf den Metropolitanstuhl. Bei jedem Schritte fiel der unglückliche Johann, glaubte aber, dass auch Andere nicht feststünden. »Ich gehorche deinem

Willen — sprach der heil. Philipp, bevor er den Stab des Oberhirten annahm, zu ihm — beruhige aber mein Gewissen und schaffe deine Leibwache ab! Ein getheiltes Reich kann, nach dem Worte Gottes nicht bestehen: ich kann dich nicht segnen, so lange ich die Trübsale des Vaterlandes wahrnehme.« Nur mit Mühe unterdrückte Johann seinen Zorn und berief sich darauf, dass man — wie er meinte — gegen ihn böse Anschläge mache. Man beredete Philipp, die Metropolitanwürde auch ohne jene Bedingung in Bezug auf die Leibwache anzunehmen. Einige Monate vergingen in Ruhe, denn die lasterhafte Leibwache hielt sich still, aus Scheu vor dem einsiedlerischen Prälaten. Bald aber begann das widerliche Schauspiel der Mordthaten und Ausschweifungen von neuem. Ganze Familien treuer Bojaren und Fürsten wurden zu Grunde gerichtet. Johann und seine Leibwache lachten über das Gestöhne der Unschuldigen. Der Prälat ermahnte den Zaren im Geheimen; Johann suchte den Prälaten zu vermeiden. Die Unglücklichen gingen zum Metropoliten, der ihren Kummer mit ihnen theilte und sie mit der Aussicht auf den Lohn der Ewigkeit tröstete. Im J. 1568, an einem Sonntage, trat Johann mit einer Menge seiner Leibwächter in die Kathedralkirche. Er und seine Leibwächter erschienen in schwarzer Tracht, mit hohen Mützen. Johann näherte sich dem Metropoliten, der auf seinem Platze stand, und erwartete dessen Segen. Der Prälat schaute stillschweigend auf das Bild des Erlösers. Die Leibwächter sagten zu ihm: »Gebieter, der Herrscher steht vor dir, gieb ihm deinen Segen.« Auf Johann schauend sprach der Prälat: »In dieser Gestalt, in diesem wunderlichen Anzuge erkenne ich den rechtgläubigen Zaren nicht. Wem eiferst du nach, indem du diese Form angenommen hast und Zwiespalt unter deine Unterthanen bringst? Herrscher, fürchte das Gericht Gottes; wir bringen hier Gott das unblutige Opfer dar, aber hinter dem Altare fliesst unschuldiges Christenblut! Wie viele giebt es der unschuldigen Dulder! Du bist hoch auf deinem Throne — aber du bist ebenfalls ein Mensch.« Johann loderte in Zorn auf und rief ausser sich: »Philipp, bildest du dir wirklich ein, meinen Willen ändern zu können? Sollte es für dich nicht besser sein, mit meiner Sinnesart übereinzustimmen?« Der Prälat antwortete: »Wo wäre

mein Glaube, wenn ich schwiege?« Der Zar vermochte nicht zu sprechen, nur mit furchtbar drohender Gebehrde legte er ihm Schweigen auf. Aber seine Drohungen waren dem Prälaten nicht furchtbar. »Ich bin ein Pilger und Fremdling auf Erden, wie alle Väter — antwortete er leise — und bereit, für die Wahrheit zu leiden.« Ausser sich vor Wuth verliess der Zar die Kirche. Anderen Tags unterwarf man Unschuldige der Tortur, um von ihnen ein Bekenntniss vermeintlicher Anschläge des Metropoliten zu erpressen. Darauf folgten Orgien des Klosters. Am 28. Juli (1568) vollzog der Metropolit eine Procession im neuen Jungfernkloster; dahin kam auch der Zar mit seiner Leibwache. Einer der Wüstlinge hatte ein Käppchen auf; der Prälat zeigte dem Zaren diese Ungebührlichkeit an, aber dem Leibwächter war es gelungen, das Käppchen schnell zu verbergen. Nun wusste man dem Zaren die Anzeige des Metropoliten als eine Verleumdung darzustellen. Der Zar gerieth ausser sich, schimpfte mit groben Worten auf den Prälaten und schwur, er werde ihn gesetzwidriger Handlungen überführen. Nach Berathung mit dem Erzpriester der Mariae-Himmelfahrts-Kathedrale, Eusthatius, ward befohlen, eine Untersuchung in Solovetzk einzuleiten. Dort fand sich ein Abt Paїsius, der es nicht verschmähte, das Werkzeug des Zaren zu werden. Der Prälat antwortete vor dem Zaren auf die Verleumdungen des Paїsius nichts und bat nur, den Hirtenstab von ihm zu nehmen, den er nicht gesucht habe. Der Zar jedoch wollte eine feierliche Rache üben. Am 8. November begab sich der Bojar Basmanow mit einer Schaar bewaffneter Leibwächter in die Kathedrale zu Mariae Himmelfahrt und verlas das Urtheil des Zaren, worauf die Leibwächter in den Altar stürmten, dem Prälaten seine Gewänder vom Leibe rissen, ihm ein grobes Kleid anlegten und ihn zur Kirche hinausstiessen. In Ketten gelegt, schmachtete Philipp in Hunger acht Tage im Gefängniss und wurde sodann in das Otrokkloster (Twer) eingesperrt. Nach Verlauf eines Jahres erwürgte der Liebling des Zaren, Maljuta Scuratow, den Prälaten in seiner Zelle.

II. Ausbreitung des Christenthums.

§. 8. Ausbreitung des Christenthums in der nördlichen Metropolie: in Perm und Wjätka.

Der Norden und der Osten boten noch ein weites Feld für den Eifer der Prediger des Namens Christi dar. Und sie übten hier auch nach wie vor ihre frommen Werke. Herberstein (Rer. Moscow. Comm. 29) schrieb: »Auch jetzt noch begeben sie (die Mönche) sich in verschiedene Gegenden, die nach Norden und Osten liegen, ertragen auf dem Wege dahin die grössten Beschwerlichkeiten, leiden Hunger und unterziehen sich Lebensgefahren, wofür sie keine Vortheile erstreben und erwarten; sie haben nur das eine Ziel im Auge: Gott wohlgefällig zu sein, die verirrten Seelen auf den Pfad der Wahrheit zurückzuführen und sie Christo zu weihen, wobei sie nicht selten die Wahrheit seiner Lehre mit ihrem Blute besiegeln.«

Klein-Perm mit seinen Sirjanen war durch die Bemühungen des heiligen Stephan zum Christenthume bekehrt worden. Aber Gross-Perm mit seinen verschiedenen Bewohnern verharrte noch im Heidenthume. Die Wogulitschen hatten ihren Hass gegen das Christenthum noch zu Lebzeiten des heiligen Stephan an den Tag gelegt, aber nach seinem Tode überfielen sie zu wiederholten Malen Ustwym, wo sich der Bischofssitz befand. Der Nachfolger des heiligen Stephan nach Isaak, Gerasimus, erlitt den Märtyrertod im J. 1442 durch die Diener eines Wogulitschen, die ihn mit seiner bischöflichen Schulterbinde (Omophor) erwürgten. Das war die Rache, welche die kraftlose Bosheit des Aberglaubens an dem heiligen Glauben für dessen Fortschritte nahm. Mönche des Dreifaltigkeitsklosters, das im Jahre 1397 über 600 Werst von Ust-Syssolsk gegen Nordosten hin, gegründet worden war, verbreiteten damals den christlichen Glauben am Flusse Petschora entlang bis Pustoosersk.

Im J. 1455 überfiel der Fürst Assyka mit zusammengeschaarten Wogulitschen die getauften Permer, verwüstete die Ufer der Witschegda, und da er mit vielen anderen Gefangenen

auch des gottseligen Hirten Pitirim habhaft geworden war, liess er denselben grausam martern und tödten. Unter dem Nachfolger Pitirim's errang in der Umgegend von Tscherdin der Glaube den Sieg über den eingewurzelten Aberglauben: Jonas bekehrte den Fürsten von Gross-Perm selbst zum Christenthume, taufte die Permer und um den Glauben fester zu gründen, baute er nicht nur Kirchen, sondern auch Klöster. Vom J. 1472 an kam Perm unter die unmittelbare Botmässigkeit des Grossfürsten, und die Metropoliten wirkten mit Beihülfe des Grossfürsten kräftigst zur Ausrottung des Aberglaubens in Perm. Der Metropolit Simon schrieb im J. 1501 an die Permsche Geistlichkeit, dass sie durch das Leben und die Lehre die Permer im heiligen Glauben unterweisen solle, aber den Permschen Fürsten Matthaeus und die anderen Anführer ermahnte er, mit Eifer dafür zu sorgen, dass der Gottesdienst, den man dem Götzen Woipel erweise, wie die heidnischen Opfer ausgerottet würden. Herberstein schrieb zu dieser Zeit: »Bei ihnen (den Permern) sind in den Wäldern viele Götzendiener übrig geblieben, aber die Mönche und Einsiedler begeben sich zu ihnen und hören nicht auf, sie von ihrem Irrthume und dem abergläubischen Gottesdienste zu bekehren.« Die als Prediger des Glaubens am meisten bekannten Einsiedler waren der ehrw. Loggin und Simon, die im J. 1535 ein Kloster am Flusse Koräschma gestiftet hatten. Der letztere gründete im J. 1540 noch ein Kloster am Flusse Soiga, über 75 Werst von Solwitschegodsk.

Im J. 1575 liess sich der ehrw. Triphon, ein aus Mesen (Gouv. Archangel) gebürtiger und im Pyskorschen Kloster des Permischen Gebietes eingekleideter Mönch bei dem Flusse Mucha nieder, an einem für die Ostjaken geheiligten Orte, weil dort die von ihnen göttlich verehrten Bäume standen. Nachdem er in seinem Eifer diese Bäume gefällt hatte, predigte er den Ostjaken und Wogulen den wahren Gott, den Alle anzubeten haben. Nur der Herr allein war sein Schild in den Gefahren, denen er sich inmitten der Wilden ausgesetzt sah. Aber es gelang ihm sogar ein Kloster daselbst zu gründen.

§. 9. Taufe der Lappländer und Ausrottung des Aberglaubens bei den Tschuden.

Auch an die entfernten Ufer des nördlichen Meeres trugen Mönche zu den armen Lappen die Predigt von Christo. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts kamen wilde Ansiedler des Nordens zu dem Gründer des Solovetzkischen Klosters, dem heiligen Sosimus, um sich von ihm taufen zu lassen. Sein Kloster beherrschte die Ufer des Meeres, und die Kirchen gewannen die gutmüthigen Bewohner auf friedliche Art für den Glauben. Ein Zögling dieses Klosters, der sich vom 14. Jahre seines Lebens an Gott geweiht hatte, Theodorit, liess sich am Flusse Kola nieder, um einer ungestörten Einsamkeit zu geniessen, verweilte hier in Gesellschaft eines Greises 20 Jahre und, nachdem er in Nowgorod die Priesterwürde erlangt hatte, kehrte er — um des Namens Christi willen — an die Kola zurück. Mit jugendlichem Feuereifer unternahm der Greis die Predigt von Christo, unterwies die Lappländer im Lesen und Schreiben und übersetzte einige Gebete in ihre Sprache. Seine Predigt war von der Kraft des Geistes durchdrungen und einige Wunder verstärkten die Wirkung derselben noch mehr. So gelang es dem Theodorit, 2000 Lappen zu gleicher Zeit taufen zu können. An der Mündung der Kola erbaute er eine Kirche und ein Kloster im Namen der Dreifaltigkeit. Die Strenge seiner Grundsätze bewog die Kleinmüthigen, ihn aus dem Kloster zu vertreiben. Aber noch im späten Alter kam er aus Wologda zweimal, um seine geliebten Kinder zu sehen und sie zu trösten. Die vom gottseligen Theodorit bekehrten Lappländer begaben sich selbst nach Moscau und Nowgorod, um sich von dort her Priester zu erbitten.

Zu derselben Zeit verkündigte ein anderer Gottesstreiter, der ehrw. Triphon, Sohn eines Priesters, noch jung, aber von der Liebe zum Herrn entflammt, das Wort von Christo den Lappländern, die am Flusse Petschenga, weiter über die Kola hinaus, gegen das Nordcap hin wohnten. Einige Jahre hindurch hatte Triphon mit den Zauberern der Lappen zu kämpfen, hatte Beschimpfungen zu erleiden und stand mehr wie einmal in Lebens-

gefahr. Aber die Herzen bereitete er für den Glauben vor. Die Bekehrung der Götzendiener musste endlich durch die Taufe besiegelt werden; da aber Triphon der Priesterwürde nicht theilhaft war, so begab er sich nach Nowgorod, erbat bei dem Erzischofe Macarius dessen Segen zum Baue einer Kirche und verlangte einen Priester. Die im Namen der Dreifaltigkeit erbaute Kirche blieb drei Jahre uneingeweiht, denn einen Priester hatte man nicht gesandt. Triphon ging zur Kola und fand dort den Mönchpriester Elias, der die Kirche einweihte, die lappländischen Katechumenen taufte und den Triphon selbst zum Mönche einkleidete. Das war im J. 1533. Späterhin kamen Lappländer auch aus anderen Gegenden zu Triphon, der — zum Abte geweiht — mit den zarischen Hülfsmitteln, die er anno 1558 in Moscau erhalten hatte, sein Kloster erweiterte, noch eine Kirche am Flusse Pass erbaute und im kalten Norden die Wärme des Glaubens verbreitete († 1583). Die Grossfürsten Basilius und Johann waren bemüht, sich den uneigennützigen Predigermönchen hülfreich zu erweisen, indem sie die Lappen vor den Bedrückungen der Beamten sicher stellten. Auf Bitte der am Flusse Ponoia wohnenden Lappen liess der Zar eine Kirche errichten und dieselbe mit dem nöthigen Zubehöre versehen. Diese Kirche verödete nach einigen Jahren, und Jonas, der Abt des Sergiusklosters, erbot sich, dieselbe in seine Obhut zu nehmen, damit — wie er sagte — die getauften Lappen sich nicht wieder dem Heidenthume zuwenden möchten.

Die Tschuden zeichneten sich von Alters her durch ihre Zauberer aus. Im 15. Jahrhunderte, als unter den Russen des Nordens schon kein einziger heilig gehaltener Baum mehr zu finden war, gingen die Tschuden der Ostseeküste in Jschovien und Koporien — obschon sie längst von Christo gehört hatten — doch noch zu den Priestern des Aberglaubens, verehrten Steine und Bäume, vollzogen bei Geburten und Beerdigungen ihrer Verwandten heidnische Gebräuche und vernachlässigten die christlichen Mysterien. Der Erzbischof Macarius sandte — nach Uebereinkunft mit dem Zaren — im J. 1533 einen fähigen Priester zu den Abergläubigen, liess ihre Bethäuser zerstören und schärfte der örtlichen Geistlichkeit strenge ihre Pflicht ein. Die Alten, die

an die alte Ordnung gewöhnt waren, sahen mit Angst dem Priester zu, als er die ihnen so furchtbaren Steine und Bäume zerstörte. Die Kinder erwiesen sich aber verständiger als die Alten: sie leisteten dem Priester hülfreiche Hand bei seinem Werke. Mit demselben Eifer war des Macarius Nachfolger, Theodosius, darauf bedacht, den Aberglauben auszurotten und die Abergläubigen zu einem besseren Verständnisse zu führen.

§. 10. Kasan's Bekehrung zum Christenthume.

Vereinzelte Bekehrungen muselmännischer Tataren zum Christenthume dauerten nach wie vor bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts fort. Endlich aber trat die Zeit des entscheidenden Kampfes mit dem Mohamedanismus ein. Im J. 1550 entschloss sich Russland, das Kasansche Zarenthum zu vernichten. Das war ein Kampf, der ebensowohl dem hundertjährigen Feinde des Reiches galt, wie er die Freiheit und den ungehinderten Fortschritt des Glaubens erringen sollte, die Jahrhunderte lang von den Tataren niedergehalten worden waren. Das begriffen damals Alle vom schlichten Landmanne bis zum Zaren und Metropoliten. Noch vor dem Zuge gegen Kasan hatte die Erscheinung des ehrw. Sergius auf muselmännischer Erde die Stätte für die christliche Stadt Swijäschsk durch seinen Segen bezeichnet. Die Erscheinung der ersten Apostel und des heiligen Nicolai, die »würdigen Männern« zu Theil geworden war, hatte den Sieg des Kreuzes im muselmännischen Lande vorherverkündigt. Der Zar bat, als er sich auf den Marsch begab, die Prälaten, für ihn und das Heer zu beten, fastete und beichtete, rief in einem feierlichen Tedeum den Beistand der Beschirmer der russischen Kirche an und liess das Heer mit dem durch ihre Reliquien geweihten Wasser besprengen. Bei Kasan angekommen und nach vergeblicher Aufforderung an die belagerte Stadt sich zu ergeben, beschloss der Zar, den Sturm am Festtage Mariae Schutz und Fürbitte zu beginnen. Dem Kriegsheere ward der Befehl ertheilt, das Gewissen durch die Beichte zu reinigen. In der Nacht wurden Pulverfässer in die Minen gelegt und die Krieger begannen den Sturm. Der Zar blieb im Gebet, hatte dem Morgengottesdienste beigewohnt

und bereitete sich zum Genusse des heiligen Sacramentes. Als der Diacon in der Liturgie beim Verlesen des Evangeliums die Worte aussprach: »und es wird ein Hirte und eine Heerde sein« — vernahm man den Donner der ersten Explosion; als in der Ectenie die Worte gesprochen wurden: »wirf jeden Feind und Widersacher unter seine Füsse« — sprengte die zweite Explosion die Mauer in die Luft; furchtbar entbrannte die Schlacht. Der Zar verliess die Liturgie nicht und genoss das heilige Abendmahl. Aber kaum hatte er darauf sein Pferd bestiegen, als man ihm die Nachricht brachte: »Kasan ist genommen.« Der Zar pries Gott in seiner Feldkirche des heiligen Sergius, richtete an der Stätte, wo die zarische Fahne mit dem nicht von Menschenhand gemachten Bilde des Erlösers stand, ein Kreuz auf und befahl, dem Erlöser eine Kirche zu erbauen. Am 3. October ward in der Stadt die Stelle für eine Kirche zur Verkündigung Mariae angezeigt. Darnach wurden die Strassen und Mauern durch eine Procession geweiht und die Stadt der heiligen Dreifaltigkeit gewidmet. Die Freude über die Einnahme Kasan's wurde noch durch die Befreiung von 60,000 Christen erhöht, welche im muselmännischer Gefangenschaft geseufzt hatten.

Noch während Johann — sagt ein Zeitgenosse — in Kasan weilte, »kamen viele Ungläubige mit Frauen und Kindern, liessen sich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes taufen und kehrten frohen Herzens wieder heim.« Unter dieser Zahl befand sich ein Tatar aus dem Arischen Gebiete. Nachdem er 30 Jahre an den Füssen krank gewesen war und durch den Glauben an Christum Heilung erlangt hatte, nahm er das Christenthum mit einer solchen Aufrichtigkeit an, dass er verschiedene Plagen männlich, um Christi willen, ertrug und den Märtyrertod als Opfer des Fanatismus seiner Stammesgenossen erlitt. Im folgenden Jahre (1553) wurden zwei Zare, Utemisch-Girei und Ediger, in Moscau getauft. Ediger, schon vorgerückten Alters, antwortete dem Metropoliten auf dessen Frage, ob ihm nicht Furcht oder Noth oder weltlicher Vortheil den Gedanken an den neuen Glauben eingegeben? entschieden: »Nein, ich liebe Jesum und verabscheue Mohamed.« Seine Taufe ward feierlich im Moskwastrome vollzogen. Utemiseh-Girei, ein fünf-

jähriger Knabe, wurde im Tschudowkloster getauft und in den zarischen Palast genommen, um im Lesen und Schreiben so wie in der Religion unterrichtet zu werden. Das Beispiel dieser Zaren ahmten Viele nach. Im J. 1555 ward auf einer Versammlung der Hirten beschlossen, für den Fortschritt des Glaubens einen Erzbischofssitz in Kasan zu errichten und demselben Swijäschsk, das Bergufer der Wolga, Wassilji und das ganze Wätkasche Gebiet zu subordiniren. Zum Bau von Kirchen in den Ländern, denen das neue Licht aufgegangen, so wie zum Unterhalte der Klerisei machte der Zar bedeutende Schenkungen aus dem Reichsschatze; ein Gleiches ward den Klöstern und Prälaten zugemuthet und von ihnen auch bereitwillig erfüllt. Zum Hirten bezeichnete das Loos den heil. Gury, dem die Archimandriten German und Barsonophius als Gehülfen beigegeben wurden. Der Zar machte es Gury, als er ihn nach Kasan abfertigte, zur Pflicht, dem Glauben durch Liebe Bekenner zu gewinnen und nicht durch Zwang, die besseren unter den Getauften bei sich im Hause im Glauben zu unterrichten, die anderen nach den Klöstern zu schicken und auch solche nicht zurückzuweisen, die das Bewusstsein einer Schuld vor dem bürgerlichen Gesetze zum Kreuze getrieben haben sollte, ja selbst für die Beklagten Verwendung einzulegen. In diesem Geiste war die Instruction für den Prälaten von Kasan geschrieben, dem übrigens der heilige Geist noch bessere Anweisung gab, den Pflichten seines neuen Amtes gewissenhaft nachzukommen. Im J. 1556 erregten die muselmännischen Bewohner Kasan's einen Aufruhr. Die zum Glauben neuerdings Bekehrten nahmen den thätigsten Antheil an der Besänftigung desselben. Fürderhin wurde den nicht getauften Tataren der Aufenthalt in Kasan als einer christlichen Stadt untersagt, und so ward die Empörung des Mohamedanismus gegen den heiligen Glauben glücklich beigelegt. Der Prälat Gury verwaltete sein Amt in einem ächt apostolischen Geiste. Durch seine hirtliche Lehre klärte er den Geist der Ungläubigen auf, wie er durch die Heiligkeit seines Lebens und die Liebe zu allen Nothleidenden oder dem weltlichen Gerichte Verfallenen die Herzen sänftigte, welche die christliche Liebe noch nicht kannten. Bald sah er die Nothwendigkeit ein, Schulen zu errichten und

eröffnete solche in Kasan und Swijäschsk, sowohl für die Kinder der Christen wie auch für die der Heiden und Mohamedaner. Der Zar, der dies Verfahren billigte, schrieb an Gury: »Es ist nöthig, dass die Kinder nicht nur lesen und schreiben lernen, sondern das Gelesene auch gründlich verstehen, damit sie in der Folge auch Andere zu unterweisen im Stande seien, die sich noch nicht zum Glauben bekehrt haben.« Die Frucht der achtjährigen Wirksamkeit Gury's († 1564) war die Bekehrung vieler tausend Muselmänner und Heiden. Seine Gehülfen in dem heiligen Werke waren Männer von besonderen Fähigkeiten und tiefer Frömmigkeit. Barsonophius war in seinen jungen Jahren Gefangener der krimschen Tataren gewesen und hatte dort die tatarische Sprache gründlich erlernt, ja sich auch mit den Grundsätzen des Korans gut bekannt gemacht. Darum konnte er mit den Tataren von Christo in ihrer eigenen Sprache reden und aus der mohamedanischen Lehre selbst Widerlegungsgründe gegen den Mohamedanismus schöpfen. Auf diese Art vermochte er auch auf die gelehrten Vertheidiger des Islam mit Erfolg einzuwirken. Der heilige German, aus dem adligen Geschlechte der Polewoy, ein Mann grossen Verstandes — wie Kurbsky sagt — und eines reinen heiligen Lebens, übte Anfangs, wie auch Gury, im Josephskloster fromme Werke der Entäusserung, während er mit Liebe dem Erlernen der Glaubensdogmen und den Regeln der Frömmigkeit oblag und — nicht nach dem Beispiele Anderer — auch den weisen Maxim hörte. Nachfolger Gury's auf dem Bischofsstuhle geworden, setzte er das apostolische Werk desselben mit gleichem Eifer fort (1564—1568). Durch solche Arbeiter drang das Christenthum so tief in die Herzen der Gläubigen ein, dass einige der neuen Christen selbst Märtyrer geworden sind. Stephan und Peter waren von ihren muselmännischen Verwandten lange Zeit hindurch ihres Glaubens wegen gepeinigt worden und besiegelten endlich ihre Glaubenstreue mit dem Tode. Bedeutend erhöht wurde der Werth des Christenthums in den Augen der stolzen Muselmänner durch die Erscheinung des wunderthätigen Kasanschen Bildes der Mutter Gottes. Die durch dasselbe bewirkten Wunder, die seit 1571 rasch nach einander folgten, zwangen unwillkührlich zu der Anerkennung der göttlichen Kraft

des russischen Christenthums, wie sie andererseits die Leere des Mohamedanismus darlegten.

§. 11. Unterwerfung Astrachan's. Restauration des Christenthums auf dem Kaukasus. Erfolge des Evangeliums in der Räsanschen Eparchie.

Im J. 1557 ward das Astrachansche Zarthum Moscau unterworfen. Damals liess sich eine der Astrachanschen Zarinnen mit ihrem Sohne in Moscau taufen. Im folgenden Jahre schickte man den Abt Cyrillus nach Astrachan, um dort ein Kloster und Kirchen zu erbauen. »Und er taufte — sagt ein Zeitgenosse — Männer und Weiber, Alte und Junge aus der krimschen und Astrachanschen Horde.« Der Abt Cyrillus unterrichtete die Kinder im Lesen und Schreiben, wie in der Religion. Im J. 1573 waren im Astrachanschen Kreml bereits ein Kloster nebst Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, eine Kirche des heiligen Nicolai und eine warme (heizbare) Kirche zu Ehren des Opfers der Mutter Gottes erbaut. Vor der Hand waren das Astrachansche und Tersische Gebiet dem Kasanschen Erzbischofe subordinirt worden, unter dem sie jedoch nicht lange verblieben.

Die Siege des christlichen Staates über den Mohamedanismus belebten die Liebe zum Christenthume unter den Bewohnern des Kaukasus, wo die Finsterniss des Islam dasselbe umschattete. Am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts bekannten die Tscherkessen, als sie ihre Freiheit weder an die Perser noch an die Türken verloren hatten, den griechischen Glauben und vollzogen — wie Herberstein in Russland gehört hatte — den Gottesdienst in slavonischer Sprache. Im J. 1557 kamen einige der Bergfürsten, fast alle Mohamedaner, nach Moscau. Mehrere von ihnen liessen sich und ihre Kinder taufen, welche letztere sie in Moscau zurückliessen, damit sie einer christlichen Bildung theilhaft würden. Im J. 1559 traf ein Gesandter der tscherkessischen Fürsten in Moscau ein und bat in ihrem Namen um die Zusendung von Priestern, so wie eines Heerführers nebst Kriegsmannschaft zur Vertheidigung gegen den mohamedanischen Chan Tawrida. Der Zar schickte zwei Heer-

führer ab, den einen in das Tscherkessenland, den anderen in die Kabardei, und mit einem jeden von ihnen mehrere Priester. Die Diener des Glaubens errichteten theils neue Kirchen, theils restaurirten sie etliche alte, die wiederum eingegangen waren. Viele aus den Bergvölkern tauften sie, andere befestigten sie im Glauben. Der Fürst Demetrius Wischnewetzky, Anführer der Hauptheeresabtheilung, der in der Folge von den Mohamedanern den Märtyrertod erlitt, wirkte jetzt wie ein warmer Prediger des Glaubens. Nach der Einheit des griechischen Glaubens — sagt ein ausländischer Zeitgenosse — und der nahen Nachbarschaft, sahen die Tscherkessen den Zaren von Moscau als ihren Beschützer an.

In der ausgedehnten Räsanschen Eparchie hatte das Heidenthum noch viele Anhänger unter den Meschtscheren und Mordwinen. Die Einwohner von Mzensk und dessen Umgebungen hatten unter dem Metropoliten Photius das Evangelium angenommen. Der Prälat Jonas war während seiner Verwaltung der Räsanschen Eparchie eifrig für die Verbreitung des heiligen Glaubens thätig, und der HErr belohnte seine Bemühungen reichlich durch die Bekehrung vieler Andersgläubiger, was der Prälat Photius schon in Bezug auf den jungen Novizen Jonas vorhergesagt hatte.

III. Zustand der orthodoxen Lehre.

§. 12. 1. Im Süden: Eifer für die christliche Aufklärung; Schulen und Buckdruckereien.

Im 15. und 16. Jahrhundert war im Westen ein lebendiges und allgemeines Streben zu den Wissenschaften erwacht. Selbst aus Griechenland, das schon unter dem Joche des Mohamedanismus seufzte, begab man sich auf abendländische Universitäten, um daselbst Vorlesungen zu hören. Die Nähe, in der sich die südwestliche rechtgläubige Kirche zum Abendlande befand, konnte nicht verfehlen, Sympathieen für die Bewegungen des Westens zu erwecken. So geschah es, dass einige aus dem

orthodoxen Adel schon im 15. Jahrhunderte Vorlesungen auf der Krakauer, andere auf der Prager Universität oder an anderen Orten besuchten. Im 16. Jahrhundert, als das Papstthum den Rechtgläubigen des Südens ihren theuersten Schatz — den reinen Glauben der Väter — zu rauben begann, wurden dieselben von der Nothwendigkeit überzeugt, ihre eigenen Schulanstalten zu vermehren. So wurden denn zu Ende des 16. Jahrhunderts ausser den längst schon bestehenden Elementar- auch höhere wissenschaftliche Schulen in Ostrog und Sluzk eröffnet. »Einige Fürsten, wie die von Ostrog, von Sluzk, haben ihre eigenen Schulen, auf denen ihr Schisma (die Orthodoxie) Nahrung findet,« — so schrieb der Jesuit Possevin an den Papst (im J. 1581). Dabei war das Erlernen der griechischen Sprache eine so gewöhnliche Erscheinung, dass an einigen Orten sogar die Kirchendiener dieselbe erlernten und griechisch sangen.

Um die Hülfsquellen der Rechtgläubigkeit für das Volk — die gottesdienstlichen Bücher — zu vermehren, um ihre Integrität vor absichtlicher oder absichtsloser Verfälschung zu bewahren, erschienen Buchdruckereien als eine Nothwendigkeit. Und sie fanden sich bei den slawischen Stämmen sehr bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst ein. In Krakau, wo damals rechtgläubige Kirchen bestanden, wurden im J. 1491 der Psalter, ein Horengebetbuch, das Hexaëmeron (Homilieen des heil. Basilius über das Sechstagswerk) und die Trioden herausgegeben. In Tschernogorien (in Cettingen) wurden im J. 1494 der achtstimmige Choralgesang, im J. 1495 ein Psalter mit Hinzufügung der Rituale für die einzelnen Gottesdienste, und im J. 1512 das Evangelium gedruckt. Die südlichen Slawen liessen ihre kirchlichen Bücher in Venedig und an anderen Orten drucken. In Wilna selbst, wo häufig der Sitz des russischen rechtgläubigen Metropoliten gewesen war, gab man die Apostelgeschichte und Episteln, einen Psalter, Lobgesänge zu Ehren des Herrn und der Mutter Gottes (Akaphist), ein Horengebetbuch, das Hexaëmeron und einen Kirchenkalender mit Gebeten heraus. Zu derselben Zeit und bald darauf wurden für die rechtgläubige Kirche gottesdienstliche Bücher in Sabludowo, Lemberg und Ostrog gedruckt.

§. 13. Arbeiten in Bezug auf die heil. Schrift. Predigten.

Die besondere Aufmerksamkeit des rechtgläubigen Südens war auf die heilige Schrift gerichtet. Die in dieser Beziehung bekannt gewordenen Versuche sind: a. die Uebersetzung (1556—61) der vier Evangelien aus der bulgarischen (Kirchen-)Sprache in die gewöhnliche russische, — eine Arbeit des Peresopitzischen Archimandriten Georgius; b. eine Uebersetzung des alten Testamentes aus dem Hebräischen in's Russisch-Slavonische, die in Lemberg um das J. 1570 gemacht worden ist; c. die Uebersetzung des Psalters aus dem Slavonischen in das Polnisch-Russische, von einem Unbekannten; d. die Uebersetzung und Herausgabe der ganzen Bibel von einem aus Polotzk gebürtigen Doctor der Medicin, Scorina; e. eine verbesserte Ausgabe der Bibel durch Constantin, Fürsten von Ostrog. — Die Uebersetzung des Scorina folgt der lateinischen Vulgata mit stellenweiser Beibehaltung der alten slavonischen Uebersetzung. Die Sprache der Uebersetzung ist aber nicht die slavonische, sondern diejenige, die damals im Westen Russlands die Umgangssprache der Gebildeten war. Scorina hat seine Arbeit im Hause des ältesten Wilnaschen Bürgermeisters, Jacob Babitsch, eines achtbaren Mannes ausgeführt. Theil an der Herausgabe nahm ein Mitglied des Wilnaschen Magistrates, Bogdan Ongkow. Darum muss man annehmen, dass die ganze Herausgabe die Frucht des Eifers verbrüderter (§. 3) rechtgläubiger Herzen war. Die Bibel ist zu Prag 1517—1519 in einzelnen Abtheilungen erschienen.

Ueber die Herausgabe seiner Bibel giebt der Fürst Ostrogsky selbst in der Vorrede seine Beweggründe an. Er sagt, dass diese Arbeit zu unternehmen ihn der Wunsch veranlasst habe — »der Frömmigkeit irgend eine geistliche Gabe zu hinterlassen«, und weist sodann auf das besondere Bedürfniss einer solchen Gabe hin, in Betracht des damaligen Zustandes der rechtgläubigen Kirche. »Denn wer ist unter den rechtgläubigen und verständigen Leuten, der nicht von Mitleid bewegt werden sollte, wenn er die Hinfälligkeit der Kirche Christi und ihren allmähligen Verfall sieht? Beissende Wölfe rauben und zersprengen die Schaf-

heerde Christi!« Weiterhin sagt er, dass es ihm an fähigen Leuten gefehlt habe, dass er nicht einmal vollständige Abschriften der Bibel sich zu verschaffen vermochte, d. h. dass er wohl Abschriften dieses oder jenes Buches fand, nicht aber im Besitze einer Sammlung aller Bücher war. Als er eine vollständige Abschrift aus Moscau erhielt und sie mit den Abschriften anderer Sprachen und Uebersetzungen verglich, so ergaben sich nicht nur »Abweichungen, sondern auch Entstellungen.« Der Fürst gerieth in grosse Bestürzung, die dadurch noch erhöht wurde, dass sich Leute fanden, die den frommen Fürsten wegen seines Unternehmens tadelten. Er entschloss sich neue Unterstüzung zu suchen. Er entsandte Vertrauensmänner nach dem Occidente und dem Oriente, nach der Insel Candia, an die griechischen, serbischen und bulgarischen Klöster, nach Constantinopel zum Patriarchen Jeremias mit Briefen, in denen er um die Zusendung getreuer Abschriften der Bibel und fähiger Männer bat. Als die Antworten eingegangen waren, begann man die Bibel vorzugsweise nach dem griechischen Texte herauszugeben. Ein Mitarbeiter des Fürsten sagt am Ende des dritten Buches der Maccabäer, dass »dieses Buch sich weder in den slavonischen (aus Moscau erhaltenen), noch auch in den lateinischen oder polnischen Abschriften findet, sondern nur in den griechischen und tschechischen.« Diese Bemerkung zeigt deutlich an, was für Abschriften der Bibel der Fürst Ostrogsky zu sammeln vermocht hat. Fügen wir noch hinzu, dass die Bücher des Tobias, der Judith und das dritte Esdra's in der Ostrogschen Bibel nicht nach dem griechischen sondern lateinischen Texte übersetzt sind. So sehen wir denn, dass a. die slavonischen Handschriften sich damals in einem sehr schlechten Zustande befanden, und die von Gott eingegebene Schrift in ihnen selbst entstellt und verderbt war; b. dass es dem frommen und einem der reichsten Fürsten der damaligen Zeit schwere Mühe gekostet hat, eine Ausgabe der Bibel mit einem auch nur einigermassen befriedigenden Erfolge zu bewerkstelligen. Wollen wir daher den Eifer des frommen Fürsten durch ein dankbares Andenken ehren! Er sagt selbst, dass er wenig Gehülfen gehabt habe, und einer seiner Mitarbeiter gesteht aufrichtig: »ich habe das mit meinem geringen Verständ-

nisse in's Werk gesetzt, denn ich habe nirgends eine Schule besucht.« Sowohl aus diesem Geständnisse, wie aus dem Zustande der Handschriften wird es jedem einleuchten, dass in der Ostrogschen Bibel viele, und sogar recht viele Fehler stehen geblieben sind, dass sich in ihr Mängel, Ungenauigkeiten, Unvollkommenheiten und zuweilen selbst sehr bedeutende finden. Wer zwei, drei Verse dieser Bibelausgabe mit dem griechischen Texte vergleichen will, wird sich von dieser unangenehmen Wahrheit vollkommen überzeugen können.

In der Kirche des Südens ward von Zeit zu Zeit die freie Predigt des göttlichen Wortes vernommen. Gregorius Semblach, der erste Metropolit des Südwestens, predigte sowohl als Abt wie auch als Metropolit. Bis heute haben sich 21 seiner Predigten auf Sonn- und Festtage erhalten und einige von ihnen sind eines Kirchenlehrstuhles vollkommen würdig, wie z. B. die Predigt über diejenige Gemüthsverfassung, mit der man zur heil. Eucharistie hinzutreten soll. Wahrscheinlich haben auch nach Gregorius die Kirchenhirten dem Volke gepredigt, da mehrere von ihnen ihre Bildung auf höheren Lehranstalten erhalten hatten.

§. 14. Die Unversehrtheit der Rechtgläubigkeit und ihre Grenzen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Erfolge des Papismus und Kampf mit demselben seit dem J. 1569.

Gregorius, als er die Würde eines Metropoliten des Südwestens annahm, lud allerdings den strengen Vorwurf auf sich, die Metropolie getheilt zu haben, aber selbst Photius hat nie die Beschuldigung gegen ihn ausgesprochen, dem Papstthume irgend welche Zugeständnisse gemacht zu haben. Im Gegentheile bezichtigte er die Lateiner unverholen der Willkühr in Bezug auf die Eucharistie. Denselben Eifer für die Rechtgläubigkeit legte er auf dem Concile zu Costniz an den Tag, wohin er sich (1417) nach dem Willen Witowt's begeben hatte. Auf Beschluss dieser Versammlung der Berühmtheiten des Westens wurde Johann Huss ein Slawe und Bezichtiger des Papstes verbrannt. Gregorius erklärte sich bereit, über den Glauben zu disputiren, aber keineswegs sich dem Papste zu unterwerfen. Witowt hatte aus

Rücksichten weltlicher Macht den römischen Glauben an Stelle des orthodoxen angenommen, aber aus denselben Rücksichten schützte er auch diejenigen, welche den russischen Glauben bekannten. Selbst Jagello ward im J. 1432 durch die Waffen der russischen Fürsten gezwungen, die Freiheit des Glaubensbekenntnisses öffentlich zu verkünden. Sein Sohn Wladislaus I. erklärte im J. 1435: »der freie Wille in Bezug auf den väterlichen, angeerbten Glauben soll unangetastet bleiben.« Die Union Isidor's (§. 16) hat nur dazu gedient, dass Wladislaus (im J. 1441) den Russen die bürgerliche Freiheit zugleich mit der Gewissensfreiheit bestätigte; sonst wäre sie spurlos erloschen. Es ist begreiflich, dass der Fürst von Litthauen noch weniger als der König von Polen das Gewissen der Russen antasten durfte. Innerhalb der Grenzen der südlichen Metropolie gehörten dem Papste die Einwohner nur zweier heutiger Gouvernements (des Wilnaschen und Kownoschen), und dort selbst nicht Alle an; dagegen gehörten zehn andere Gouvernements zur rechtgläubigen Kirche. Eine solche überwiegend grosse Anzahl von Russen gebot schon an und für sich, die Gewissen derselben nicht anzutasten. So handelten auch die Nachfolger Witowt's bis auf den schwachen Alexander. Der Grossfürst Kasimir konnte nicht früher Wilna verlassen, um sich in Krakau die Krone der Piasten aufsetzen zu lassen, als bis er durch einen Eid versprochen hatte, die bürgerlichen wie die kirchlichen Gerechtsame Litthauens unversehrt aufrecht zu erhalten. Der Geist der evangelischen Liebe gründete überdem unter den Rechtgläubigen Brüderschaften, deren zu Lemberg eine im J. 1439, zu Wilna eine andere im J. 1458 zusammentrat. Diese Brüderschaften bewahrten nebst den Pflegern der Kirchen und Klöster, unter treuem Anschluss an die Hirten, mit aller Energie die Integrität und den Wohlstand der Rechtgläubigkeit.

Ausgangs des 15. und Anfangs des 16. Jahrhunderts begann die Rechtgläubigkeit in Litthauen Verfolgung zu leiden. Der schwache Grossfürst Alexander gestattete den Fanatikern, die Orthodoxen mit Gewalt zum lateinischen Ritus zu bekehren, verbot rechtgläubige Kirchen zu erbauen und vermehrte in den russischen Städten die Zahl lateinischer Kirchen. Selbst das Ge-

wissen seiner Gemahlin, der rechtgläubigen Helene, musste Zwang und Bedrückung erfahren. Der Wilnasche Bischof Adalbert erbat sich vom Papste das Recht des Schwertes gegen die Ketzer und unter diesen »gegen die Russen.« Aber die Waffen des Moscowischen Fürsten zwangen den Papst und Alexander, von ihren Forderungen einen Schritt zurückzuweichen. Den Metropoliten Joseph belästigte man mit wiederholten Zumuthungen der Union. Er wandte sich an den Patriarchen, der ihm eine kluge Antwort ertheilte: »Es giebt für deine Liebe eine leichte Ausrede: sage, dass du ohne den Willen des Constantinopolitanischen Patriarchen nichts zu thun im Stande seiest.« Joseph handelte demgemäss. Die Fürsten aus dem Rurikschen und Gediminschen Geschlechte wegen ihrer Rechtgläubigkeit bedrückt, verliessen Litthauen und gingen zum Fürsten von Moscau über. Seine Nachsicht gegen den Fanatismus musste Alexander mit der Abtretung seiner östlichen Besitzungen bis zum Dniepr an Russland büssen. Der König Sigismund bestätigte (1509, 1511 und 1522) die Freiheit des Bekenntnisses zur Rechtgläubigkeit, während die Metropoliten, die auf Joseph folgten, besonders Jonas II. (1519—1525) die Orthodoxie mit Eifer aufrecht erhielten.

Campensee schrieb im Jahre 1525: »Das unter der Botmässigkeit des polnischen Königs stehende Russland ebenso wie Lemberg und der Theil Polens, der sich von den sarmatischen Bergen nach Norden und Nordosten erstreckt, hält unerschütterlich an dem griechischen Glauben fest und erkennt über sich die Macht des Constantinopolitanischen Patriarchen an.« Die über das Misslingen ihrer Pläne in Litthauen aufgebrachten (lateinichen) Prälaten gewannen so viel, dass Sigismund dem Lembergschen Erzbischofe das Recht ertheilte, in Galizien einen Statthalter des Metropoliten ernennen zu dürfen, »um — wie die Rechtgläubigen schrieben — uns schneller zur Annahme des lateinischen Glaubens zu zwingen.« Aber auch dieser Versuch misslang. Die Rechtgläubigen, wenn auch mit grosser Mühe und nicht geringen Opfern, befreiten sich doch von dem lateinischen Joche und erhielten auf ihre Bitte sogar aufs neue einen eigenen Bischof.

So waren denn um die Mitte des 16. Jahrhunderts, selbst in Wilna — der Hauptstadt Litthauens — mehr orthodoxe Tempel als römische Kirchen. Ohne der russischen Familien zu erwähnen, so gehörten die litthauischen Familien der Sanguschek, der Koriwutowitsch, der Sbarasky, Oginsky, Sapega, Kyrdejew, Tischkewitsch u. a. m. der Rechtgläubigkeit und nicht dem Papste an. Selbst die Polen, die sich in russischen Städten niedergelassen hatten, nahmen das griechische Bekenntniss an.

Die Gewalt des Papstes begann sich den Russen in der litthauischen Metropolie nicht früher fühlbar zu machen als vom J. 1569 an, als Litthauen mit Polen vereinigt wurde. Zu Anfange des 16. Jahrhunderts war es der lateinischen Geistlichkeit kaum gelungen, einem Bischofe im Rathe des Grossherzogthums Sitz und Stimme zu verschaffen, während sie um die Mitte desselben schon vier der ihrigen dort zählte. Nach der Vereinigung Litthauens mit Polen neigte das Uebergewicht der Macht in Litthauen zugleich mit den polnischen Magnaten auf Seite des Papstes hin, obschon Sigismund August den Orthodoxen Privilegien schenkte, die sie im Genusse von Rechten mit den Papisten gleichstellten. Bathory liebte die Macht mit Niemanden zu theilen und am wenigsten mit römischen Pfaffen; er hatte aber die Unvorsichtigkeit, den Jesuiten Eingang in Litthauen zu gestatten, die sich seit 1566 in Polen festgesetzt hatten, so wie überdem seine Politik in Bezug auf die Russen der Billigkeit und Menschenliebe gar sehr ermangelte. Die Jesuiten wussten, unter dem Schutze seines Wohlwollens ihre Netze mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit auszuwerfen. Sie eröffneten Collegien in Volhynien, Wilna und Polotzk, verschafften sich Eingang in die Häuser der Vornehmen, bezauberten die Kurzsichtigen durch den Glanz ihrer — übrigens stets todten und unfruchtbaren — Bildung und imponirten den schwachen Köpfen. So schrieb denn Possevin (im J. 1581), dass »einige russische Fürsten des Königreiches zum katholischen Glauben bekehrt worden seien.« Da entbrannte ein heisser Kampf der Rechtgläubigkeit mit dem Papismus. Die Abhandlung des Ostrogschen Presbyters Basilius, die der fromme Fürst Ostrogsky herausgab, diente

zu einer treffenden Antwort an den Papismus, denn in ihr waren mit einer tiefen Glaubenserkenntniss und genauer Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte die willkührlichen Neuerungen Roms schlagend widerlegt. Der Fürst Kurbsky schickte Briefe umher, in denen er die Ränke der Jesuiten aufdeckte und den Eifer für den alten Glauben unter den Rechtgläubigen zu nähren strebte. Er bemühte sich, griechische Werke gegen den Papismus zu verbreiten. Er war entzückt, als er vom Berge Athos die Abhandlungen der Metropoliten von Thessalonich, des Gregorius und Nilus, in einer Uebersetzung erhielt und eilte sie auch Anderen mitzutheilen. »In diesem Buche — schrieb er — finden sich zwar nicht ihre jetzigen Lockpfeifen, aber alle ihre Syllogismen sind siegreich niedergeworfen.« Die Abhandlungen des gottseligen Nilus waren in der That des Entzückens werth und eine der Zeit des Chrysostomus würdige Arbeit.

§. 15. Beziehungen zur Reformation. Uebersetzungen der Kirchenväter.

Der Despotismus des Papstes und die grosse Willkühr der römischen Kirche hatten im Westen eine Reaction gegen sich hervorgerufen, die aber in ihren Forderungen leider nicht billiger war, als der Papst selbst. Die Slawen, einst alle Söhne der Rechtgläubigkeit, aber durch Feuer und Schwert dem Papste unterworfen, waren schneller denn alle Uebrigen geneigt, gegen den Papst aufzustehen. Huss aus Böhmen war hundert Jahre vor dem Erscheinen Luther's für sein kühnes Auflehnen wider den Papst verbrannt worden. Aber Alle konnte der Papst nicht verbrennen. Die strengen Massregeln Sigismund's I. (1511—1548) zu Gunsten des Papstes halfen diesem in Polen nichts. Die Reform trat hier mit einer solchen Kraft auf, dass Sigismund für sich selbst zu fürchten Grund hatte. Aus Polen, Posen und Livland ging die Reform auch in die Grenzen der litthauischen Kirche über. Nicht nur als Fürst von Litthauen, sondern auch als König von Polen begünstigte Sigismund August die Neuerungen des Westens, ja, er wäre bereit gewesen, selbst dem neuen Glauben beizutreten, um nur — bei Lebzeiten seiner Gemahlin — in eine

zweite Ehe treten zu dürfen! Mehr aber als Alle, verbreitete die Reform in Litthauen der litthauische Kanzler Fürst Nicolai Radziwil der Schwarze, der viele Güter in Litthauen besass. So eröffneten die Hussiten, Lutheraner und Calvinisten unter Sigismund August Kirchen in Volhynien, Weissrussland und Litthauen. Zu derselben Zeit erschienen im Königreiche Polen die Antitrinitarier, denen sich die aus Moscau entflohenen Theodosius Kossoi und Ignatius anschlossen. Die Socinianer, die sich in Rakow festgesetzt, fanden Anhänger unter den calvinischen und lutherischen Pastoren selbst. Simon Budny verbreitete durch Wort und Schrift ihre gotteslästerliche Lehre. Zu der Zahl solcher gehörte auch Motovilo, der ebenso wie Socin arianische Lästerungen über den Sohn Gottes ausspie, zugleich aber auch lehrte: dass mit der zweiten Ankunft Christi das tausendjährige Reich sinnlicher Ergötzlichkeiten anheben werde. Alle diese Sectirer gewannen sich Anhänger fast nur unter den Polen, Litthauern und den sich im Königreiche umhertreibenden Deutschen. Unter den Russen wandten sich nur einige Adelige dem Calvinismus zu und vorzugsweise solche, die aus weltlichen Rücksichten schon vorher papistisch geworden waren; die Uebrigen belustigten sich nur an den scharfen Ausdrücken der Sectirer über den Papismus, und liessen wegen ihrer eigenen Unzufriedenheit mit dem Alles und Alle unterdrückenden Papste der Anschauungsweise der Dissidenten eine gewisse Nachsicht widerfahren. Das Volk jedoch hielt treu an dem heiligen Glauben seiner Väter fest. Zichowsky schreibt, dass, »während kaum der tausendste Theil der römischen Katholiken ihrem Glauben treu blieben, die Russinen wachsam ihr Heiligthum bewahrten.« Die Zwistigkeiten, die bald unter den Sectirern ausbrachen, so wie die Jesuiten durch ihre gewandten Machinationen, schwächten in kurzer Zeit die Reform in Litthauen und Polen ab. Der Metropolit Sylvester Belkewitsch wusste — wie polnische Historiker bezeugen, — die Rechtgläubigen davor zu bewahren, dass sie sich nicht durch die Einflüsterungen der Anhänger der Reform bethören liessen. Der Fürst Kurbsky verfolgte lebhaft alle Ausgeburten Luther's. Seine klugen, heiligen Eifer athmenden Briefe gingen von Hand

zu Hand, und es gelang ihm die Unvorsichtigen vor der Versuchung zu bewahren. »Wie die Wahrheit — sagte er — überall sich selbst treu bleibt, so gebiert die Lüge Verschiedenheit der Meinungen, Uneinigkeit, Spaltungen — und solcher Art ist Luther's Reformation.« Als eine der kräftigsten Massregeln, um die Rechtgläubigkeit vor der Vermessenheit der Freidenkerei zu bewahren, erkannte man damals die Verbreitung der Kirchenväter in Uebersetzungen. Kurbsky bemühte sich mit allem Eifer eine Gesellschaft von Uebersetzern zusammenzubringen. Trotz seines von Alter gebleichten Hauptes brachte er einige Jahre mit dem Erlernen der lateinischen Sprache zu, kaufte die Werke der Kirchenväter und übersetzte aus dem Lateinischen die Werke des Chrysostomus, Basilius des Grossen, Gregorius des Theologen, Johannes Damascenus. So stand es bei den Russen in der südlichen Metropolie.

§. 16. 2. Im Norden: Triumph der Rechtgläubigkeit über das Papstthum.

A. Unter Isidor und Jonas.

In der nördlichen Metropolie wies die russische Kirche geschützt durch die Macht der Grossfürsten, aber noch mehr durch die alte Einfachheit des Glaubens, alle Angriffe des Papstes ruhig zurück. Der gefährlichste Anschlag auf ihre Freiheit geschah unter dem Pseudohirten Isidor.

Das griechische Kaiserthum schwebte damals in grosser Gefahr; es war fast nur noch auf die Mauern der Hauptstadt beschränkt, die Ottomanen standen aber im Begriffe, es auch innerhalb dieser Mauern zu vernichten. Der Kaiser Johann Palaeolog entschloss sich, den Beistand des Westens durch die Vereinigung der Orthodoxie mit dem Papismus zu erkaufen. Seine verzweifelte Lage und die Verwandtschaft mit dem Grossfürsten Basilius gaben ihm den Gedanken ein, auch Russland in dieses Bündniss hineinzuziehen. Mit diesen Absichten ward Isidor für den Metropolitensitz von ganz Russland erwählt und geweiht. Der Kaiser kannte Isidor und wusste, dass er grade der Mann sei,

dessen der Palaeologe für dieses Mal bedurfte. Auf dem Baseler Concil hatte Isidor in dem Actenstücke, das nach Constantinopel abgefertigt werden musste, sich erkühnt, den griechischen Glauben »die alte Häresie« zu nennen. Bei solcher Lage der Dinge würde der heil. Jonas, selbst wenn er noch vor der Entscheidung in Bezug auf Isidor nach Constantinopel gekommen wäre, um den patriarchalischen Segen zur Metropolitenwürde zu empfangen, abschlägig beschieden worden sein. Der neue Metropolit begab sich eilig nach Russland, begleitet von einem Gesandten des Kaisers, und suchte die russischen Fürsten der Angelegenheit der Union geneigt zu machen. Der Grossfürst Basilius (Wassiljewitsch) hatte keine Neigung sich in das Unternehmen zu mischen, das sein Gewissen beschwerte und seiner Politik keinen Vortheil brachte. Er erinnerte sich sehr wohl der väterlichen Traditionen über den eigenwilligen Hochmuth des Papstes, der längst von den Concilen verurtheilt war, und begriff, dass von dem Stolze desselben nichts Gutes zu erwarten sei. Darum drang er in Isidor, die beabsichtigte Reise zur Kirchenversammlung aufzugeben. Isidor bestand aber auf seinem Vorhaben, doch fertigte der Grossfürst seinerseits keinen Gesandten mit ihm zum Concile ab und verpflichtete ihn überdem noch durch einen Eid, in der alten Rechtgläubigkeit heimzukehren. Isidor, der noch den Fürsten von Twer überredet hatte, einen Gesandten mit ihm nach dem Westen abzufertigen, war kaum mit seinem griechischen und russischen Gefolge so wie mit dem Susdalschen Bischofe Abraham über die Grenzen Russlands hinausgekommen, als er in Dorpat öffentlich dem lateinischen Ritus vor dem griechischen den Vorzug gab.

Auf dem Concil war Isidor nebst fünf Anderen zum Sprecher für die Griechen erwählt worden. Die Verhandlungen in Ferrara bewegten sich die ganze Zeit hindurch nur um Entscheidung der Frage: ob die Lateiner das Recht gehabt hätten, die Ergänzung in das Glaubenssymbolum hineinzutragen, dass der heilige Geist auch von dem Sohne ausginge. In dieser ganzen Verhandlung sprach Isidor kein Wort. Es disputirten Bissarion und ganz besonders Marcus von Ephesus, ein warmer Vertheidiger der Rechtgläubigkeit.

In Florenz, wohin der Papst das Concil für seine besonderen Zwecke verlegt hatte, fing man über den Ausgang des heiligen Geistes selbst zu disputiren an. In sieben Sitzungen hatte man nur drei Stellen aus den Kirchenvätern durchgesehen. Da verlangte der Kaiser, dass die öffentlichen Controversen eingestellt werden möchten, und verbot dem gottseligen Marcus, in den Berathungen zu erscheinen. So hing das Schicksal der Rechtgläubigkeit nur noch von dem Willen des Kaisers, Bissarion's und Isidor's ab. Bissarion wirkte durch Rednerkünste, Isidor durch Schlauheit. Dieser behauptete jetzt, dass die rechtgläubige Kirche den Gedanken des Ausgehens des heiligen Geistes vom Vater durch den Sohn zulasse, und dieses ja eben so viel bedeute, als der Ausdruck der Römer »und von dem Sohne.« Um seiner Anschauungsweise Eingang zu verschaffen, lag er eines Theiles dem Patriarchen an, die Vertheidiger der Rechtgläubigkeit zu excommuniciren, anderen Theiles suchte er sich die Gemüther durch Gastmähler geneigt zu machen, während der Papst die Griechen in Hunger verkommen liess. Die Bischöfe geriethen in die äusserste Noth, da ihnen der Papst — gegen die Abmachung — den Unterhalt versagte. Durch solche Massregeln kam man endlich dahin, erklären zu können, dass die Griechen dem Bekenntnisse von dem Ausgange des heiligen Geistes von dem Vater und dem Sohne beigetreten seien. Am 8. Juni starb der Patriarch Joseph. Bald darauf waren die übrigen streitigen Punkte: über die Ergänzung des Symbols, über das ungesäuerte Brod, über das Fegefeuer, über die Gewalt des Papstes — entschieden worden. Einige wollten auch da noch den Beschluss über die Union nicht unterzeichnen, so unter Anderen Abraham von Susdal, aber sie wurden mit Gewalt dazu gezwungen. Andere hatten Florenz noch vorher verlassen. Der Papst, als er die Unionsakte unterzeichnete, fragte: »hat sich der Bischof von Ephesus unterschrieben?« und als man ihm verneinend antwortete, rief Eugenius aus: »dann haben wir nichts erlangt.« Ungeachtet dessen feierte man im Juli mit grossem Gepränge die Vereinigung der Kirchen. Der Papst schlug Isidor zum Nachfolger Joseph's vor; die Griechen aber lehnten ihn ab und Isidor

ward zum »apostolischen Legaten in den livländischen, litthauischen und russischen Landen« ernannt.

Auf dem Rückwege zu seiner Heerde liess Isidor (aus Ofen vom 5. März 1441) einen Aufruf an seine alte wie an seine neue Heerde ergehen. Die Vereinigung der Kirchen in demselben ankündigend, forderte er die Christen beider Confessionen auf, ohne Unterschied die griechischen wie die lateinischen Kirchen zu besuchen und das Abendmahl von den griechischen wie von den lateinischen Priestern entgegenzunehmen. In Moscau murrte man schon gegen Isidor, noch bevor er eingetroffen war. Als man aber in dem ersten Gottesdienste, den er daselbst hielt, die Worte vernahm: »Allem zuvor, Herr, gedenke des römischen Papstes« — da hielt der Grossfürst nicht länger an sich, sondern — ungeachtet des ehrenvollen Schreibens, das er von Eugenius erhalten hatte — bezichtigte er den Isidor im Tempel selbst des Eidbruches und des Verrathes an der Rechtgläubigkeit. Unmittelbar darauf wurde Isidor bis zu der Entscheidung einer Kirchenversammlung unter Wache gestellt. Die zusammengetretenen Bischöfe verwarfen den Beschluss des angeblich oecumenischen Concils und drangen in Isidor, sich von der Union loszusagen; er jedoch entwich (1442) heimlich nach Twer, wo der Fürst Boris ihn ebenfalls gefänglich einziehen liess, zuletzt ihm aber freistellte zu gehen wohin er wolle. Isidor entfernte sich nach Litthauen zum Grossfürsten Kasimir, da er aber fühlte, dass er sich vor allen Russen mit Schmach bedeckt habe, zog er es vor, nach Rom zu gehen.

Mittlerweile war der heilige Jonas (1443) wiederum zum Metropoliten des Nordens erwählt worden, und später (1451) erkannte ihn auch der Süden in dieser Würde an, der — nach dem Vorgange Moscau's — gleichfalls von der Union nichts hören wollte. In Rom dagegen ernannte man auf Antrag Isidor's im J. 1452 Gregorius den Bulgaren zu dessen Nachfolger, dem der wegen Anschluss an die Union aus Constantinopel vertriebene Patriarch Gregorius Mamma die Weihe ertheilte und den der Papst Pius II. im J. 1458 an den König Kasimir nebst einem Handschreiben abfertigte, in welchem er den drohenden Befehl ertheilte, »den ehrlosen, abtrünnigen Jonas zu

ergreifen und in Ketten zu legen.« Wie beschämt doch der Herr die menschlische Eitelkeit! Der Papst nennt den Jonas ehrlos — aber der Herr verherrlichte ihn schon damals durch die Gabe Wunder zu thun. Der Papst nennt den Vertheidiger der Rechtgläubigkeit einen Abtrünnigen, der Herr aber erhört ihn als einen von ihm geliebten Hirten und Gesandten. — Der polnische König, um sich dem Papste gefällig zu erweisen, bat den Grossfürsten, statt des Jonas den Gregorius zum Metropoliten anzunehmen, aber Basilius Wassiljewitsch hatte schon vorher an den König geschrieben: »Aus Rom soll bei uns kein Metropolit gelitten werden.« Die litthauischen Bischöfe benachrichtigten selbst den Prälaten von der für sie so betrübenden Ernennung des Pseudohirten; die nördlichen Bischöfe dagegen, sich durch einen Eid verbindend Gregorius nicht anzunehmen, hielten eine Kirchenversammlung, die ein Rundschreiben an alle Rechtgläubigen in Litthauen erliess, dem römischen Metropoliten nicht zu gehorchen. Der Prälat Jonas entsandte von sich aus zwei Aebte nach Litthauen mit ähnlichen Ermahnungen, ja, warnte durch Zuschriften die Heerden in Nowgorod, Smolensk und Tschernigow. Die Anstrengungen des Prälaten zu Gunsten der orthodoxen Kirche wurden von Erfolg gekrönt und die Rechtgläubigkeit in ihrer Integrität aufrecht erhalten.

§. 17.

B. Unter Philipp I. und Maxim dem Griechen; während der Regierung Johann's des Schrecklichen.

Obschon der Fürst von Litthauen den südlichen Bischöfen nach dem Tode des Prälaten Jonas aufs entschiedenste verboten hatte, den Moscowischen auch als Metropoliten für den Süden anzuerkennen, so that Gregorius im Südwesten doch nichts weiter, als ruhig bei den lateinischen Fürsten zu leben. Die Nowgoroder hatten sich in ihrer Ungebundenheit — ungeachtet der Ermahnungen des Metropoliten Philipp I. — freiwillig dem papistischen Könige ergeben; aber auch hier that Gregorius nichts,

weder für sich, noch für den Papst, und mittlerweile hatten die Waffen des Grossfürsten Johann die Nowgoroder unter die Botmässigkeit des orthodoxen Herrschers zurückgeführt. Da schlug der Cardinal Bissarion, derselbe, der in Florenz so eifrig für die Union gewirkt hatte, dem Papste ein anderes Mittel vor, um über Russland Einfluss zu gewinnen. Er gab den Gedanken ein, die griechische Prinzessin Sophie — die in Rom lebte — mit dem mächtigen Fürsten von Russland zu vermählen. Der Verstand und die Schönheit Sophiens hatten die Aufmerksamkeit des Königs von Frankreich und des Herzogs von Mailand auf sich gezogen. Ihre Hand trug der Papst dem Grossfürsten Johann an. »Der oberste Bischof — schreiben die Abendländer — nährte die Hoffnung, dass die Jungfrau ihren Gemahl zur Annahme der römischen Gebräuche (der Union) geneigt machen werde, in welchen sie bei dem apostolischen Stuhle erzogen war.« Mit Sophie fertigte der Papst zugleich auch den Legaten Antonius ab. Seine Hoffnungen wurden aber arg getäuscht. Sophie hatte kaum die Grenzen Russlands betreten, als sie in Pskow eine andächtige Achtung vor der Rechtgläubigkeit an den Tag legte. Der Legat wünschte einen feierlichen Einzug in Moscau zu halten, aber der Metropolit Philipp erklärte dem Grossfürsten: »Während der römische Legat mit dem Crucifixe zu einem Thore hineinzieht, werde ich, euer geistlicher Vater, zu einem anderen hinausziehen. Wer einem fremden Glauben Ehre erweist, erniedrigt den seinigen.« Der Fürst befahl dem Legaten, sein Crucifix zu verbergen. Nachdem die Ehe vollzogen war, wandte sich der Legat an den Metropoliten mit dem Antrage, sich der römischen Kirche anzuschliessen. Der Metropolit bewies ihm in Antwort auf seinen Antrag, dass der russische Glaube der reine, alte Glaube sei, was aber der römische von sich nicht rühmen könne. Der Legat verzichtete auf die Vertheidigung seiner Sache, indem er den Mangel der dazu nöthigen Bücher vorschützte, und verliess Moscau, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Die Reformation nöthigte den Papst, angelegentlicher auf ein Bündniss mit Russland bedacht zu sein; er suchte in Moscau schon einen stützenden Rückhalt für sich selbst. Unter dem

Sohne Sophiens, dem Grossfürsten Basilius, schickte der Papst Gesandte über Gesandte nach Russland und schon nicht mehr mit den früheren, hochfahrenden Forderungen. Leo X. beredete den Grossfürsten, nach Constantinopel als seinem Erbe (von Seiten Sophiens) zu trachten, versprach ihm den Zarentitel und dem Metropoliten die Patriarchenwürde, versicherte ihn, dass er keineswegs gesonnen sei, die guten russischen Gewohnheiten und Regeln abzuschaffen. Aber diese Gesandtschaft hatte bei dem Grossfürsten keinen Erfolg, eben so wenig wie die Gesandtschaft (1519) des Gordienschen Bischofes Zacharias. Clemens VII. schickte zweimal (1524 und 1526) Gesandte nach Moscau. Die Hoffnungen des Papstes gründeten sich hauptsächlich auf Schomberg. Dieser seit 1519 in Moscau verbliebene Agent war für den Papst unermüdlich und mit vieler Gewandtheit thätig. Er brachte im Geheimen Schriften in Umlauf, die von der Einheit des römischen und russischen Glaubens, wie von dem Schicksale, das Constantinopel und seinen Patriarchen gedemüthigt, handelten. Und Schomberg wirkte nicht ganz ohne Erfolg: Einige hörten vertrauensvoll auf ihn, ja stimmten mit ihm überein. In Moscau befand sich aber damals der kluge Maxim, der Grieche, der feurige Vertheidiger des reinen Glaubens. Er enthüllte die Ränke des Deutschen und verfolgte ihn mit Abhandlungen, die jeden seiner Gedanken, jede seiner Unternehmungen widerlegten. Maxim schrieb etwa 15 Abhandlungen wider den schlauen Deutschen, und die verständigen Lehren Maxim's erreichten ihren Zweck.

An den Grenzen Livlands war der ehrw. Cornelius, seit 1529 Abt des Höhlenklosters zu Pskow, der Wohlthäter und Aufklärer der armen umher wohnenden Tschuden. Wie er ihnen in den Bedürfnissen des leiblichen Lebens helfend zur Seite stand, so stillten seine Lehren die Bedürfnisse der Seele. Er bauete für die, die er dem reinen Glauben gewonnen hatte, mehrere Kirchen, unter andern eine zu Neuhausen, die er mit Büchern und Bildern versah und deren Klerisei er den Unterhalt vom Kloster gewährte. So konnte die Rechtgläubigkeit hier frei, ohne Gewalt und Ränke, süsser Früchte geniessen. Nicht ein gleiches Gepräge trug die fortgesetzte Wirksamkeit des Papstes

an sich. Im J. 1547 erhielt Schliten vom Zaren Johann dem Schrecklichen den Auftrag, Gelehrte und Künstler nach Russland zu berufen. Diesen Umstand benutzte man (1550) im Westen, um die Absichten des Papstes in und über Russland zu fördern. In einer Zuschrift drückte der Papst seine Bereitwilligkeit aus, den Grossfürsten und sein Volk mit offenen Armen zu empfangen. Im J. 1561 wartete der Papst Pius IV. vergeblich auf russische Gesandte zum Concil von Trient. Aber nach manchen Missgeschicken in einem Kriege gegen Bathory suchte der kranke Zar selbst beim Papste um Hülfe gegen Stephan nach. Gregor XIII. sandte den Jesuiten Possevin (1581). Obschon der Friede eine Frucht der Tapferkeit der Pskower war, die nach dem Kampfe mit Bathory von 125,000 Kriegern nur 25,000 übrigbehalten hatten, so war der Zar doch mit dem Jesuiten zufrieden wegen seiner Bemühungen bei Bathory, und überschüttete Possevin mit Freundlichkeitsbezeigungen. Der Jesuit nährte grosse Hoffnungen, und mühete sich lange ab, von dem Zaren eine Unterredung über den Glauben zu erlangen. Endlich kam er dazu und sagte dem Zaren, dass der heilige Vater ihn keineswegs verpflichten werde, seinen Glauben zu verlassen, sondern dass er nur den Frieden der Kirche wünsche sowie die alte Achtung vor dem Papste, dem Haupte der Christenheit, — anders ausgedrückt: er wünsche nur das, was von den Griechen auf dem Concil von Florenz angenommen worden sei. Der Zar, nachdem er angedeutet, dass er sich nicht gern in ein Zwiegespräch über einen Gegenstand einlasse, über den zu urtheilen vielmehr dem Metropoliten als ihm zustehe, antwortete dem Jesuiten: »Die Griechen sind für uns kein Evangelium, wir glauben Christo und nicht den Griechen.« Zum Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnung gegen den Papst verhiess der Zar den Priestern des lateinischen Glaubens Freiheit und Schutz in Russland. Der Jesuit wollte streiten, sagte, dass wir Neulinge im Glauben seien und bei den Römern in die Schule gehen müssten. »Du rühmst dich der Rechtgläubigkeit — antwortete der Zar mit Verdruss — aber euer Papst lässt sich auf den Altar stellen und seinen Pantoffel küssen, auf welchem der Gekreuzigte dargestellt ist. Ist das nicht Hochmuth in einem

christlichen Hirten? Ist das nicht eine Beschimpfung des Heiligthums?« Antonius erwiderte, dass Ehre dem gegeben werde, dem Ehre gebühre, dass der Papst mit dem Apostel Petrus den Thron theile, wie dieser mit Christo. »Den Päpsten und Patriarchen gebührt die Ehre eines Prälaten und nicht die eines Königes — sagte der Zar. — Es gab Päpste, die Schüler der Apostel waren, wie Clemens, Sylvester, Agathon, Leo, Gregorius. Wer sich aber einen Theilnehmer des Thrones Christi nennt, wer sich auf einem Sessel wie auf einer Wolke tragen lässt, wer nicht nach der Lehre Christi lebt und lehrt — der Papst ist ein Wolf, aber nicht ein Hirte.« Der Jesuit schwieg. Man entliess ihn mit Geschenken. In seinen Aufzeichnungen über Moscau sagte er unter anderem, dass die Moscowiter den russischen Glauben so lieben, dass wenn sie Jemanden ein Unglück wünschen, sie ausrufen: »Wenn ich dich zu einem Lateiner geworden sähe!«

§. 18. Kampf der Kirche des Nordens mit der Judensecte.

a. Geschichte der Häresie bis 1490.

Alle Anschläge des Papstthums auf die Freiheit der rechtgläubigen Kirche des Nordens blieben ohne schädliche Folgen für dieselbe; man sah in Russland mit Gleichmuth auf dieselben hin, wie auf die Pläne längst bekannter Leidenschaften. Aber nicht von gleicher Natur war für die russische Kirche die Häresie der judaisirenden Sectirer. Diese neue Ketzerei, die im Geheimen Beginn und Fortgang gefunden, blieb nicht ohne Einfluss auf die Herzen der Russen, wenn derselbe auch nicht von langer Dauer war.

Den Grund zu dieser Häresie legte in Nowgorod der Jude Zacharias, der mit dem Kiewschen Fürsten Michael (1470) dahin gekommen war. Bewandert in den Naturwissenschaften, die damals unter der Form der verführerischen Alchymie bekannt waren, vertraut mit der Kabbalistik, blendete Zacharias Einige durch die Wunder der (natürlichen) Magie, und so gelang es ihm sie zum Irrglauben zu verführen. Zwei Priester — Dionysius

und Alexis — von Zacharias getäuscht, so wie vier aufs neue aus dem Süden angekommene Juden verbreiteten den Ansteckungsstoff der falschen Lehre, und zu vielen Verführten gesellte sich noch der Erzpriester Gabriel..

Der Grossfürst Johann, der ihre Gesinnungsart nicht kannte, berief die beiden Hauptleiter der Secte, Dionysius und Alexis. (1480) nach Moscau, den ersteren zum Dienste bei der Mariae-Himmelfahrts-Kathedrale, den zweiten bei der Hofkirche zum Namen des Erzengels Michael. Hier, wie in Nowgorod, unter dem Schleier des Geseimnisses wirkend, fanden sie bald Anhänger, selbst beim Hofe. Unter diesen ist namentlich der Djak des Grossfürsten, Theodor Kuritzya, anzuführen. Der Metropolit Gerontius hatte bei Gelegenheit eines Streites über die bei der Einweihung einer Kirche zu beobachtende Ordnung damals gerade das Missfallen des Grossfürsten für längere Zeit auf sich gezogen, was viel dazu beitrug, dass die neuen Lehren — zum Schaden der Wahrheit — sich bei Hofe Aufmerksamkeit erwarben.

Zum ersten Male wurden Mitglieder dieser geheimen Gesellschaft von dem Nowgorodschen Erzbischofe, dem thätigen, strengen und feurigen Gennadius, bald nach Ankunft desselben in seiner Heerde, entdeckt. Vier Personen, die sich im trunkenen Muthe gegenseitig über geheim gehaltene Dinge Vorwürfe machten, offenbarten dadurch das Bestehen einer verdächtigen Gesellschaft. Nach Ermittelung der Sachlage berichtete Gennadius darüber sofort dem Grossfürsten und Metropoliten. Der Fürst befahl Massregeln zu ergreifen, dass das Uebel nicht Ausbreitung gewinne. Gennadius schritt zur Untersuchung. Aber vier, die man auf Caution frei gelassen hatte, entflohen nach Moscau. Gennadius schickte einen Bericht dorthin. Der Metropolit und der Grossfürst erkannten (im Februar 1484) drei der Läuflinge des Kirchenbannes und bürgerlicher Strafe für würdig, befreiten dagegen den vierten vom Gerichte, da gegen ihn nur ein einziger Zeuge aufgetreten war. Alle aber wurden sie zu ihrem Hirten zurückgesandt, zur Ermahnung sowohl wie zur weiteren Erforschung, wobei befohlen ward, die Unbussfertigen dem weltlichen Gerichte zu übergeben.

Es wurde Gennadius schwer, den genauen Thatbestand mit Gewissheit festzustellen; die Ketzer sagten sich eidlich von ihren einmal gemachten Aussagen los. Aber mit Hülfe der bürgerlichen Obrigkeit erhielt man endlich Aussagen, die durch die Unterschrift der Schuldigen selbst wie der Zeugen beglaubigt waren. Man fand die gottesdienstlichen Manuscripte der Ketzer und eine Ostertafel, die nach dem jüdischen Kalender abgefasst war. Besonders viel entdeckte man durch einen Priester Naum, der früher selbst zu der geheimen Gesellschaft gehört hatte. Die Ketzer, die ihren Irrthum aufrichtig bekannten, unterwarf Gennadius nur einer Kirchenbusse, die anderen übergab er dem weltlichen Gerichte. Einen ausführlichen Bericht, unter Beilage der Aussagen, schickte er dem Metropoliten zu und erwartete weitere Verfügungen, um so mehr, da auch einige Einwohner Moscau's der Theilnahme an der Gesellschaft beschuldigt worden waren.

Sein Bericht hatte aber diesmal nicht mehr eine solche Wirkung wie ehemals. Der Metropolit Gerontius war am 28. Mai 1489 gestorben. Der nach Ungarn als Gesandter geschickte Djak Kuritzyn war zurückgekehrt und nahm die Gesellschaft unter seinen Schutz. Gennadius wurde selbst zu den gewöhnlichen Berathungen über allgemeine kirchliche Angelegenheiten nicht mehr eingeladen. Die Nowgorodschen Ketzer, als sie hörten, dass ihre Untersuchungsangelegenheit in Moscau ins Stocken gerathen sei und ihre Gefährten in Ruhe gelassen würden, entwichen nach Moscau. Hier verrichteten selbst mit dem Kirchenbanne belastete Priester unter dem Schutze Kuritzyn's den Gottesdienst, ja Dionysius ging so weit, dass er das heilige Kreuz in der Kirche beschimpfte. Die Unordnungen hatten ein um so ungehinderteres Wachsthum, als der Metropolitensitz nach dem Tode des Gerontius anderthalb Jahre (bis zum September 1490) unbesetzt blieb.

Gennadius verharrte aber nicht in Unthätigkeit. Er schickte eine Abschrift seiner früheren Berichte an den Bischof von Sarai, Prochor, der die Metropolie ad interim verwaltete, bat durch Sendschreiben zwei andere Bischöfe, Niphont von Susdal und Philotheus von Perm, ihre hirtliche Sorgfalt gegen die Ketzer

zu wenden und schilderte ihnen auch die neuen Frechheiten derselben. Als ein neuer Metropolit erwählt war, bat Gennadius, — obschon unzufrieden mit einigen Forderungen des Sosimus, — diesen doch angelegentlichst, die Ketzer dem Gerichte eines Conciles zu übergeben. Gennadius wusste damals noch nicht, dass der Metropolit Sosimus selbst ein geheimes Mitglied der Gesellschaft war und seine Wahl nur den Bemühungen seiner Genossen verdankte! Sosimus konnte jedoch, wenn er auch gewollt hätte, die Angelegenheit der Ketzer nicht länger unbeachtet lassen. Die Bischöfe, die bei seiner Weihe mitgewirkt, hatten den Bericht des Gennadius in Händen, und er war — durch die Neuheit seiner Würde selbst — genöthigt, einen dieser Würde entsprechenden Eifer an den Tag zu legen. Ueberdem hatte die Strafe der göttlichen Gerechtigkeit vor Aller Augen mehrere Glieder dieser ehrlosen Gesellschaft ereilt. Die Kirchenversammlung ward am 17. October 1490 eröffnet. Auf Grund der von Gennadius eingesandten Untersuchung wurde über neun Personen geistlichen Standes das Anathema ausgesprochen, einige schickte der Grossfürst zu Gennadius nach Nowgorod, andere in die Verbannung. Gennadius setzte die Ketzerei der öffentlichen Verachtung aus: die Ketzer wurden durch die Strassen geführt, in Mützen aus Birkenrinde, mit Büscheln aus Bast und Kronen aus Stroh, mit der Aufschrift: »Dies ist des Satans Kriegsschaar.«

§. 19.

b. Geschichte der Häresie seit 1491; Wirksamkeit des Gennadius und Joseph gegen dieselbe; Verurtheilung derselben auf dem Concil von 1504.

Der Urtheilsspruch der Kirchenversammlung von 1490 traf jedoch einerseits nicht alle Glieder der geheimen Gesellschaft, während andererseits die Meinungen des Jahrhunderts ihrer Kühnheit neue Nahrung gaben. Damals, bei Annäherung des 7000jährigen Bestehens der Welt (nach der griechischen Zeitrechnung), erwartete man in Russland die zweite Ankunft Christi. — Das verhängnissvolle Jahr 1492 ging aber ruhig

vorüber und die Häretiker begannen sich nicht nur über die Einfältigen, sondern über den heiligen Glauben selbst lustig zu machen. »Wenn Christus der Messias ist — sprachen sie —, warum erscheint er denn nicht in Herrlichkeit nach eurer Erwartung?« Sie spotteten auch über die Auferstehung der Todten. Die Häresie nahm unter dem Volke zu, ihre Lästerungen verwirrten die schlichten Gemüther. Der Metropolit Sosimus liess dem Uebel den Zügel schiessen und bestrafte selbst diejenigen, die zu kühn gegen die Gottlosigkeit eiferten.

Zur Vertheidigung des herabgewürdigten Glaubens rief Gennadius den damals durch seine frommen Werke rühmlichst bekannten Joseph, Abt in Wolokolamsk, auf. Gennadius und Joseph erhoben sich mit Kraft gegen die Häresie, ungeachtet des Einflusses, den die Häretiker bei Hofe gefunden hatten. Bewandert in der heiligen Schrift und den Werken der Väter, begann Joseph damit, dass er eine Geschichte der Häresie von ihrem Anfange bis zum J. 1490 schrieb und sodann von Zeit zu Zeit gründliche Widerlegungen ihrer Irrthümer erscheinen liess. Er beschwor den Freund seiner Jugend, den achtungswürdigen Hirten von Susdal Niphont, den unwürdigen Metropoliten ohne Scheu zu bezichtigen, jede Gemeinschaft mit ihm aufzugeben und auch anderen einzuschärfen, dass sie ja nicht — zur Schmach des von ihm erniedrigten Glaubens — seinen Segen entgegen nehmen möchten. Und Sosimus legte am 17. Mai 1494 sein Metropolitenamt nieder.

Es blieb noch der mächtige Djak Kuritzyn übrig. Unter seinem Schutze fanden die Ketzer eine Zufluchtsstätte bei dem Jurjewschen Archimandriten Kassian, der sein Amt in Folge der Fürsprache erhalten hatte, die der Djak für ihn beim Grossfürsten eingelegt. Die Heiligthumsspötterei erreichte hier eine ekelhafte Schamlosigkeit. Der Hirte von Nowgorod verbreitete Uebersetzungen von Werken gegen die Judensecte, Arbeiten des Uebersetzers Demetrius. Joseph erschien persönlich beim Herrscher und bat ihn, eine neue Untersuchung über die Häretiker zu verhängen. Der Grossfürst gab sein Wort die Bitte zu erfüllen, und bereuete mit den Ketzern so gelinde verfahren zu sein. »Aber ist es nicht Sünde, die Ketzer zu strafen?« fügte er hinzu.

Joseph führte die Worte des Apostels an, die von dem Zorne des alten Gesetzes gegen die Uebertreter wie von dem göttlichen Zorne über diejenigen handeln, welche das Gesetz der Gnade verwerfen (Hebr. X, 28. 29). Der Fürst sagte: »das genügt.« Doch blieb die Angelegenheit noch ein Jahr in dem früheren Zustande und Joseph bat schriftlich den Beichtvater des Grossfürsten, den Herrscher an sein gegebenes Wort zu erinnern.

Im Juni 1504 sah sich der heilige Gennadius gezwungen, sein Bischofsamt niederzulegen. Endlich im December desselben Jahres ward eine Versammlung in Bezug auf die Häretiker berufen, welcher der Thronerbe Basilius Iwanowitsch beiwohnte. Alle Zeugnisse gegen die der Ketzerei Beschuldigten wurden geprüft und sorgfältig erwogen. Die Entscheidung des Grossfürsten lautete dahin: einige dem Feuertode zu übergeben, andere der Zunge zu berauben und in die Verbannung zu schicken, während der grösste Theil in die Klöster gesteckt wurde. Die Ketzer, die vor und während des versammelten Gerichtes hartnäckig geblieben waren, eilten nun, ihre Reue an den Tag zu legen, aber die Entscheidung, die sich auf das »Stadtrecht« des griechischen Reiches gründete, wurde in Ausführung gebracht. Die Kirche ihrerseits verordnete, in der Woche der Rechtgläubigkeit (erste Fastenwoche) das Anathema über die Judensecte auszusprechen. Einige, denen es gelungen war, sich der Strafe durch eine erheuchelte Reue zu entziehen, behielten nichts desto weniger ihre irrthümlichen Meinungen bei, während die gegen die Ketzer ausgesprochene Todesstrafe noch lange Zeit hindurch ein Gegenstand des Tadels blieb, obschon man nicht mehr wagte, die Häresie offen zu verbreiten.

§. 20. Die Lehre der Judensecte und ihre Widerlegung durch den ehrw. Joseph.

Die Geschichte der judaïsirenden Häresie bezeugt es selbst, dass die Benennung: »Judensecte« lange nicht den ganzen Inhalt ihrer Lehre ausdrückt. Dass so viele Jahre hindurch so viele Personen, den höheren Schichten des geistlichen und weltlichen Standes angehörend, nur durch einen jüdischen Aberglauben

hätten sollen verblendet werden können, geht über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinaus. Unwahrscheinlich ist es auch, dass der Grossfürst, der für die Bedrückung der Rechtgläubigkeit durch den Papismus mit dem Fürsten von Litthauen Krieg führte, dem Judenthume so lange Zeit in seinem Reiche, in seiner Hauptstadt, ja in seiner Familie zu wachsen und sich auszubreiten gestattet haben sollte. Gennadius und Joseph, obschon sie die Ketzer judaisirende Häretiker nannten, sprachen es doch offen aus, dass in ihrer Lehre »nicht nur das Judenthum angetroffen wird, sondern dass sie christliche Häresieen enthalte, die mit den alten, lange bekannten Häresieen viel Aehnlichkeit haben.« Als die genaueste Darstellung der Lehre der judaisirenden Häretiker müssen wir diejenige anerkennen, die wahrscheinlich auf der Versammlung von 1491 selbst verfasst worden ist.

Nach Ermittelung dieser Versammlung haben die judaisirenden Häretiker 1. die Fleischwerdung des Sohnes Gottes geläugnet. »Wie kann — sagten sie — Gott zur Erde niedersteigen und von einer Jungfrau wie ein Mensch geboren werden? Jesus Christus war nichts mehr als ein Prophet, ähnlich Mosi, aber nicht Gott dem Vater gleich.« 2. Sie glaubten auch nicht an die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, 3. ehrten nicht die Heiligenbilder, ebensowenig wie die Gott wohlgefälligen Heiligen. 4. Sie erkannten in der Eucharistie nicht den Leib und das Blut des Herrn Jesu an, sondern betrachteten dieselbe als eine einfache Ceremonie. 5. Sie hielten sich mehr an das alte wie an das neue Testament und feierten die Ostern jüdisch (nach dem jüdischen Kalender). 6. Sie beobachteten nicht das Fasten am Mittwoch und Freitage und »machten sich anderer ungebührlicher ketzerischer Handlungen schuldig.«

Ganz dieselbe Lehre der judaisirenden Ketzer finden wir in dem »Aufklärer« des Joseph, so wie in den verschiedenen Sendschreiben des Gennadius, wobei nur zu erwähnen ist, dass der »Aufklärer« noch Erläuterungen über den letzten — oben angeführten — Punkt giebt, so namentlich, dass die Ketzer auch das Mönchthum verwarfen.

Es versteht sich von selbst, dass nicht alle Mitglieder der Judensecte das, was die Lehrer ihnen vortrugen, auch voll-

kommen begriffen hätten und es übereinstimmend wiederzugeben im Stande gewesen wären; einige mochten nur gewisse jüdische Gebräuche statt der christlichen angenommen haben, ja selbst unter ihren Wortführern — wie das in jeder Häresie der Fall zu sein pflegt — dürfte keine vollkommene Uebereinstimmung geherrscht haben. So äusserte auch der Grossfürst in einem Gespräche, er wisse sehr wohl, welcher Häresie der Protopop Alexis und welcher Theodor Kuritzyn angehangen habe.

Schmerzlich war es für die russische Kirche, in ihrem Schosse eine solche widerchristliche Ketzerei auftauchen zu sehen; aber auch erfreulich und in hohem Grade tröstlich, dass sich in ihrer Mitte zu derselben Zeit ein Lehrer des Glaubens an den Herrn Jesum fand, wie Joseph von Wolokolamsk. Man kann den »Aufklärer« Joseph's nicht ohne innere Befriedigung lesen, ein Werk, das eben so verständig und gründlich, als stellenweise von tiefen Gedanken erfüllt ist, immer und überall aber lebendige Frömmigkeit athmet. Diese Abhandlung ist eine Zierde der russischen Kirche, besonders wenn wir in Betracht ziehen, dass sie dem 15. Jahrhunderte angehört.

Der Inhalt des Aufklärers ist folgender: 1. Ueber die Dreifaltigkeit; 2. über die Ankunft des Messias in der Person Jesu Christi; 3. über die Bedeutung des mosaischen Gesetzes; 4. über die Ursachen der Fleischwerdung des Sohnes Gottes; 5. 6. 7. über die Verehrung der Bilder; 8. 9. 10. über die zweite Ankunft Christi; 11. 12. über das Mönchthum; 13. 14. über die Art und Weise, wie mit den Ketzern zu verfahren sei. — Hiermit gleichlautend ist das Sendschreiben Joseph's an den Archimandriten Bassian.

Aus dem grossen Reichthume der Gedanken dieses Lehrers wollen wir nur Einiges — und in Bezug auf den Gegenstand das Wichtigste — hervorheben.

a. Ueber die Göttlichkeit des Sohnes Gottes schreibt Joseph: »Als Gott den Adam schaffen wollte, sprach er: lasset uns Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichniss. Warum sagte er nicht: ich schaffe, sondern lasset uns schaffen? Darum sprach er so, weil in der Gottheit nicht eine einzige Person ist, sondern eine dreifaltige; wenn es aber heisst: nach unserem Bilde,

nicht nach unseren Bildern, so ist es darum, weil die heilige Dreifaltigkeit Eines Wesens ist. Lasset uns — sprach er — Menschen schaffen. Zu wem spricht er? Ist es nicht klar, dass er zu dem eingeborenen Sohne, zu dem Worte, redet und zu dem heiligen Geiste? Die Häretiker sagen: nein, zu sich selbst hat Gott also gesprochen, da Niemand anders damals vorhanden war. Aber was kann unverständiger sein, als diese Behauptung? Denn welcher Baumeister oder Zimmermann oder Lederarbeiter wird, wenn er allein und ohne Mithülfe eines Anderen ein Gefäss oder irgend ein anderes Werk seiner Hände anzufertigen hat, zu sich selbst sagen: wir wollen ein Gefäss machen, oder einen Pflug anfertigen, oder gegerbtes Leder zubereiten, und nicht vielmehr stillschweigend seine Arbeit verrichten? Denn das wäre ja Lüge und nicht Wahrheit.«

b. In Bezug auf die Fleischwerdung des Sohnes Gottes fragten die Ketzer: »Wenn die Gottheit sich mit der Menschheit vereinigt haben soll, wie ist es da möglich, dass Gott das Wort nicht von Schwäche durchdrungen worden sei?« Joseph antwortet durch ein Gleichniss: »So wie das Feuer keinesweges das Wesen des Eisens annimmt, sondern das schwarze und kalte Eisen — glühend geworden — das Ansehen des Feuers annimmt, leuchtend wird ohne das Feuer zu verdunkeln, glühend ohne die Flamme zu erkälten, so hat sich auch das menschliche Fleisch des Herrn mit der Gottheit vereinigt, ohne der Gottheit seine Schwächen mitzutheilen .... Hast du nicht gesehen, wie die Sonne ihre Strahlen auf den Koth werfend und über Unreines leuchtend, nicht den Gestank annimmt, sondern im Gegentheil in allmählichem Durchdringen das Faulende austrocknet und das Schmuzige reiniget? Wie fürchtest du denn, dass das leidenschaftslose und unverwesliche Wesen von uns Unreines annehmen sollte?« Die Ketzer behaupteten, es sei nicht nöthig gewesen, dass Gott selbst zur Erde herniedersteige und im Fleische leide. Joseph antwortet, dass es durchaus nothwendig war. Auch Propheten hätten den gefallenen Menschen nicht retten können. »Alles was Mensch war, unterlag der Sünde, es musste aber der Erlöser ohne Sünde sein .... Gott ist gerecht und hat im Gesetze das Recht dargelegt, auch dem Teufel will er nicht

Zwang anthun . . . Gott selbst, das Wort Gottes, ewig und unsichtbar . . . ist uns zu Liebe Mensch geworden und hat das Fleisch angezogen und theilt sich der vernünftigen Seele mit, um durch seine Seele unsere Seelen zu erleuchten und durch sein allerreinstes Fleisch unser gefallenes und verderbtes Fleisch zu heilen.«

§. 21. Ketzerei des Matthaeus Baschkin und Theodosius Kossoi; Widerlegung des letzteren durch den gottseligen Sinovius.

Noch hatte die Unzufriedenheit mit den letzten strengen Massregeln gegen die Judensecte ihr Ende nicht erreicht, als in Moscau schon wieder eine neue Ketzerei auftauchte, die — vollkommen rationalistische — Häresie des Matthaeus Baschkin.

Der Hofpriester Sylvester machte dem Zaren die erste Anzeige über Baschkin, sodann ward dieser auch schriftlich befragt und legte vor der eigends zum Behufe der Untersuchung seiner Ketzerei berufenen Versammlung von 1553 ein volles Geständniss ab. Hiernach fielen ihm folgende Punkte zur Last.

1. Baschkin hielt die Tradition der Väter für Fabeln und sagte von den Verordnungen der Kirchenversammlungen, dass sie nur in herrschsüchtigen Absichten geschrieben seien. Die heilige Schrift selbst legte er nach eigenem Gutdünken aus.

2. Er schätzte den Sohn Gottes nicht Gotte dem Vater gleich, weshalb er seine Gebete nur an den einigen Vater richtete.

3. Er verwarf die Eucharistie und die Busse als Sacramente; in ersterer sah er nur Brod und Wein, aber zur Vergebung der Sünden achtete er es genügend, wenn der Mensch zu sündigen aufhöre.

4. Die Verehrung der Bilder nannte er einen Götzendienst.

Diese Häresie hat offenbar Aehnlichkeit mit der der Judensecte, aber — nach dem Geständnisse Baschkin's selbst — waren seine Lehrer ein lateinischer Apotheker Matthaeus und ein anderer Lateiner, Andreas Chotejew, d. h. Leute, die einer der abendländischen Confessionen angehörten.

Baschkin bezeichnete Viele als seine Anhänger, unter Anderen Artemius, der sich vorher von dem Amte eines Abtes des Sergiewschen Klosters losgesagt hatte und welchem Baschkin zur beichtväterlichen Ermahnung übergeben worden war. Gegen Artemius traten auch noch andere Angeber auf. Aber die Beschuldigungen der Lästerung der heiligen Dreifaltigkeit, der Sacramente, der Bilder — die man gegen ihn erhoben hatte, wurden von der Versammlung nicht für hinlänglich begründet erachtet; aber wegen Unvorsichtigkeit in seinen Aeusserungen über einige geheiligte Gegenstände, die ihm als Geistlichen besonders zum Vorwurfe dienen musste, so wie wegen einer grundsatzlosen Handlungsweise entsetzte man ihn seiner Würde und verbannte ihn nach dem Solovetzkischen Kloster. Der Chronik zufolge behauptete Baschkin, dass einige transwolgaische (d. h. Wologdasche und Nowgorodsche) Greise seinem Irrthume geneigt gewesen seien. Kurbsky schreibt gleichfalls, dass damals »jenseit der Wolga der Schimpf emporwuchere.« Aber nicht Alle fanden sich in der That schuldig. Die Versammlung unterzog Einige der kirchlichen Epitimie und stellte Andere unter Aufsicht der Klöster, »damit sie ihren bösen Samen nicht unter den Menschen ausstreuen möchten.«

Unter den von der Freidenkerei Baschkin's Angesteckten sind besonders Theodosius Kossoi, ein liederlicher Landstreicher, und Ignatius, sein Gefährte von gleichem Schlage, bekannt geworden. Theodosius war der Diener eines Moscowischen Bojaren und liess sich, nachdem er seinen Herrn bestohlen und nach Beloosero entflohen, dort als Mönch einkleiden. Für die Verbreitung gottloser Meinungen ward er (1555) nach Moscau gebracht und in ein Kloster gesperrt. Aber auch von hier entfloh er zusammen mit Ignatius, und beide bargen sich in Litthauen. Nachdem sie das Mönchsgewand von sich geworfen, verheiratheten sich hier beide — Kossoi mit einer Jüdin, Ignatius mit einer Polin — und wurden zu Predigern einer neuen Lehre. Um das J. 1575 erscheinen sie in Volhynien, auf dem Gute der Tschapliew, in denen sie bereitwillige Zuhörer gefunden hatten.

Kossoi liess aber auch im nördlichen Russland seine schlimme Saat zurück. Seine Ansichten hatten, wie man sieht, viel Ver-

wirrung unter den Chorsängern des Chutinschen Erlöserklosters angerichtet. Dank sei es der göttlichen Gnade, die Chorsänger fanden sich in Berührung mit einem Manne, der ihnen — zum Ruhme der Wahrheit und der Kirche — die Bedeutung der Lehre Kossoi's auseinandersetzen konnte. Es war dies der fähigste Zuhörer des ehrw. Maxim des Griechen, der demüthige Mönch des Otenschen Klosters (im Nowgorodschen), Sinovius. Obschon jene Chorsänger die Lehre des Kossoi eine neue nannten, so war sie doch ihrem Wesen nach mit der des Baschkin identisch. Nur war Kossoi noch unverschämter als Baschkin, und von der Lectüre socinianischer Schriften übersättigt, sprach er ungescheut die frechsten Einfälle des Socinus aus. Er stellte unverholen den Verstand als die einzige Quelle des menschlichen Wissens auf, behauptete, dass der Tod in der Natur des Menschen gelegen habe und keinesweges die Folge seiner freiwilligen Sünde gewesen sei. Die Dreiheit der Personen in der Gottheit, so wie die Fleischwerdung des Sohnes Gottes verwarf er unumwunden und lachte frech über die ganze äussere Einrichtung der Kirche und über die Heiligenbilder.

Sinovius prüfte die Ansichten Kossoi's in derselben Ordnung, in welcher die Chorsänger sie ihm dargelegt, wobei sie über einzelne Punkte auch ihre eigenen Zweifel noch hinzugefügt hatten. Die Abhandlung des Sinovius ist in einer ruhigen Sprache verfasst, seine Antworten sind überlegt, seine Widerlegungen zuverlässig, seine Kenntnisse erregen durch ihren Umfang Bewunderung. Sinovius hatte den »Aufklärer« Joseph's gelesen und seine Abhandlung zeigt, dass er seine Aufgabe noch besser gelöst hat als seine Vorgänger, wie es auch zu erwarten war; denn bei ihm sind die Principien der christlichen Philosophie tiefer und genauer entwickelt als bei Joseph. Seine Abhandlung ist des Namens würdig, den sie trägt: »Nachweis der Wahrheit für diejenigen, die nach der neuen Lehre fragen.«

Noch schlagender war die Widerlegung der Freigeisterei Kossoi's durch die göttliche Vorsehung selbst, die — wie es scheint — Sinovius selbst wahrgenommen hat: »zur Widerlegung der gottlosen Ketzerei« (in Bezug auf Reliquien und Bilder) sind

die Reliquien des heiligen Nicetas und zwei Heiligenbilder durch Wunder verherrlicht worden.

§. 22. Beziehungen der Rechtgläubigkeit des Nordens zu der Reform Luthers.

Die lutherischen Reformbewegungen wurden in Moscau früh schon bekannt. Der Westen Russlands war für Moscau der erste Verkünder der reformatorischen Meinungen des Abendlandes. Man sah aber in Moscau ruhigen Gemüthes auf die Anhänger der Reform. Man war gegen sie toleranter als gegen die Papisten, denen man in Moscau keine Kirche zu haben gestattete. Das kam daher, weil Lutheraner und Calvinisten ihrem Glauben keine politischen Zwecke beimischten und die Propaganda nicht in ihren Grundsätzen lag. Der Zar Johann berief selbst Deutsche nach Moscau, weil sie gute Handwerker und Soldaten waren. Man wies ihnen eine Wohnstätte ausserhalb der Stadt an. Auf Bitte des Prinzen Magnus, des Bräutigams der zarischen Nichte, erlaubte (im J. 1575) der Zar, eine protestantische Kirche in der Vorstadt (Semlenoi Gorod), am Heidenteiche, zwei Werst vom Kreml zu erbauen. Uebrigens war diese Toleranz keinesweges ein Anzeichen dessen, dass die Russen selbst etwa zum Protestantismus hinneigten. Den Deutschen (so nannte man in Moskau die Lutheraner und Calvinisten mit ihren Verzweigungen) war es streng verboten, ihre Meinungen unter den Russen zu verbreiten. Ja, der ehrw. Maxim schrieb von Luther wie von einem Bilderstürmer. Bei aller Achtung der nützlichen Ausländer begriff der Zar sehr wohl die Reformation. Das erhellt deutlich aus seinem Gespräche mit Rokita, dem Pastor der böhmischen Brüder, der im J. 1570 mit dem polnischen Gesandten nach Moscau gekommen war. »Ihr rühmt euch — sagte der Zar — eures evangelischen Glaubens, ihr habt aber so viel Feindschaft und so wenig Uebereinstimmung unter einander, dass ihr durch die neue Lehre fast ganz Europa in Asche gelegt habt.... Ihr schreibt dem Glauben allein die Rechtfertigung zu; der Herr aber wird die Lebendigen und die Todten nach ihren Werken richten. Wenn der Glaube allein Rettung bringt, wozu da über-

haupt noch ein Gericht? Warum wird im neuen Testamente so oft auf die guten Werke Nachdruck gelegt? . . . . Alle diese von der alten Kirche abtrünnig Gewordenen haben von Niemanden die Vollmacht zu lehren erhalten und sind bis jetzt durch keine Wunderzeichen verherrlicht worden, wie es nach den Worten des Erlösers hätte stattfinden müssen . . . . . . Ihr lebt wie die Schlachtthiere, die man während der Fasten auf die Mast legt; ihr achtet nicht den Unterschied der Speisen und verwerfet das Fasten, was jedoch zur Stärkung des Leibes und der Seele dient, verwerft es allein aus Hass gegen die Kirche, ungeachtet dessen, dass der Herr uns geboten hat, zu wachen und nüchtern zu sein . . . . Ihr seid den Heiligen im Himmel gram, denn ihr eifert gegen sie, schmäht und scheltet sie, vernichtet ihre Kirchen und Altäre, obschon sie in dem ewigen Lichte des Himmels wohnend, Gott für euch bitten und euer Beistand sein könnten. Schon damals, als sie noch auf Erden lebten, erhöhte und ehrte sie Gott so sehr, dass er auf ihr Gebet Teufel austrieb und Todte erweckte.« Der Zar hörte auch die Antworten Rokita's an und liess sie — in slavonischer Uebersetzung — niederschreiben, beantwortete auch seine Einwendungen. In seinem Gespräche mit dem Pastor Bockhorn unterschied der Zar das Gute von dem Schlechten in Luther und liess jedem Gerechtigkeit widerfahren. Er sagte, dass seine Lehre der Wahrheit nahe stände und gelitten werden könnte, wenn Luther nur nicht, mit ungebührlicher Hitze über den Papst herfallend, die alte kirchliche Ordnung verletzt und seine Kenntniss der heiligen Schrift nicht durch ein niedriges Abtrünnigwerden, den Bruch seiner Mönchsgelübde und die Verheirathung mit einer flüchtigen Nonne befleckt hätte. Sechs Jahre nach seinem Gespräche mit Rokita erlaubte sich ein livländischer Pastor in einem Gespräche mit dem Zaren Luthern mit dem Apostel Paulus zu vergleichen. Der Zar gab dem Pastor strenge seine Kühnheit zu fühlen. So fand im Norden Russlands das Lutherthum keine Zufluchtsstätte in irgend einer russischen Seele.

§. 23. Trauriger Zustand der Aufklärung im Norden; das dringende, fast nicht zu stillende Bedürfniss nach Schulen; die Klöster in ihrer früheren Bedeutung für die Aufklärung.

Die Siege, welche die Rechtgläubigkeit über ihre Gegner davontrug, bieten die erfreulichste Seite dieser Periode dar in Bezug auf die Glaubenserkenntniss. Aber einen Abscheu vor allem nicht Rechtgläubigen haben, ist noch nicht Bürge dafür, dass auch alle eine tiefe Kenntniss des innersten Lebens der Rechtgläubigkeit besessen hätten. Die Sorgfalt, welche die Häresieen in Anspruch nahmen, wandte die Aufmerksamkeit von dem inneren Zustande der Rechtgläubigen und der Rechtgläubigkeit ab — und die politischen Erfolge erfüllten leider die Mehrzahl mit einem wunderlichen Hochmuthe, der alles Eigene für musterhaft und die von seiner Unwissenheit hervorgerufenen Unordnungen für eine Kleinigkeit hielt.

Im Anfange dieser Periode sehen wir noch Schulen für elementare Bildung, die unter der Leitung von Priestern oder Diaconen standen. In einer dieser Schulen erhielt auch der Waisenknabe Iwanez (in der Folge Jonas, im J. 1459 Prälat von Nowgorod) Unterricht. »In dieser Schule waren viele lernende Kinder,« äussert seine Lebensbeschreibung. In dieser selben Schule sagte der gottselige Michael (aus dem Klopschen Kloster im Nowgorodschen) zu dem nachmaligen Jonas: »Lerne fleizig, Iwanez, du musst in Gross-Nowgorod Erzbischof sein.« Auch die Kirchenversammlung von 1551 bezeugte es, dass in Moscau, Nowgorod und an anderen Orten viele Schulen bestanden hätten, wo man schreiben, lesen und singen gelernt habe.

Nicht so war es zur Zeit des heiligen Gennadius, Erzbischofes von Nowgorod (1485—1505). Traurig ist das Bild des geringen Grades der Aufklärung in jenem Zeitabschnitte. »Da führt man mir — schreibt er selbst — einen Bauern zu; ich heisse ihn die Apostelgeschichte zu lesen, aber er kommt nicht von der Stelle; ich lasse ihm einen Psalter bringen, aber auch darin bringt er kaum etwas zusammen. Ich nehme ihn also nicht an, aber über mich ergehen Klagen. So ist das Land!

Wir können keinen ausfindig machen, der zu lesen und zu schreiben verstünde. Da habe ich denn dem ganzen Lande den Vorwurf gemacht, dass in ihm kein Mensch zu finden sei, den man zum Priester einsetzen könnte. Man bittet mich: habe die Güte, Herr, und lass mich unterrichten. Ich befehle, die Ectenie zu lehren, aber der Schüler kann kein Wort derselben fassen; man sagt ihm dies vor, er spricht etwas ganz Anderes nach. Ich befehle das ABC zu lehren, aber nach kurzer Unterweisung in demselben bitten sie wieder, sich zurückziehen zu dürfen, sie wollen weiter nicht lernen. Ich kann es aber nicht über mich gewinnen, ganz Unwissende zu Priestern einzusetzen. Die unwissenden Bauern lehren die Kinder lesen und schreiben und verderben sie nur; nichts desto weniger verlangt der Lehrer, dass man ihm für den Unterricht im Abendgottesdienste Grütze und ein Zehnkopekenstück darbringe, für den Morgengottesdienst eben so viel, wenn nicht noch mehr, für die Horen noch eine besondere Bezahlung! Aber nachdem der Schüler seinen Lehrer verlassen, weiss er nichts — kaum, dass er in einem Buche etwas radebrecht, aber von der kirchlichen Ordnung versteht er gar nichts.« So also bereitete man zu dem Amte eines Kirchenlehrers vor! der Art waren die Kenntnisse der zukünftigen Lehrer des Volkes beschaffen! Jetzt begreift man auch die Seelenqual der damaligen Prälaten. Man begreift den tiefen Kummer, den der Prälat Theodosius nicht zu ertragen vermochte und darum seiner Würde entsagte. Gennadius rief mit Schmerz über die unwissenden Candidaten aus: »werden sie auch rechtgläubig sein?« Denn aus der Erfahrung, die er in Bezug auf die Judensecte gemacht, war er dessen inne geworden, wie die Unwissenheit zu einer Nahrung für die Ketzerei werden kann, und wie die Willkühr verfinsterter Gedanken gerade aus dieser Verfinsterung selbst ihre Zähigkeit und Zügellosigkeit schöpft. Der heilige Gennadius bat flehentlich zuerst den Grossfürsten, sodann den Metropoliten, Schulen unter Aufsicht der Regierung zu errichten. Und was für Schulen verlangte Gennadius! Aber da auch das Geringe fehlte, waren seine Wünsche gar bescheiden. »Mein Rath — schrieb er — in Betreff dessen, was zu lehren sei, ist folgen-

der: »Zuerst möge dass ABC-Buch mit seinen Kapiteln erklärt werden, sodann die Titelwörter; darauf lerne man den Psalter mit den Ritualen. Wer das alles ausgelernt hat, wird Kanonarch (Vorsänger) sein und jedes Buch lesen können.« Das also der ganze Cursus des besseren Unterrichtes!!

Es ist indessen nicht sichtbar, dass nach den herben Klagen des heiligen Gennadius viel zur Bildung der Weltgeistlichkeit geschehen sei. Wir beklagen durchaus nicht, dass — nach höherer providentieller Fügung — die russische Kirche zu dieser Zeit unter ihren Söhnen keine Vertreter weder der Disputirkünste, einer seelenlosen Dialektik, noch abstrakter Träumereien der Metaphysik zählen konnte. Nein, weder die Scholastik noch die Mystik raubten den auf die Einfalt des Glaubens so hohes Gewicht legenden Russen Kraft und Zeit. Aber was man unter dem Joche der wilden Tataren mit gutem Gewissen nicht fordern konnte, nämlich eine gründliche Rechenschaft des Glaubens, das durfte man selbst von der Mehrzahl zu einer Zeit politischer Freiheit verlangen. Besonders von den Hirten war es um so mehr zu fordern, dass sie gründliche Rechenschaft über ihren Glauben zu geben im Stande seien, als durch die veränderten Umstände viele bereits begonnen hatten, sich mit der Einfachheit in Glauben und Sitte nicht mehr zu begnügen. Viele von den russischen Fürsten und Bojaren verstanden auch zu jener Zeit noch nicht zu schreiben; es waren unter ihnen aber bereits auch solche, die ihre Bildung im Auslande erhalten hatten. Dagegen standen der geistlichen Bildung nicht einmal mehr die früheren Mittel zu Gebote. Besonders um die Mitte des 16. Jahrhunderts war die geistliche Aufklärung in einem traurigen Zustande. Die Kirchenversammlung von 1551 sprach es mit Betrübniss aus: »Die Väter und Lehrer (der Candidaten) verstehen selbst wenig und kennen die Kraft der göttlichen Schrift nicht; dabei haben sie nirgends Gelegenheit zu lernen.« Darum bat die Versammlung den Herrscher dringend, Schulen zu errichten. Und damals »gab es junge Leute mit Wissensdurst und innigem Verlangen, die heilige Schrift kennen zu lernen.« Zu derselben Zeit begegnete man aber freilich auch solchen, die »sich dünkten Lehrer zu sein,« die aber dabei die Aufklärung

einer Ketzerei gleich achteten, das Lesen von Büchern für einen Weg zum Wahnsinn hielten. »Welch ein Unglück, — ruft ein Sohn der russischen Kirche zu ihrer Ehre aus — man nimmt uns die Werkzeuge, durch welche die Ketzer überführt und die Anderen gebessert werden könnten, und das Heilmittel nennt man ein tödtliches Gift!« Um das Jahr 1555 wurden Elementarschulen bei einigen Kirchen, ja selbst eine Schule für die lateinische Sprache eröffnet; die letztere jedoch ward bald wieder geschlossen. Vor dieser Zeit hatte der Zar ausländische Theologen zugleich mit anderen gebildeten Leuten nach Russland berufen; der Erfolg aber entsprach der Absicht nicht, von Seiten der Berufenen selbst aus Ursache menschlicher Leidenschaften, von Seiten der Vorsehung zur Bewahrung der Kirche vor der abendländischen Gährung der Meinungen.

So waren es denn, wie auch schon früher, nur die bescheidenen Klöster, die das geistliche Licht über Russland ergossen. In ihnen enthüllte nach wie vor die lebendige Erfahrung der Seele die Geheimnisse des Glaubens und der Frömmigkeit, sowie dieselbe den Vorzug des reinen Glaubens zu würdigen lehrte. Die Beispiele eines heiligen Lebens verbreiteten Licht und Leben über das Zeitalter, und die christliche Erfahrung liess das Bedürfniss des Lichtes für sich und Andere lebhafter fühlen. Der heilige Gury, derselbe, der in der Folge für die Fortschritte des Glaubens unter den Mohamedanern eine Schule errichtete, liebte schon in seiner Jugend die Aufklärung. Ein armer Edelmann, im Dienste bei einem reichen Fürsten, ward er von diesem in eine tiefe Grube geworfen, wo man ihm nach drei Tagen eine Garbe Hafer zuschmiss. Jemand erbot sich, ihm Brod zu bringen; er bat um Zustellung von Papier und Tinte, schrieb Büchlein für Kinder und liess sie zum Besten der Armen verkaufen. In den Bibliotheken der Klöster wurden schon fast alle Werke der Kirchenväter in slavonischer Uebersetzung aufbewahrt. Ebenso wurde in einigen Klöstern der Jugend Elementarunterricht ertheilt.

§. 24. Die Sendschreiben im 15. Jahrhunderte; die ascetischen Lehren des ehrw. Nilus; Biographieen.

Die wichtigen Ereignisse des 15. Jahrhunderts erweckten in den besseren Hirten und Lehrern der Kirche des Nordens eine lebhafte Thätigkeit, und diese Thätigkeit offenbarte sich besonders in ihren Sendschreiben. Einige Sendschreiben des Metropoliten Photius, des Prälaten Jonas — bei Gelegenheit der Theilung der Kirchenverwaltung und in Bezug auf moralische Bedürfnisse — zeichnen sich durch die ungeschminkte Aufrichtigkeit einer frommen Seele und die Kraft des Gedankens aus. Einige Sendschreiben des ehrw. Joseph setzen durch den Reichthum der Kenntnisse und die Gedankenfülle in Erstaunen. Das Sendschreiben seines Verwandten, des Erzbischofs Bassian, an Johann III. — der eben am Flusse Ugra weilte — kann den Mustern der Beredtsamkeit beigezählt werden. Das Sendschreiben des Abtes Pamphilus an den Statthalter zu Pskow (1505) ist ein treuer Ausdruck des warmen Eifers, mit dem er den Aberglauben des Volkes bezichtigte. Ueberhaupt athmet in den Sendschreiben des 15. Jahrhunderts das lebendige Gefühl und die Kraft innerer Ueberzeugung, wodurch sie nothwendiger Weise die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

In demselben Jahrhunderte schrieb Nilus († 1508), mit Familiennamen Maikow, nach dem Orte seiner frommen Werkthätigkeit der Sorskier benannt — der Wiederhersteller des vergessenen ascetischen Lebens und ein bis dahin unerhörter Lehrer desselben — Sendschreiben und traditionelle Satzungen an seine Schüler. In den einen wie in den anderen ist der Inhalt derselbe — das innere, fromme Kampfesleben, seine Gefahren und die Mittel zum Heile, die verschiedenen Zustände der Seele, ihre Betrübniss und ihre Freude. Nachdem er lange Zeit hindurch die Klöster des Berges Athos bereist und die Werke der besten Asceten des Orients gelesen, legt er in jenen Schriften ihre Erfahrungen dar, die er nach dem Worte Gottes wie nach Selbsterlebtem prüft. Wie sehr das Statut des ehrw. Joseph von Wolokolamsk durch äussere Strenge, in dem-

selben Masse zeichnet sich die Abhandlung des Nilus durch tiefe Kenntniss des inneren Lebens in Christo aus. Darum konnten Statute wie das Josephische, wohl auch von vielen Anderen, wie z. B. von Cyrillus, Cornelius, ja fast in jedem Kloster verfasst werden, während Nilus der Sorskier — ein hervorragender Vater der russischen Kirche — als Lehrer des ascetischen Lebens einzig in seiner Art dasteht.

Zu einer lieblichen Erscheinung dieser Zeit muss auch das Bestreben gezählt werden, das Leben der Heiligen der russischen Kirche in dem Andenken der Mit- und Nachwelt festzuhalten. Die besten Biographieen gehören dem gottseligen Epiphanius an, einem Schüler des Sergius, sodann dem Erzbischofe Bassian (1468—1481), Pachomius dem Serben und dem Abte Macarius. Der erste war Schulgenosse des Stephan von Rostow, eignete sich durch die Lehren des Sergius eine auf Erfahrung gegründete geistliche Weisheit an, machte Reisen in den Orient, was er aber — hierin nicht dem Beispiele seiner Zeitgenossen folgend — selbst an sich nicht billigte. Seine Lebensbeschreibungen des Sergius und Stephan zeichnen sich, ausser dem dass sie die Zuverlässigkeit eines Zeitgenossen und zum Theil Augenzeugen haben, durch die Genauigkeit eines Historikers, durch Klarheit der Gedanken und die Lebendigkeit frommen Gefühles vortheilhaft aus. Das letztere tritt uns namentlich aus seinen Reden auf Sergius und Stephan entgegen Mit derselben Beredtsamkeit, die er in seiner patriotischen Ermahnung an Johann III. entwickelte, beschrieb Bassian das Leben seines Lehrers, des ehrw. Paphnutius von Borowsk. Im 16. Jahrhunderte wurden auf Wunsch des Erzbischofs Macarius besonders viele Biographieen geschrieben, die theils ganz neue waren, theils auch alte, denen man nur ein neueres Gewand gab. Aber die meisten von ihnen zeichnen sich durch langweilige Redseligkeit aus, durch Aufwand schwülstiger Worte bei grosser Gedankenarmuth. Die letztere geht bei einigen — unter denen der Pskowsche Priester Basilius, mit dem Mönchsnamen Warlaam, die erste Stelle einnimmt — bis zu einer bedauernswürdigen Dürftigkeit alles gesunden Sinnes.

§. 25. Mangel lebendiger Predigt; Aberglaube und Keime des Schismas (Raskol).

Im Verlaufe dieser Periode sehen wir — nach den Lehrvorträgen des Metropoliten Photius — im Norden keinen einzigen Versuch lebendiger Predigt in der Kirche. »Predigten werden niemals gehalten,« sagt ein Zeitgenosse und Augenzeuge. Nach und nach bildete sich sogar die Ueberzeugung, dass der lebendige Vortrag zu einer Predigt der Häresie werden dürfte. »Es giebt keine Prediger bei ihnen, sie glauben dadurch die Verschiedenheit der Meinungen und die Häresieen vermeiden zu können,« sagt ein anderer Ausländer. Statt dessen hielt man die statutenmässigen Lectionen für ausreichend. Diese sind ohne Zweifel von Nutzen, sowohl ihrem Inhalte nach, wie auch dadurch, dass sie der Sinnesart und dem Leben des Volkes Halt und Festigkeit geben. Aber ohne lebendige Predigt vermochten die des Lesens Unkundigen — deren es damals so gar viele gab — sich nicht von ihrer Unwissenheit und ihrem Aberglauben zu befreien. Die Lehrvorträge, die der alten Zeit und anderen Ländern angehörten, konnten die Zweifel einer neuen Zeit und des russischen Landes keineswegs befriedigend lösen. Die Besseren fühlten den Mangel lebendiger Unterweisung und waren beflissen, diese Lücke durch schematische Formen von Vorträgen für die speciellen Lebensverhältnisse auszufüllen. Es ist aber unmöglich, so viele Formen zu verfassen, als die Zustände und Bedürfnisse der Seele erheischen können. Bei diesem Mangel lebendiger Predigt kannten Manche die Gebete nur dem Buchstaben nach, ohne den inneren Geist derselben zu fassen, hörten oder lasen Lobgesänge oder Gebete nur nach ihrem Wortlaute, um dem Kirchengesetze zu genügen. Man hielt den Buchstaben werth, verlor aber seinen Sinn aus dem Auge. Statt die Unterweisungen des heiligen Glaubens zu beachten, sie sich mit Nachdenken und Gefühl anzueignen, lernte man zu der Zeit des Stoglaw (des Buches mit 100 Capiteln, einer von dem Concil des Jahres 1551 verfassten Kirchenordnung) vielmehr aus den Sternen oder der Handfläche zu wahrsagen, liebte die »Aristoteles-Pforte«

und den »Woronograi« (ein ketzerisches und gotteslästerliches Zauberbuch) zu befragen und die schwarzen (Unglücks-)Tage zu unterscheiden. Auch eine Wissenschaft!!! Der heidnische Aberglaube und die Unwissenheit, so wie die gotteslästerliche Scheinheiligkeit gingen so weit im Volke, fanden eine so allgemeine Ausbreitung, dass auch die Dorfgeistlichkeit davon angesteckt wurde. So waren die Keime der Spaltungen (Raskol) bereits aufgesprossen. Bei dem Mangel an Aufklärung und lebendiger Unterweisung gewöhnte man sich, je länger um so mehr, an die Sammelwerke des Alterthums, hielt sie wie einen kirchlichen Gebrauch heilig, ohne das Gute von dem Schlechten, das Zuverlässige von dem Zweifelhaften, die Wahrheit von dem Irrthume oder von den Fehlern der Abschreiber gehörig zu unterscheiden. Schon begann man zu behaupten, alles Alte sei heilig. Es brauchten nur noch einige Fehler alt zu werden, andere sich zu vervielfältigen, in der Ueberzeugung der Leute Wurzeln zu schlagen — und das Schisma (Raskol) war zum Ausbruche fertig.

§. 26. Der ehrw. Maxim, der Grieche; sein Kampf mit der Unwissenheit seiner Zeit:

A. in Bezug auf die heil. Schrift.

In dieser traurigen Lage der Dinge kam Maxim, der Grieche, nach Russland. Aus Albanien gebürtig, studirte er nach zu Hause erhaltener Vorbildung in Paris, Florenz und Venedig. Er hörte dort Vorlesungen über Litteratur, Geschichte, Philosophie und Theologie, kannte viele Sprachen und zum Theil auch die slavonische Kirchensprache, die er sodann in Russland gründlich erlernte. Auf dem Berge Athos brachte er einige Jahre als Mönch in frommen Uebungen zu. Bei solchen Kenntnissen liebte Maxim feurig die Wahrheit und verabscheute den Aberglauben. Daraus wird jeder leicht abnehmen können, dass sein Leben in Russland damals nichts Anderes sein konnte, als ein steter Kampf mit der Unwissenheit. Der Grossfürst hatte ihn berufen, um in der fürstlichen Bibliothek die griechischen Bücher zu ordnen, die damals Niemanden bei uns zugänglich waren, und das Beste in die sla-

vonische Sprache zu übersetzen. Maxim entschloss sich fürs erste, eine Auslegung des Psalters zu übersetzen. Später fand er in der Bibliothek eine Auslegung der Apostelgeschichte und übersetzte sie gleichfalls. Seine beste Arbeit in Bezug auf die heilige Schrift war die Uebersetzung der Auslegung des Evangeliums Matthaei und Johannis von Johannes Chrysostomus. Eine solche Auswahl der Gegenstände für seine Uebersetzungen beweist schon an sich, ein wie richtiges Verständniss Maxim von dem Glauben und dem, was einem Gläubigen Noth thue, hatte. Ein Hirte so aufrichtigen Glaubens, wie der Metropolit Warlaam (1511—1521), begrüsste auf der Kirchenversammlung die erste Arbeit Maxim's, die Uebersetzung der Auslegung des Psalters, mit Enthusiasmus. Der Metropolit Daniel dagegen (1522—1539), obschon er gewünscht hatte, eine Musterarbeit des Chrysostomus in der Uebersetzung zu sehen, nahm dieselbe doch, als sie beendet war, ziemlich kalt auf; er war mit Maxim bereits unzufrieden. Er hatte lebhaft gewünscht, die Geschichte des Theodorit übersetzt zu sehen. Der aufgeklärte Maxim hatte ihm vergebens vorgestellt, dass eine solche Arbeit nicht zeitgemäss sein würde, der Einfachheit schaden könnte, — darüber verharrte Daniel in grosser Unzufriedenheit mit Maxim. Es war aber noch ein anderer, wichtigerer Grund der Uneinigkeit vorhanden. Daniel stammte nämlich aus der Zahl der Josephischen Mönche her. Nun schrieb ein Schüler Maxim's, der Fürst Kurbsky, dass einige der Cyrillischen und Josephischen Mönche »lästerlich von den allgemeinen Sendschreiben der Apostel gesprochen hätten«, als »wären dieselben von Aeltesten oder kirchlichen Presbytern, aber nicht von den Aposteln geschrieben«, und dass die Benennung »apostolische« ihnen nur als Ehrenbezeigung beigelegt worden sei. Dieser Umstand war von einer solchen Wichtigkeit, dass Maxim denselben — gegenüber Daniel — nicht mit Stillschweigen übergehen konnte. Er sagte: »Wir sind durch das göttliche Gebot verbunden, die evangelische und apostolische Wahrheit allen darnach Fragenden laut zu verkünden.« Und darum schrieb er eine Auslegung einiger Stellen aus der heiligen Schrift mit einer Widerlegung der falschen Meinungen über ihren Sinn.

Auf den Wunsch des Prälaten Philipp I. (1467—1473) hatte Theodor, ein hebräischer Convertit, den Psalter und das Buch Esther aus dem Originaltexte übersetzt. Maxim, der des Hebräischen unkundig war, hatte seine Uebersetzung des Psalters aus dem Griechischen gemacht. Demetrius, der bei Maxim Uebersetzer war, übersetzte im J. 1535 Bruno's Auslegung des Psalters, mit Nachrichten über die alten Uebersetzer, wo Bruno sagt: »Wisset, dass, wenn in den Büchern des alten Testamentes (in der Uebersetzung) Unrichtigkeiten angetroffen werden, man zu den alten hebräischen Büchern seine Zuflucht nehmen muss, weil das alte Testament ursprünglich in hebräischer Sprache geschrieben worden ist; wenn aber in den Büchern des neuen Testaments, so muss man seine Zuflucht zu den griechischen Büchern nehmen.« Die Bessern verstanden das, — aber ihrer waren nicht viele.

§. 27.

B. Maxim's Kampf mit der blinden Anhänglichkeit seiner Zeit an die fabelhaften Erzählungen der Sammelwerke; häufigeres Erscheinen apocryphischer Abhandlungen.

Der Fürst Kurbsky schrieb mit Betrübniss: »Vermeintliche Lehrer der gegenwärtigen Zeit beschäftigen sich — zur Strafe für unsere Sünden — mehr mit bulgarischen Fabeln, oder richtiger gesagt: mit den Faseleien alter Weiber, als mit den Werken der grossen Kirchenväter, in deren Verständniss sie ihren Genuss suchen sollten.« Und in der vorhergegangenen Periode gab es unter den Russen genug dessen, was Kurbsky bulgarische Fabeln nannte! Zur Zeit Maxim's vermehrten sich noch die fabelhaften Erzählungen. Man schrieb sie ab, in Unkenntniss oder auch trotz der Kenntniss des Verbotes des heil. Cyprian. In der Anfangsperiode der russischen Kirche verfasste man Auszugswerke, d. h. eine zusammengestellte Auswahl der besten Stellen aus den alten Kirchenlehrern. In dem Zeitalter des Stoglaw war auch schon der Name »Auszugswerk« vergessen und man schrieb nur Sammelwerke, d. h. eine Sammlung alles des-

sen, was gerade unter die Hand fiel, sei es Wahres oder Falsches, Nützliches oder Unnützes, Heilsames oder Schädliches. Gegen diese wunderlichen Sammelwerke des Alterthümlichen erhob sich Maxim, nicht durch das Verbot desselben, sondern durch den Nachweis des Abgeschmackten und Fehlerhaften in ihnen.

1. Seine Erzählung von Judas, dem Verräther, enthält eine strenge und gründliche Analyse der Erzählung des Papias von Judas, als ob derselbe noch lange nach seinem Verrathe gelebt habe.

2. Ein Wort der Widerlegung gegen die lügenhafte Schrift des Aphrodisius, des Persers, welche die Einfalt jener Zeit las und abschrieb, sich mit kindischer Gutmüthigkeit an den Erdichtungen des Aphrodisius ergötzend. Maxim bewies, dass diese Abhandlung ein albernes Gemisch von heidnischem Aberglauben und Christenthum sei, dass sie die griechischen Götter mit Gegenständen vermenge, welche — ihrer Heiligkeit wegen — unangetastet bleiben müssten, dass sie von Anfang bis zu Ende — Lüge sei.

3. Ein Wort der Widerlegung gegen diejenigen, die da behaupteten, Christus sei zum Priesterstande geweiht worden, überführt kurz und treffend die Erzählung des Epiphanius von der Mutter Gottes des Irrthums. Diese Erzählung fehlte aber kaum in einem der slavonischen Sammelwerke.

4. Die Belehrung derjenigen, die da behaupten, die Sonne gehe während der ganzen Osterwoche nicht unter, ist gegen Abhandlungen gerichtet, denen man in den slavonischen Handschriften selbst des 14. Jahrhunderts begegnet. Die abergläubische Albernheit dieser Behauptung widerlegend sagt Maxim: »Ist es nicht wahr, was ich zu Anfange gesagt habe, dass es ein grosses Uebel sei, die heilige Schrift nicht zu kennen, sie nicht mit Aufmerksamkeit und Ueberlegung zu erforschen? Wenn die wunderlichen Weisen unserer letzten Zeiten das beobachtet hätten, so würden sie nicht so leicht jeder unwissenden und unverbürgten Schrift ihre Zustimmung gegeben haben.«

Ohne Zweifel hat Maxim mündlich sich noch mehr über diese slavonischen Werke ausgelassen, obschon die Schreier ihm vorwarfen, dass er die Bücher verderbe. Des Stoffes zum Reden war genug vorhanden. Die Unwissenheit der Zeiten des Stoglaw, die die Fähigkeit über Seelenangelegenheiten zu sprechen verloren hatte, ja, die an diese Fähigkeit nicht einmal mehr glaubte, meinte — dass auch Andere dessen nicht fähig seien, und schob von nun an den Lehren, den Worten russischer Lehrer, jedem russischen oder bulgarischen Gedanken die Autorschaft bald des Chrysostomus, bald des Basilius des Grossen, bald die des Theodorit oder Meletius unter. Zum Beispiel dessen können die Predigten des Cyrillus, Prälaten von Turow, und Serapion, Bischofs von Wladimir, dienen, die in den Handschriften des 16. Jahrhunderts als Erzeugnisse bald des Chrysostomus, bald Basilius des Grossen aufgeführt sind. Wenn es darauf ankäme, so könnte man bis an die hundert russische Abhandlungen anführen, die den Namen ausgezeichneter Väter der Kirche Griechenlands an sich tragen oder unter dem unbestimmten, aber ehrenvollen Titel der »Lehren der heiligen Väter« ins Leben getreten sind. Ebenso erschienen unter dem Namen des Theodorit und Meletius armselige Unterweisungen, wahrscheinlich eines dürftigen Bildermalers, über die Zusammenlegung der Finger zur Kreuzesbezeichnung, die Griechenland niemals gesehen und gekannt hat, die aber von der Einfalt andächtig geschrieben und abgeschrieben wurden, während die freche Unwissenheit bereit war, sie laut zu vertheidigen.

Anmerkung. Dass diese dem Meletius und Theodorit zugeschriebenen Erläuterungen über den Modus der Kreuzesbezeichnung nicht ihnen angehören, muss als eine bereits festgestellte historische Thatsache angesehen werden. Sie finden sich in keiner einzigen der griechischen Handschriften, weder des Orientes noch des Occidentes, wie das durch die Vergleichung der bekannten Cataloge der griechischen Handschriften ermittelt ist. Nach ihrem Stile selbst zu urtheilen, sind sie russische oder bulgarische Erzeugnisse und — aller Wahrscheinlichkeit nach — aus der Werkstatt irgend eines Bildermalers hervorgegangen. Irgend ein Bildermaler mochte einer Regel bedürfen, wie die betende und die segnende Hand zu zeichnen seien. Wo eine solche hernehmen? Er entsann sich vermuthlich der Sage über das Leben des Meletius; er durchforschte dieselbe und schrieb sich aus ihr — nach seinem Verständniss — eine Aussage des Me-

letius als Anleitung nieder. Es bedurfte nicht viel, um eine Sage über Meletius zu einer Aussage des Meletius umzuformen. Weil nun Theodorit einer Widerlegung der Arianer durch Meletius aus dem Zusammenlegen der Finger (bei der Kreuzesbezeichnung) erwähnt — was man auch in seiner Biographie fand —, so schrieb unser litterärischer Bildermaler, in derselben Art, wie er die Sage über Meletius verstand, auch ein »Wort des Theodorit, wie man segnen und sich bekreuzigen müsse«, nieder. Dieses unglückliche Wort hat in der Folge vielfache Misshandlungen erleiden müssen. Zuerst fügte man — in demselben Sinne, wie der Djak die Regel des Zusammenlegens der Finger im Stoglaw niedergeschrieben hatte — am Ende desselben ein Anathema hinzu. Nachher wurde dieses Anathema, um ihm grössere Wichtigkeit zu geben, an den Anfang des Wortes versetzt. So sind drei verschiedene Abschriftsarten des vermeintlichen Wortes des Theodorit entstanden, die in ihrem Inhalte selbst von einander abweichen.

IV. Der Gottesdienst.

1. Der Gottesdienst in der Kirche des Nordens.

§. 28. Der Eifer des Volkes für die Tempel Gottes; Maxim's Erklärung des äusseren Gottesdienstes und seine Bezichtigung der blinden Anhänglichkeit an das Aeussere.

Bei Gelegenheit der Widerlegung der Judensecte sagt der ehrw. Joseph: »Nichts erfreut uns im Leben so sehr als die Ausschmückung unserer Kirchen.« Und dieser Aeusserung über die Bedeutung der Pracht der Kirchen entsprach in dem grössten Theile des Volkes der Eifer für die Tempel Gottes. Moscau, das damals reich an Kirchen war, freute sich besonders über »das Haus der allerreinsten Gottesgebärerin« (der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariae), als es dasselbe in neuer Pracht erblickte. Von dem heil. Petrus gegründet, war dieselbe baufällig geworden. 150 Jahre nach dem Werke jenes Prälaten schickte sich der Metropolit Philipp I. an, auf dieser Stelle eine neue Kirche aufzuführen, indem er alle Klöster und Kirchen zur eifrigen Theilnahme an diesem Werke aufforderte. Aber ein Erdbeben (1471) zerstörte den noch unbeendeten Tempel. Es ward

ein Künstler aus Italien berufen und der Bau in vier Jahren vollendet. Im fünften Jahre (1479) erfolgte die Einweihung durch den Metropoliten Gerontius mit ganz ungewöhnlicher Feierlichkeit. Der Grossfürst Johann Wassiljewitsch spendete reiche Gaben und trug selbst mit seinem Sohne die Reliquien der Prälaten Petrus, Theognost, Cyprian, Photius und Jonas in die Kirche. Am folgenden Tage bewirthete er die Geistlichkeit, wobei er mit seinem Sohne selbst aufwartete. Es war besonders die gesellschaftliche Wohlthätigkeit, die zur Errichtung so prachtvoller Tempel mitwirkte. So ward aus Dankbarkeit für die Vereitelung der Prahlereien des Krimschen Sedi-Achmet gegen Russland (1459), in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariae ein Nebenaltar zum Lobe der Mutter Gottes eingerichtet. Die Einnahme von Smolensk ward (im J. 1525) durch die Erbauung einer Kirche und eines Klosters (des neuen Jungfernklosters), gleichfalls im Namen der Mutter Gottes verherrlicht. Der Sieg über Kasan ist durch die Pokrowsche Kathedrale verewigt worden. Damals errichtete man Denkmäler, nicht den Menschen, sondern dem Herrn! Vom Herrn erwartete man Hülfe, zur Ehre seines Namens führte man improvisirte Kirchen auf, und zum Lohne des schlichten Glaubens — erhielt man Hülfe gegen Pest und Verderben. Den Gottesdiensten wohnte man mit warmem Eifer bei. Zu Ende des 15. Jahrhunderts zählte man in Nowgorod mit Ausschluss der Klöster 44 Kirchen, in denen täglich Gottesdienst gehalten wurde. Die Grossfürsten selbst fingen ihr Tagewerk nicht anders an, als nachdem sie dem Gottesdienste beigewohnt hatten.

Aber in der Folge klagte die Kirchenversammlung von 1551 den Ehrgeiz als die Triebfeder zum Baue neuer Kirchen an, während man die alten vernachlässige. Dieselbe verordnete auch, den Gottesdienst »wohlanständig und ruhig zu verrichten, den Kanon mit Aufmerksamkeit herzusagen (nicht zu singen), die Loblieder und die grosse Lobpreisung zu singen und nicht herzusagen.«

Viel mehr sah und sprach der weise Maxim, der Grieche. Er sah, dass Viele Vieles in den Gebräuchen des Gottesdienstes nicht verstanden, und darum erläuterte er bald diesen, bald jenen Theil des Gottesdienstes und war beflissen, die schlummernde

Unwissenheit zur Wachsamkeit über den Gedanken zu erwecken. Besonders ausgezeichnet ist seine Rede: wie es sich nicht zieme, denen Beachtung zu schenken, die da behaupten, dass für diejenigen, die zur Lection des Evangeliums einzutreffen nicht vermochten, die übrige Liturgie so gut wie verloren sei. Hier betrachtet er die einzelnen Theile der liturgischen Ordnung, erläutert die Bedeutung eines jeden von ihnen und zeigt, welcher der wichtigste sei. Sein Wort über die Ectenie »für die obere Welt und die Rettung unserer Seelen lasst uns beten,« — erläutert den Sinn derselben, da Einige so sonderbar waren, den Worten »obere Welt« die Bedeutung der Engelwelt beizulegen und somit für die Engel zu beten.

Auch diese Abhandlungen Maxim's gefielen dem frömmelnden Obscurantismus nicht ganz. Aber besonders ungehalten ward derselbe auf ihn, als er ihn der übertriebenen Anhänglichkeit an das Aeussere bezichtigte. Mit einem klaren Verständnisse des christlichen Gottesdienstes schrieb er zwei tadelnde Abhandlungen gegen diejenigen »die unbussfertig in ihren Sünden dahinlebten und ihr Heil dadurch schaffen zu können hofften, dass sie täglich Lobgesänge und Gebete an die Heiligen richteten.« Acacius, der Erzbischof von Twer, ein frommer und schlichter Mann, hatte einen prachtvollen Tempel erbaut; Maxim freute sich des Eifers des Hirten wie der Heerde. Aber eine furchtbare Feuersbrunst verödete Twer, so dass Acacius verzagte und noch mehr alle Bewohner Twer's. Maxim schrieb an die letzteren, dass ihre Frömmigkeit, obschon sie einen prachtvollen Tempel erbaut habe, doch faul sei und dass Gott durch das Unglück, das er über sie gesandt, die Unlauterkeit ihrer Herzen bezichtige. Dafür ward Maxim als »ein Lästerer und Speichellecker« verrufen, aber der Prälat Joasaph gab ihm Recht.

§. 29. **Zustand der gottesdienstlichen Bücher; Photius; neue Ursache des Entstehens sonderbarer Meinungen; Maxim verbessert die Bücher, deren Verderbniss er aufdeckt.**

Traf Maxim in den dicken Sammlungen von Biographieen und Predigten bulgarische Fabeln an, so durfte man auch von den gottesdienstlichen Büchern Besseres nicht erwarten. Schon zu den Zeiten des Metropoliten Cyprian hatte man ja bereits eine Bücherverderbniss bemerkt. Sein Nachfolger, der Prälat Photius, wandte besondere Mittel an, um die gesetzliche Ordnung des Gottesdienstes in den Kirchen aufrecht zu erhalten, so wie die Verderbniss der Bücher zu beschränken. Im J. 1416 liess er ein Sendschreiben an Pskow ergehen, in welchem er eine ausführliche Unterweisung in Betreff verschiedener Punkte des Kirchengesetzes gab und die Abweichungen von demselben nachwies. Im J. 1419 schickte er ein Sendschreiben eben dahin über denselben Gegenstand. Im J. 1430 beziehtigte er durch ein neues Sendschreiben die Pskower offenbarer Abweichungen von der rechtgläubigen Ordnung bei Administration der Sacramente, und fand es nöthig, von dort her einen fähigen Priester zu sich zu entbieten, dem er Unterweisung geben könne »in den Kirchenregeln, dem Kirchengesange und dem heiligen Gottesdienste.« Dem Prälaten Photius musste es ohne Zweifel häufiger begegnen als Cyprian, Ungenauigkeiten und Verschiedenheiten in den slavonischen Büchern wahrzunehmen, weil unter Cyprian dem Serben in die russische Kirche ebensowohl serbische Eigenthümlichkeiten — wie unter seinen Vorgängern russische — Eingang gefunden haben konnten.

Nach dem gottseligen Photius hatten wir schon keine Griechen mehr zu Metropoliten, während die Zahl der Bücher immer mehr anwuchs. Das war eine neue und zwar eine sehr ergiebige Ursache zur Verbreitung sonderbarer Anschauungsweisen unter dem Volke, die auch auf die kirchliche Ordnung ihren Einfluss übten. Die griechischen Oberhirten waren schon durch ihren Namen befähigt, die blinde Anhänglichkeit an diese oder jene Differenzen in der gottesdienstlichen Ordnung abzuschwächen,

so dass sie ihre Kraft im Volke verlor. Als aber weder die Hirten selbst noch ihre Gehülfen der griechischen Sprache mehr kundig waren, blieben diese Differenzen unangetastet. Zuerst bemerkte die kirchliche Obrigkeit dieselben in den Handschriften nicht, so dass sie hier und da in die kirchliche Praxis übergingen. Nachdem dies geschehen, wagte man anfänglich zwar nicht sie gut zu heissen, weil man wahrnahm, dass sie mit der allgemeinen, althergebrachten Ordnung nicht übereinstimmten; aber, da man seine Schwäche fühlte, da man sich der Unkenntniss der griechischen Ordnung bewusst war, wagte man auch nicht sie zu verwerfen, — man duldete sie also, und das um so mehr, als der kirchliche Gebrauch ja nicht der Glaube ist, als bei verschiedenen Gebräuchen der innere Grund des Glaubens ein und derselbe sein kann. Mittlerweile aber sog die Willkühr des finstern, abergläubigen Sinnes gerade aus diesen Sonderbarkeiten ihre Nahrung, während sie weder dem reinen Glauben noch den legitimen Gebräuchen Rechnung trug. Sie schrieb ihre Sammlungen von Liedern und Gebräuchen mit dem Gefühle der Andacht nieder, aber einer Andacht, die meist nur nachgeäfft war, ohne klares Bewusstsein davon zu haben, was wahrhaft andächtig sei. Ebenso führte sie Abhandlungen in den kirchlichen Gebrauch ein, die keinen kirchlichen Werth hatten, ja der Kirche geradezu unwürdig waren.

So liessen sich denn zu den Zeiten des finstern Stoglaw und des weisen Maxim der Sonderbarkeiten, oder — wie die Vernünftigen es damals nannten — der bulgarischen Fabeln, genug wahrnehmen und die Verderbniss der Bücher war zu einem schweren Ballast angewachsen. Und selbst dem, der die schreiendste Willkühr, die ungereimteste Verderbniss der Bücher aufdeckte und widerlegte, fiel das traurige Loos zu, kämpfen und leiden zu müssen.

Gleich nachdem der ehrw. Maxim seine Uebersetzung des Buches der Psalmen beendigt hatte, baten ihn der Grossfürst und der Metropolit, den Triod durchzusehen und zu verbessern. Maxim nahm sich der guten Sache mit dem ganzen Eifer seiner Seele an; er sah auch die Horengebetbücher, den Heiligenkalender auf die Festtage und die Geschichte und

Briefe der Apostel durch. Und was fand er da? Die Verderbniss der Bücher war bis zu einem solchen Grade angewachsen, die Unrichtigkeiten so schreiend, dass man hätte glauben können, die Bücher seien in Händen von Ketzern gewesen. So schrieb Maxim: »Ich lehre über das fleischgewordene Wort richtig zu urtheilen, d. h. es nicht »den einigen Menschen allein« zu nennen, wie eure Gebetbücher . . . . . Ich bekenne von ganzer Seele denselben Gottmenschen, der von den Todten auferstanden ist, aber nicht den »in unendlichem Tode Gestorbenen«, wie ihn überall eure Auslegungen des Evangeliums predigen. Ich lehre, dass er seiner Göttlichkeit nach unerschaffen, aber nicht, dass er »ins Dasein gerufen und erschaffen« sei, wie Arius lästerte und eure Trioden ihn überall predigen, während ihr nicht darauf bedacht seid, dieselben zu verbessern . . . . . Ohne Anfang ist der Vater, aber eure Gebetbücher verkünden ihn »gleich mutterlos mit dem Sohne«. Im neunten Gesange des Kanon auf den heiligen (Grün-)Donnerstag habe ich gefunden: man singt dem Vater, »der seiner Natur nach nicht unerschaffen ist«, — und habe solche Lästerung nicht gelitten, sondern verbessert.« Im achten Gesange desselben Kanons las man: »in mir Christo, dem einigen, erkennet zwei.« Im Kanon der Thomaswoche (der Woche, welche auf die Osterwoche folgt) wird das Fleisch des auferstandenen Christus »unbeschreiblich« genannt.«

Maxim erklärte auch die Ursachen solcher groben Fehler. »Einige — schrieb er — fanden ihren Grund in dem Mangel an Verständniss, oder in der Sorglosigkeit und der Unkenntniss des Alterthümlichen von Seiten der sonst aller Achtung werthen Uebersetzer, andere entstanden aus der groben Unwissenheit und Fahrlässigkeit der Abschreiber.« In Bezug auf die Uebersetzer bemerkte Maxim noch, dass sie nicht immer die besten Abschriften unter Händen hatten und daher eine falsche Lesart in die Uebersetzung hineinbrachten.*) Die Abschreiber fügten

*) Als Belege hierzu führt Maxim an: statt ψιλός lasen die Uebersetzer ὑψηλός und übersetzten hoch statt schlicht; statt ἐκκλεῖσαι, ausstossen, absondern, lasen sie ἐκκλησίας und übersetzten Kirchen;

ihrerseits einer nach dem anderen Fehler zu Fehlern und führten oft selbst kindische Klügeleien ein. Alles das ist sehr einfach, sehr natürlich. Aber muss man dasselbe nicht auch heute noch gewissen Leuten wiederholen? Dennoch fahren sie fort zu behaupten, so stehe es in den alten Büchern! Sie wollen nach der alten Regel leben, d. h. nach der alten Gewohnheit zum Schlechten.

Unter denen, die mit Wohlgefallen auf die Verbesserung der Bücher durch den ehrw. Maxim schauten, nahm der fromme Metropolit Warlaam den ersten Platz ein. Die Arbeit der Verbesserung der Bücher theilte mit Maxim der fürstliche Mönch Bassian.

§. 30. Maxim und Sinovius decken die Willkühr in der Lesart des Glaubenssymbolums auf; die Klügelei des Stoglaw; Ursprung der verschiedenen Lesarten.

Unter den einzelnen Willkührlichkeiten in der gottesdienstlichen Ordnung zog eine — dem Gegenstande nach sehr wichtige — die besondere Aufmerksamkeit Maxim's auf sich; es war dies die Willkühr in der Lesart des Symbolums, worüber er einen Aufsatz schrieb: »wie es sich gezieme, über das gleichförmige Bekenntniss des orthodoxen Glaubens zu wachen. Nachdem er erwähnt, dass das ökumenische Concil Alle mit dem Anathema belegt, die an dem Symbolum etwas verändern, führt Maxim fort: »Sage nicht, dass die Klügelei nicht von besonderer Bedeutung sei, die man sich heute erlaubt. Sie unterwirft auch euch dem Anathema, die ihr sprecht: aus Maria und nicht von Maria; wir hoffen und nicht ich hoffe; ein in Zukunft seiendes Leben und nicht der zukünftigen Ewigkeit«. Was ist das für eine Weisheit? Aus den eigenen Worten Maxim's wie seines Schülers Sinovius ist ersichtlich, dass, da die judaisirenden Häretiker auf das Wort im Symbolum »ich hoffe« als auf den Ausdruck einer nicht

statt οὐ γὰρ ᾖδον, man sang nicht, lasen sie οὐ γὰρ εἶδον, man sah nicht u. s. w.

ganz festen Ueberzeugung der Auferstehung der Todten hinwiesen, — die weisen Zeiten des Stoglaw die Anordnung trafen, im Symbolum »wir hoffen« zu lesen, indem man durch die Mehrheit der Personen die Festigkeit der Erwartung zu verstärken meinte, und in diesem Sinne trug man auch die grammatikalisch fehlerhafte Lesart »ein in der Zukunft seiendes Leben« in das Symbolum hinein. Maxim sagt ihnen, dass das künftige Leben keine Kleinigkeit sei — das Leben ist der Herr Jesus selbst. »Dieser ist euch Leben und Auferstehung. Dieses unendliche Leben Jesu Christi erwarte ich nach der Bedeutung des griechischen Wortes, aber nicht hoffe ich, erwarte es mit zweifellosem Glauben zu empfangen, aber nicht ein in der Zukunft seiendes, wie es nach eurer kindischen Klügelei heisst.«

Eine andere Abweichung in der Lesart des Symbolums griff an Stelle Maxim's sein Schüler schriftlich an. Der gottselige Sinovius schreibt: »Zacharias (ein Chorsänger) fragte mich: Im Glaubenssymbol sprechen Einige: und an den heiligen Geist, den Herrn, dagegen Andere: und an den heiligen Geist, den Wahrhaftigen; liegt darin ein Unterschied? »Wenn Jemand — antwortete Sinovius — es im rechten Glauben und ohne Heuchelei ausspricht, so meine ich, dass hier kein grosser Unterschied obwalte, obschon die Worte nicht übereinstimmen. Ich habe die Regeln in einem alten Buche gelesen, das unter dem Fürsten Jaroslaw, dem Sohne Wladimir's, verfasst worden war, zur Zeit des Bischofes Joachim, zu Anfange der Christianisirung unseres Landes. Dort ist als Ausdruck des heiligen öcumenischen Concils geschrieben: und an den heiligen Geist, den Herrn; es ist nicht geschrieben: und an den heiligen Geist, den Wahrhaftigen, sondern den Herrn.« Die Chorsänger entgegneten, dass Basilius der Grosse in seinem Worte vom Glauben nicht geschrieben habe: an den heiligen Geist, den Herrn, sondern an den wahrhaftigen Geist. Sinovius antwortet: Der Macedonier wegen schrieb er nicht: an den heiligen Geist, den Herrn, denn sonst hätten sie sein Buch weggeworfen, aber er wollte, dass sie es läsen und durch andere Worte erlernten, dass der Geist Gott sei.« Endlich sagt Sinovius, dass die Väter

der Concile streng verboten hätten, irgend etwas dem Symbolum des Glaubens hinzuzufügen oder von demselben wegzulassen.

Im Stoglaw heisst es: »Wenn nach gewissen (Lesarten) gesagt wird und an den heiligen Geist, den wahrhaftigen Herrn, so ist das kein grosser Unterschied, denn es ist gleichviel zu sagen: den Herrn, oder den Wahrhaftigen.«

So verschiedene Lesarten herrschten also nur in Bezug auf das Symbolum und allein in dem einen Artikel von dem heiligen Geiste!

Woher diese letzteren?

Die Lesart: und an den heiligen Geist, den Wahrhaftigen, verdankt ihr erstes Entstehen der Auslegung der Worte des Originaltextes: τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον, τὸ κύριον. In der griechischen Auslegung des Symbolums (vom 14. Jahrhunderte) heisst es, dass der Artikel τό vor κύριον gerade durch die Unregelmässigkeit seiner Fassung darauf hinweise, dass der heilige Geist nicht eine vorübergehende Aeusserung der göttlichen Kraft sei, sondern ein wahrhaftiges, wesentliches Sein, der wahrhaftige Geist. Nach dieser Auslegung ersetzte ein kühner Uebersetzer oder ein kindischer Abschreiber in seiner Abschrift des Symbolums das Wort Herr durch das Wort wahrhaftig. Die Auslegung ist nicht sehr scharfsinnig (der Artikel τό ist nicht nur vor κύριον, sondern auch vor ζωοποιόν und vor den übrigen Eigenschaften des heiligen Geistes gesetzt und beweist nur, dass hier die Rede von einer und derselben Person, von dem heiligen Geiste sei), aber die Kühnheit ist ganz und gar verwerflich, weil eine solche nicht nur von dem ökumenischen Concil bestimmt verboten war, sondern eine derartige Kühnheit auch schon viel Unheil gestiftet, da sie den Occident von dem Oriente getrennt hatte. Diese Lesart ging aber in die slavonische Handschrift über, wie so manche andere Willkührlichkeiten, während die Unwissenheit dieselben unüberlegt abschrieb. Zum Ruhme der russischen Kirche sei es jedoch erwähnt, dass diese Willkühr wie unzweideutige Zeugnisse es beweisen, nicht der alten russischen Kirche zur Last fällt, sondern durch fremde Handschriften, namentlich durch serbische, in Russland Eingang fand.

Diese so wenig scharfsinnige Willkühr hat in der russischen Kirche dazu gedient, dass die Uebelgesinnten sich ihrer hinterlistig bedienten, um den reinen Glauben in den schlichten Herzen zu verdunkeln. Das geben sowohl die Worte des Sinovius, wie der Schüler Kossoi's zu verstehen. Der anspruchslose Sinovius, wenn er den Chorsängern antwortet: so Jemand im rechten Glauben und ohne Heuchelei (die ungenaue Lesart des Artikels) wiederholt, giebt damit zu erkennen, dass es auch solche gab, die heuchlerisch und nicht im rechten Glauben also sprachen. Aber die Schüler Kossoi's geben ihren Zweifel nicht sowohl an der Richtigkeit der Lesart des Artikels, als vielmehr an der Richtigkeit des Gedankens von dem Geiste dem Herrn — an sich — mit ziemlicher Kühnheit zu erkennen. So brachten die Häretiker, die Einfalt täuschend, dieselbe dahin, dass sie fest überzeugt ward, der Artikel des Symbolums vom heiligen Geiste müsse nicht anders gelesen werden als: an den heiligen Geist, den Wahrhaftigen.

Hieraus wird die Entstehung einer anderen Lesart leicht begreiflich, die selbst der obscure Stoglaw nicht billigte. Die kindische Weisheit, beunruhigt durch die Ausfälle der heimlichen Feinde des Glaubens, vermeinte die Rechtgläubigkeit durch die Vereinigung beider Lesarten am besten stützen zu können, der allgemeinen — richtigen, und der besonderen — willkührlichen. Man glaubte, wenn man lesen würde: und an den heiligen Geist, den wahrhaftigen Herrn, so würde das das Sicherste sein. Und das war inmitten des 16. Jahrhunderts! Der Schreiber des Stoglaw sah, dass diese Neuerung doch gar zu neu sei und fügte darum hinzu, dass der Unterschied nicht viel bedeute. Aber die spätere Einfalt sieht darin bis heute noch eine Weisheit des tiefen Alterthums!

§. 31. Die Leiden Maxim's, des Verbesserers der Bücher; seine Vertheidigung der Emendation.

Die Finsterniss liebt nicht das Licht. Der ehrw. Maxim, eine Leuchte des wahren Glaubens, ein Bezichtiger der Unwissenheit, genoss das Wohlwollen des Grossfürsten nicht volle 7 Jahre. Die

Unwissenheit begann bald auf ihn ungehalten zu werden, anfänglich im Geheimen, nachher öffentlich. Sie versäumte keine Gelegenheit, ihren Zorn über ihn auszuschütten. Eine solche Gelegenheit bot sich im J. 1524 dar. Der ehrw. Maxim wollte die verbrecherischen Gelüste des Grossfürsten Basilius — sich von seiner treuen Gemahlin zu scheiden und eine andere zu heirathen — nicht billigen. Das konnte der Grossfürst nicht ertragen, und diejenigen, die längst eine Gelegenheit suchten, Maxim einem Gerichte unterwerfen zu können, eilten diesen Umstand zu benutzen. Sie beschuldigten ihn namentlich wegen der Verbesserung der Bücher. »Er verändert — sprachen sie — die Worte nach eigenem Gutdünken, verbessert nach seinem Sinne, ohne Zustimmung und Willen des Grossfürsten.« Das letztere wurde namentlich in der Absicht gesagt, um den Grossfürsten gegen Maxim aufzureizen, den er bisher mit Achtung ausgezeichnet hatte. Diese Beschuldigungen sprachen nach dem Wunsche des Metropoliten Daniel, der dem Maxim seit Langem gram war, der Tschudowsche Archimandrit Jonas und der Kolomnasche Bischof Bassian Toporkow auf der Kirchenversammlung aus. Sie beschuldigten Maxim wegen seiner Uebersetzung der Auslegung des Psalters, während sie selbst kein Wort griechisch verstanden; sie beschuldigten ihn auch, dass er in seinem Triod über das Sitzen des Sohnes mit dem Vater gesagt hatte: »du sassest sitzend«, und dass das auferstandene Fleisch Christi beschreiblich genannt worden war. Der Ehrwürdige bekannte aufrichtig seine Verbesserung »du sassest« als eine fehlerhafte, und entschuldigte sich deshalb, aber ohne Erfolg, mit seiner damals noch unvollkommenen Kenntniss der russischen Sprache. Ebenso fruchtlos bewies er, dass das auferstandene Fleisch wirklich beschreiblich sei. Man verstand ihn nicht, oder wollte ihn nicht verstehen. Es blieb ihm nichts übrig, als um Gnade zu bitten, und er bat mit Thränen und um des Herrn Willen um Verzeihung. Aber auch das blieb ohne Erfolg. Man verurtheilte ihn als einen Ketzer, der die von Gott eingegebenen Bücher entweiht habe, schloss ihn vom Abendmahle aus und verbot ihm sogar, in die Kirche zu gehen. Im Gefängnisse von Wolokolamsk, wohin man ihn geworfen hatte, ward er von

Rauch und Feuchtigkeit, von Hunger und Ketten zuweilen bis zur Erstarrung gebracht. Aber hier richtete ihn auch ein ihm erscheinender Engel durch die Worte auf: »Dulde, guter Greis, durch diese Qualen befreist du dich von den ewigen Qualen.« Nach sechs Jahren (1531) beschuldigten der Protodjak Iwan Tschuschka und Andere auf der Kirchenversammlung Maxim aufs neue, die russischen Bücher gelästert und verworfen zu haben. Aber wie sehr man damals auch beflissen sein mochte, das Maxim angethane Unrecht durch neue Beschuldigungen der Häresie und bürgerlicher Uebertretungen zu beschönigen — so ward Maxim doch nach dem Otrokkloster in Twer übergeführt und das Verbot, zu schreiben und Bücher zu lesen, widerrufen. Der gutmüthige Twersche Bischof Acacius tröstete Maxim hier durch seine Liebe, während das Verbot des Besuches der Kirche und des Genusses des Abendmahles noch auf ihm lastete. Da er die Erlaubniss erhalten hatte, Bücher zu haben und zu schreiben, so fuhr der Bekenner fort, die Wahrheit über sein Zeitalter zu sagen, und schrieb — nach Absetzung Daniel's (1539) — eine öffentliche Rechtfertigung seines Werkes der Bücheremendation. Der Prälat Joasaph achtete von Grund seiner Seele den unschuldig Eingekerkerten, er hatte aber mit der blinden Leidenschaftlichkeit der Unwissenheit zu kämpfen, die ihn noch verhinderte, für den Dulder etwas thun zu können. »Ich küsse deine Bande gleich als die eines Heiligen, dir zu helfen aber bin ich ausser Stande« — schrieb ihm der Prälat. Doch vermochte der heil. Joasaph, durch die Erlaubniss zur Theilnahme an dem heil. Sacramente Maxim zu trösten. Im J. 1551 wurde der von Leiden erschöpfte und dem Tode nahe Maxim nach dem Kloster des ehrw. Sergius übergesiedelt, wo man ihn mit Ehren aufnahm und wo er — vorher noch der prophetischen Gabe gewürdigt — im J. 1556 sein Leben beschloss. So hatte der Ehrwürdige ganze 30 Jahre gelitten!

Maxim hat die Emendation der Bücher in Wort und Schrift zu wiederholten Malen gerechtfertigt. Auf die Beschuldigung, alle russischen Bücher verworfen zu haben, antwortete er, dass »es hier in Russland keine Originalwerke giebt, dass aber die Uebersetzer einige Bücher verderbt haben und dieselben deshalb

anders übersetzt werden müssen.« Man erhob gegen ihn* dieselbe Klage, wie später gegen den heiligen Patriarchen Nicon. »Grossen Verdruss, o Mensch, hast du durch jenes Werk (die Bücheremendation) den Wunderthätern verursacht, die von Anbeginn das Land erleuchtet haben, denn im Gebrauche dieser Bücher sind sie Gott wohlgefällig geworden.« Aber den finsteren Eiferern für das Alte antwortete der Mann, der von göttlicher Gnade erfüllt war: »Einem ist von dem Geiste das Wort der Weisheit gegeben, einem Anderen das Wort des Verständnisses in demselben Geiste, Einem die Gabe gesund zu machen, einem Anderen verschiedene Sprachen, einem Anderen die Auslegung der Sprachen. Daraus geht hervor, dass nicht Allen alle Gaben zugleich gegeben werden..... Weil nun die russischen heiligen Wunderthäter nach der Gabe, die sie von oben erhalten, in dem rechtgläubigen Lande der Russen geleuchtet haben und von Gott erfüllte Väter waren und sind, so bekenne und verehre auch ich dieselben. Sie haben aber weder verschiedene Sprachen noch die Auslegung der Sprachen von oben erhalten. Deshalb hat man sich nicht zu wundern, dass ihnen die Verbesserung solcher Dinge nicht in den Sinn kam, die gegenwärtig von mir verbessert worden sind.« Sodann zeigt er, wie Jethro, ein Mann fremden Stammes, Mosi begreiflich machte, dass er sich Gehülfen erwählen müsse, wie ein Hirtenknabe Macarius den Grossen in Bezug auf die Speise belehrte, wie der Presbyter, der einen Engel mit ihm den Gottesdienst verrichten sah, nicht von dem Engel, sondern von einem einfachen Diaconus belehrt ward, im Gottesdienste nicht Worte aus der Häresie des Severus in Gebrauch zu ziehen. »Und allen denen, die zur Zeit der Verfolgungen heilige Erzhirten und Märtyrer waren, ist kein Schimpf und kein Verdruss erwachsen aus der nach ihnen erfolgten Verbesserung der Bücher des alten Testamentes, welche Symmachus, Theodotion, Acilus und Lucian, ein Presbyter aus Antiochien, bewerkstelligten, indem jeder von ihnen das, was frühere Uebersetzer übersehen hatten, ergänzte und berichtigte.«

So urtheilte der in der griechischen wie in der russischen Kirche gross dastehende Mann!

§. 32. Verbesserung der Bücher nach den Zeiten Maxim's.

a. Die Sammelwerke des Macarius.

Obschon der ehrw. Maxim schwer für seine Arbeiten gelitten hatte, obschon die obscuren Leute nicht aufhörten, mit seinem Namen den Gedanken an die Sündlichkeit jeder Verbesserung des Althergebrachten zu verbinden, so blieben seine Bezichtigungen und Vertheidigungen in den besseren Herzen doch kein verlorner Same. Sie zwangen zu dem Eingeständnisse, dass die Sammelwerke und kirchlichen Bücher in der That schlecht seien, und dass das Schlechte zu verbessern kein unverdienstliches Werk sein könne, man daher auch zur Verbesserung der Bücher etwas thun müsse.

Zunächst gewann man die Ueberzeugung, aus dem grossen Haufen von Büchern eine Sammlung des Besseren veranstalten zu müssen. Solches wünschte man wenigstens aufrichtig, und wünschte etwas Gutes. Wurden diese Wünsche aber erfüllt? Der Erzbischof Macarius verfasste in diesem Sinne noch in Nowgorod (1526—1546) drei umfangreiche Sammelwerke.

a. Im J. 1527 ward das grosse Buch der zu Hause wie auf Reisen zu beobachtenden Regeln geschrieben — ein vollständiges Statut und Handbuch zum häuslichen Bedarf der damaligen Zeit. Das Mönchsritual findet sich in den Handschriften der südlichen Slawen nicht, seiner äusseren Fassung nach ist es ein Werk des Macarius.

b. Das grosse Buch der Heiligenlegenden (Heiligenkalender), in 12 sehr starken Bänden, auf Bogen in grossem Format geschrieben. Nach des Macarius eigenen Worten sind mit Verfassung desselben 12 Jahre zugebracht und die Ausgaben für Papier und Abschreiber mit freigebiger Hand gemacht worden. Den Prolog zur Grundlage seines Sammelwerkes nehmend, hat Macarius nicht nur die Lebensbeschreibungen der Heiligen der morgenländischen Kirche, so viele er deren habhaft werden konnte, nicht nur Reden auf die Fest- und Heiligentage, sondern auch ganze Bücher einiger heiligen Väter und alter Kirchenlehrer

hinzugefügt. Im Februar finden sich z. B. die Werke Simeon's des neuen Theologen, Petrus des Damasceners, Gregor's des Sinaiten; im December »die Darlegung des Glaubens« und die »Dialektik« des Damasceners, sowie desselben Abhandlung »über die acht Theile der Rede« mit slavonischen Beispielen; ferner eine Auslegung der Propheten Nahum, Habakuk, Zephanja, Daniel; im September eine Sammlung der Predigten des Chrysostomus (Margarit), das Evangelium und die Offenbarung Johannis mit einer Auslegung u. s. w.; im August drei verschiedene Auslegungen des Psalters. Das ist eine ganze Bibliothek, — um sie durchzulesen, dürften drei Jahre kaum hinreichen!

c) Bücher — die das Kirchengesetz genannt werden — enthaltend die Regel des Gesetzes (?), griechisch Nomos, der griechische Nomocanon, dem nicht nur die gesetzlichen Bestimmungen der russischen Prälaten und Fürsten hinzugefügt sind, nicht nur die Verordnungen der späteren griechischen Hirten und Kaiser, sondern auch vieles Andere, was nur auf das Kirchenrecht Bezug haben konnte, z. B. die Erzählungen des Dorotheus von Tyrus von den 12 Aposteln, des Epiphanius von Cypern von den Propheten, der Chronograph des Patriarchen Nicephorus, sogar Auszüge aus dem Buche Henoch des Gerechten.

Man kann nicht umhin, den frommen Anstrengungen des Macarius gerechte Anerkennung zu zollen. Von seinen Heiligenlegenden sagt er: »Vieler Mühe und Arbeit habe ich mich unterzogen wegen Verbesserung der ausländischen und veralteten Redeweisen, indem ich dieselben ins Russische übertrug, — Einiges wird in ihnen wohl auch bis jetzt unverbessert geblieben sein.« Er hat das Alterthümliche nicht nur gesammelt, sondern auch verbessert. Nach seinem eigenen Geständnisse erstreckte sich aber seine Verbesserung nicht gar weit, sie betraf nur die ausländischen und veralteten Ausdrücke, und selbst in dieser Beziehung ist die Verbesserung nicht vollständig. Das Geständniss ist der Achtung eben so würdig wie die Arbeit. Dass es dabei nicht ohne Schreibfehler abgegangen, ist selbstverständlich. Aber was soll man von dem Inhalte dieser Sammelwerke sagen? Es ist gar nicht zu läugnen, dass sie manches Ausgezeichnete ent-

halten. Aber ebenso gestand auch Macarius selbst, »dass vielleicht neben heiligen Büchern sich auch verfälschte, von den Vätern nicht gebilligte Abhandlungen finden,« weshalb er Gott um Vergebung für die begangenen Fehler bat. Das Beispiel einer offenbaren Fälschung ist das Buch Henoch's. — Einige von den Abhandlungen finden sich auch doppelt niedergeschrieben.

§. 33.

b. Das Concil von 1551; Buchdruckereien.

Die Versammlung von 1551, welcher der Metropolit Macarius präsidirte, beklagte sich bitter über die Ungenauigkeit der kirchlichen Bücher und machte es den Priestern und Pröpsten zur Pflicht, dieselben nach guten Abschriften zu verbessern, die nicht controlirten Bücher aber vom Gebrauche auszuschliessen.

Man sah jedoch bald, dass diese Massregel dem Uebel wenig Einhalt that. Wenn man die auf den Märkten in Moscau gekauften Bücher in näheren Augenschein nahm — bevor man sie den neuen Kirchen zum Gebrauche übergab, — so fand man unter ihnen »nur wenige für den Gebrauch geeignet, die meisten waren von den Abschreibern verdorben, die — unwissend und beschränkten Geistes — nur uncorrect zu schreiben vermochten,« — d. h. die Verderbniss derselben hatte einen solchen Grad erreicht, dass man den grössten Theil der Bücher ins Feuer werfen musste.

Da entschloss man sich, der um sich greifenden Bücherverderbniss dasselbe Mittel entgegenzusetzen, das man in Europa und selbst in unserer südlichen Metropolie schon längst in Anwendung gebracht hatte — man entschloss sich, die Bücher drucken zu lassen. Die Nothwendigkeit dessen fühlte man auch schon vor dem Concil von 1551. Der Zar Johann der Schreckliche bat im J. 1550 den dänischen König, Buchdrucker nach Moscau zu schicken, und im Jahre 1552 ward von dem Könige der Typograph Jans (Johann Missingheim, Bookbinder, d. h. Buchbinder) nach Moscau gesandt. Uebrigens fanden sich auch Russen in Moscau, die mit dem Werke der Buchdruckerei ver-

traut waren. Der Diaconus Johann Theodor und Peter Timophejew übernahmen es (im J. 1553), alles Nöthige für eine Typographie vorzubereiten. In Nowgorod fand sich ein Buchstabenschnitzer Basil Nicephor. Aber, wie das so häufig zu geschehen pflegt, die ersten Versuche des Druckes schlugen fehl — man hatte »mit zu kleinen, undeutlichen und unförmlichen Lettern« gedruckt. Darum erschien erst unter dem Metropoliten Athanasius im J. 1564 das erste gedruckte Buch, »Die Geschichte und die Briefe der Apostel.«

Fürs Erste war auch das schon ein grosser Gewinn, dass man durch den Druck der apostolischen Schriften der Willkühr und den Fehlern der Abschreiber in Bezug auf diese Bücher Grenzen gesetzt hatte. Das war auch der Hauptzweck, den man bei der Herausgabe derselben im Auge gehabt hatte, wie das Nachwort — das man ihnen beigefügt — solches selbst ausspricht. An dem griechischen Texte jedoch hatte man den slavonischen nicht controlirt, wie sich davon jeder leicht überzeugen kann, der den letzteren auch nur flüchtig mit dem ersteren vergleicht. Es mochte wohl auch kaum einer von denen, welche die Ausgabe besorgten, Griechisch verstanden haben. Die Herausgeber nennen den Text des neuen Testamentes den Text der LXX Dolmetscher — ein sprechender Beweis ihrer Unwissenheit. Buchstaben und Papier dieser Apostelgeschichte und Briefe sind sehr gut, die Schrift aber unorthographisch. Man kann auch nicht sagen, dass die slavonische Abschrift, nach welcher man den Druck besorgte, die beste unter den damaligen gewesen sei, welche freilich alle mehr oder weniger fehlerhaft waren.

Die Obscuranten erhoben sich bald gegen das wohlgemeinte und nützliche Werk des Bücherdruckes, und nicht etwa deshalb, weil sie die wirkliche Mangelhaftigkeit desselben erkannt hätten, nein — sie wurden darin einzig und allein von ihren Leidenschaften geleitet. Die ersten unter ihnen waren diejenigen, die durch das Abschreiben der Bücher ihren Unterhalt gefunden hatten. Verblendet von ihrer Leidenschaftlichkeit — und besonders aus Unwissenheit — fingen sie an, die Typographen für Ketzer zu halten. Einen Verdacht gegen dieselben zu erwecken, war aber in damaliger Zeit nicht schwer, da man gerade damals

strenge Nachsuchungen in Bezug auf die Ketzerei Baschkin's anstellte. Es kam nur darauf an zu sagen, dass die Typographen mit dieser oder jener verdächtigen Persönlichkeit in näherer Berührung ständen, um sie dem Unglück nicht entgehen zu lassen. Die Unwissenheit und Bosheit zauderten auch nicht, die Typographen als Ketzer zu bezeichnen. Der Diacon Johann, sowie Timophejew, nachdem sie im J. 1565 den Druck eines Gebetbuches vollendet hatten, waren gezwungen, aus Moscau nach dem Auslande zu flüchten. Das Volk kam bei dem Gerüchte von Ketzerei in Aufruhr und das Haus der Buchdruckerei ward in Brand gesteckt. Aber der Zar befahl, das Werk wieder herzustellen: im J. 1568 wurde von einem Schüler der Flüchtlinge, Andronicus Newescha, der Psalter in Moscau — und im J. 1578 derselbe in der Alexandrowschen Sloboda gedruckt. Man gab aber den Psalter heraus, ebenso wie man es mit der Geschichte und den Briefen der Apostel gemacht hatte, ohne einen Blick in den Urtext geworfen zu haben.

§. 34. Besondere Willkührlichkeiten der Unwissenheit:

A. Das Gehen nach dem Laufe der Sonne.

Es ist wahrlich nicht zu verwundern, dass sich zu Ende des 16. Jahrhunderts in Russland viele besondere willkührliche Gebräuche bildeten. Eine kurzsichtige Frömmigkeit von der einen, die Willkühr der Unwissenheit von der anderen Seite, was konnten sie nicht alles — in Russland und an anderen Orten — als geheiligten Gebrauch in die Kirche einführen? Die Gegenstände, auf die wir hinweisen wollen, sind an sich von gar geringer Bedeutung, von geringerer Bedeutung als manches Andere, so dass wir sie unbeachtet bei Seite lassen könnten. Aber die traurige Geschichte des russischen Schismas (Raskol) hat ihnen eine beklagenswerthe Wichtigkeit verliehen, und so sehen wir uns auch gegen unseren Willen gezwungen, von unbedeutenden Gegenständen zu sprechen.

Als im J. 1479 die Kathedralkirche zur Himmelfahrt Mariae in Moscau vom Metropoliten Gerontius eingeweiht wurde, mach-

ten einige »Arglistige« dem Metropoliten beim Grossfürsten den Vorwurf, dass er bei der Einweihung in der Procession mit den Kreuzen nicht nach dem Laufe der Sonne gegangen sei. Der Fürst, besorgt gemacht durch das frühere Misslingen des Kirchenbaues, drückte dem Metropoliten seine grosse Unzufriedenheit darüber aus und sagte, »dass deshalb der Zorn Gottes uns heimgesucht habe.« Der Metropolit entgegnete zu seiner Rechtfertigung, dass auch der Diaconus, wenn er im Altar um den heiligen Tisch mit dem Rauchfasse geht, sich nicht nach dem Laufe der Sonne richte. Auf Seiten des Metropoliten waren fast alle Archimandriten und Aebte Moscau's, auf Seiten des Grossfürsten aber der Rostowsche Bischof Bassian und der Tschudowsche Archimandrit Gennadius, — Leute, die in anderer Beziehung sehr vernünftig waren. Letztere konnten sich nur auf einen gewissen Gebrauch (wessen? ist nicht ersichtlich), aber auf kein schriftliches Document berufen, auch wiesen sie darauf hin, dass die Osterprocession um den Tempel ein Sinnbild der Auferstehung Christi der wahren Sonne sei. Man stritt viel, eine einmüthige Entscheidung konnte jedoch nicht erzielt werden. Der Grossfürst fuhr fort auf den Metropoliten ungehalten zu sein, so dass mehrere neue Kirchen ein ganzes Jahr uneingeweiht blieben. Um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, entschloss sich Gerontius, auf das Metropolitanamt zu verzichten, und zog sich (1481) in das Simonkloster zurück. Der Grossfürst strebte wiederum eine Entscheidung an und wiederum war die Mehrheit der Stimmen gegen ihn. Die Discussion war hitzig, »aber die Wahrheit ward nicht erzielt«, wie der Chronikenschreiber sagt. »Die Wahrheit — beschliesst der Prälat Platon — lag aber so nahe und ist so klar, dass hierin eben gar keine Wichtigkeit liegt.« Endlich bat der Grossfürst selbst den Gerontius, auf seinen Metropolitansitz zurückzukehren, und stellte ihm anheim, ganz nach seiner oberhirtlichen Einsicht zu handeln.

§. 35.

B. Das Singen des Hallelujah.

Im J. 1419 schrieb der Metropolit Photius einen Hirtenbrief an Pskow über verschiedene Gegenstände der Kirchenordnung, in welchem er über das Singen des Hallelujah Folgendes anordnete: »Aber wenn ihr in der Lobpreisung das Hallelujah singt, so sollt ihr also sagen: Preis dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste . . . Hallelujah, Hallelujah, Hallelujah, Preis dir, o Gott! und sodann dasselbe noch zweimal.«

Die Anweisung ist kurz und das beweist, dass damals in Pskow kein Streit über das Hallelujah obwaltete, wenn nicht etwa durch irgend ein Manuscript angeregte Zweifel vorhanden waren. Der Inhalt der Verordnung, zugleich mit den anderen Handschriften dieses Prälaten, so wie das allgemeine griechische Statut zeigen, welcher Regel damals die griechische und nach ihr auch die russische Kirche bei dem Singen des Hallelujah folgte.

Wenn man in der bekannten Erzählung des Basilius über den ehrw. Euphrosinius von Pskow das Zuverlässige von dem Erdachten, das Wahrscheinliche von dem Albernen scheidet, so findet man bei Basilius über das Singen des Hallelujah Folgendes.

1. Im J. 1455 führte Euphrosinius in seinem Kloster die Ordnung ein, das Hallelujah zweimal zu singen, mit dem Hinzufügen: Preis dir, o Gott!

2. Die Neuerung des Euphrosinius stimmte so wenig mit dem allgemeinen Gebrauche in Pskow überein, dass sie allgemeine Unzufriedenheit erregte. »Es hatte sich — schreibt Basilius selbst — bei allen Bewohnern Pskow's die gemeinsame Gewohnheit in den Land- wie in den Klosterkirchen festgesetzt, das Hallelujah dreimal zu wiederholen.« Der Presbyter Hiob, »ein verständiger Mann, fähig die heilige Schrift zu verstehen, und ein Eiferer für Gottesfurcht und Rechtgläubigkeit« — und der Diaconus Philipp, »ein sehr kluger, mit der Gabe des Wortes ausgerüsteter Mann«, erhoben sich besonders gegen Eu-

phrosinius. »Alle Kirchen Gottes in unserem Lande — sagten sie —, und mit ihnen Pskow, wiederholen ordnungsmässig das Hallelujah dreimal.«

3. Der Erzbischof Euthymius, an den sich Euphrosinius mit der Klage über erlittene Kränkungen gewandt hatte, verbot demselben seine Neuerung nicht, indem er diese kirchengebräuchliche Angelegenheit seinem Gewissen anheimstellte, aber auch die Pskower beliess er bei ihrem Gebrauche. Noch weniger hielt er es für nöthig, diese Neuerung des Euphrosinius in Nowgorod einzuführen, da der Kirchengebrauch des ganzen russischen Landes derselben entgegenstand und »Viele — wie Basilius schreibt — die durch hohe Zeichen und Wunder verherrlicht worden sind, das göttliche Hallelujah dreimal wiederholt hatten.«

So gehörte — während der Lebenszeit des im J. 1481, also 70 Jahre vor dem Concil von 1551 verstorbenen Euphrosinius — die Gewohnheit, das Hallelujah nur zweimal zu wiederholen, ausschliesslich dem Kloster des Euphrosinius allein an, war aber weder in Pskow noch in Nowgorod adoptirt worden. Worauf Euphrosinius seine Anordnung in Bezug auf das Hallelujah gründete, sagt Basilius nicht. Da aber nach seinen Erläuterungen das zweimalige Hallelujah zu Ehren des auferstandenen Gottmenschen gesungen ward und dieses Hallelujah zu Ehren des auferstandenen Christi nur der römischen Kirche angehörte und angehört, so wird man zu dem Schlusse berechtigt sein, dass Euphrosinius, wenn er nicht der Einwirkung des Uniaten Isidor nachgab, sich durch irgend eine Handschrift der bulgarisch-serbischen Kirche, die unter dem Einflusse des Westens stand, bestimmen liess.

Nach dem Tode des Euphrosinius begann die Art und Weise, in der sein Kloster das Hallelujah zu singen pflegte, einige Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Man forschte nach den Beweggründen dieser Neuerung. Der Uebersetzer Demetrius Gerasimus schrieb — während er in Rom war — an den Erzbischof Gennadius über »die Jahre der sieben Zeitalter«, einen Gegenstand der damals Viele beschäftigte, und über das dreimalige Hallelujah. Der Inhalt der Betrach-

tungen des Demetrius ist in dem »Weltschöpfungskreise« des Erzbischofs Gennadius niedergeschrieben: »Ueber das Hallelujah sind Einige der übereinstimmenden Meinung, dass das dreimal wiederholte Hallelujah und das viertens darauffolgende Preis dir, o Gott! die dreipersönliche und untheilbare Gottheit, aber das zweimalige Hallelujah die einige Gottheit in zwei Naturen ausdrücken solle. Wie der Mensch nun denselben Gedanken auch verschieden ausdrücken möge, so ist es gut. Hallelujah bedeutet aber: lobet den Herrn oder: lobet den wahrhaftig Seienden.« Gennadius hat darin Recht, dass der Werth eines kirchlichen Gebrauches von dem Werthe der Gesinnung abhänge. Er hat aber ohne Zweifel wahrgenommen, dass der Gedanke der einigen Gottheit in zwei Naturen nicht vernünftig sei.

Macarius, während seines Amtes als Erzbischof zu Nowgorod (1526—1546), nahm in seinen grossen Heiligenkalender für den Monat August auch eine Verordnung über das dreimalige Hallelujah auf. Diese Verordnung widerlegt den Athanasius, Stifter des Nicolaiklosters, der an eine Priesterversammlung (wahrscheinlich zu Pskow) ein Sendschreiben über die heilige Dreifaltigkeit, namentlich über das Hallelujah gerichtet hatte, in welchem er behauptete, dass das Hallelujah zweimal zu wiederholen sei. Die Verordnung sagt, dass ein zweimaliges Hallelujah die heil. Dreifaltigkeit auseinanderzerre, dass man — in Nachahmung der Apocalypse und der Psalmen — das Hallelujah nicht zwei-, sondern dreimal wiederholen müsse. Zur weiteren Begründung führt er das von uns erwähnte Sendschreiben des Prälaten Photius an und zeigt, dass der Gebrauch des zweimal wiederholten Hallelujah von dem Metropoliten Isidor eingeführt worden sei. Endlich heisst es: »Wenn Viele das Hallelujah zweimal und nicht dreimal wiederholen, so singen sie dasselbe sich zur Sünde und zum Gericht. Man muss also singen: Hallelujah, Hallelujah, Hallelujah, — Preis dir, o Gott! Das erste Hallelujah ist zum Preise des Vaters, das zweite zum Preise des Sohnes, das dritte zum Preise des heiligen Geistes, aber das: Preis dir, o Gott — ist zum Lobe der einwesentlichen Gottheit.«

Diese Verordnung bezeugt, dass zur Zeit des Erzbischofs Macarius einige Vertheidiger des zweimal zu wiederholenden Hallelujah aufgetreten waren. Aber die Pskowschen Kathedralkirchen folgten ohne Zweifel dem Sendschreiben des Photius, und der Erzbischof von Nowgorod schrieb eine Verordnung über das Singen des Hallelujah nieder, wobei er einen sehr verständigen Grund dafür angab. Hier wird klar nachgewiesen, dass das zweimalige Hallelujah lateinischen Ursprungs sei.

Die Lebensbeschreibung des Euphrosinius, in welcher Basilius sich bemüht, dem zweimaligen Hallelujah das Wort zu reden, muss in das Jahr 1547 verlegt werden. Der Stoglaw konnte ebenfalls die Wahrheit nicht verhehlen und schrieb, dass in Pskow und dem Pskowschen Gebiete die Kirchen zum grössten Theile, in dem weiten Gebiete von Nowgorod aber alle Kirchen die Regel des dreimal zu wiederholenden Hallelujah beobachteten; zur Grundlage seiner Regel nahm er nur ein von Basilius erzähltes Traumgesicht.

Wenn wir allem hierüber Gesagten noch hinzufügen, dass sowohl durch Zeugnisse, die der Kirchenversammlung vorhergehen, wie auch durch den Psalter des Prälaten Philipp des Märtyrers (1566—1569) das dreimalige Hallelujah als die gewöhnliche Kirchenregel festgestellt ist, so erweist es sich augenscheinlich, dass selbst zu Ende dieser Periode das zweimalige Hallelujah nur in vereinzeltem Gebrauche war, obschon es bei Leuten, die dem Schreiber des Stoglaw ähneln, Ansehen gewinnen konnte. —

§. 36.

C. Die Kreuzesbezeichnung.

Der Zar Johann Wassiljewitsch legte der Versammlung von 1551 unter Anderem auch Folgendes vor: »Die Bezeichnung mit dem Kreuze wird nicht regelrecht gemacht, während die Beichtväter keine Aufmerksamkeit darauf richten und daran nicht denken.« Im Stoglaw finden wir folgende diesem Antrag entsprechende Antwort: »Ebenso sollen die Protopopen, Priester und Diacone das Kreuzeszeichen über sich kreuzförmig und nach

der vorgeschriebenen Ordnung machen, so wie die Protopopen und Priester alle rechtgläubigen Christen kreuzförmig segnen, wie das die heiligen Väter uns überliefert haben. Gleichermassen sollen sie ihre Kinder, alle rechtgläubigen Christen, lehren und unterweisen, dass sie sich durch das Kreuzeszeichen bewahren und nach der Ordnung kreuzförmig bezeichnen mögen.« Hierauf wird strenge verboten »das ungeberdige Wedeln des Gesichtes mit der Hand:«

Ebenso liest man ebendaselbst (zwischen dem 31. und 32. Kapitel des Stoglaw) die Regel über das mit zwei zusammengelegten Fingern zu machende Kreuzeszeichen, nach einem Auszuge aus der vermeintlichen Anweisung des Meletius und Theodorit (§. 28).

Dass die Kirchenversammlung von 1551 eine Verordnung treffen konnte, wie man sich wohlanständig durch das Kreuzeszeichen zu bewahren habe, und die im Stoglaw niedergeschrieben ward, — darüber zu zweifeln ist keine Ursache vorhanden. Eine solche Verordnung ist an und für sich eine fromme Sache und entspricht dem Antrage des Zaren wie anderen Zeugnissen aus jener Zeit. Da wir aber ein gleichzeitiges Zeugniss darüber haben, dass diese Verordnung der Gegenstand hitziger Discussionen auf der Versammlung war, die damit endigten, »dass man nichts erzielte«, — so bleibt es dem Zweifel unterworfen, ob diese Verordnung auch endgültig von der Versammlung bestätigt worden sei.

Was den Gedanken der Zusammenlegung zweier Finger bei dem Kreuzeszeichen anlangt, so kann die historische Kritik nicht zugeben, weder dass der Stoglaw mehr bedeute als die Aufzeichnung einer Privatperson über die Kirchenversammlung, noch auch dass der Artikel über das Zusammenlegen zweier Finger der Versammlung und nicht dem Schreiber des Stoglaw angehöre. Denn a. wäre der Gedanke über das Zusammenlegen zweier Finger beim Kreuzeszeichen einigermassen anders ausgedrückt, als es in dem Artikel des Stoglaw geschehen ist, so könnte man allenfalls noch Zweifel hegen, ob sich nicht etwa der Metropolit Macarius von der Meinung seiner Zeit habe fortreissen lassen. Aber der in Rede stehende Artikel des Stoglaw

ist von dem obscursten Ignoranten niedergeschrieben. Er ist — um mit den Worten eines Hirten der damaligen Zeit zu reden — »erstlich nicht übereinstimmend mit dem Worte Gottes, weil dieses nirgends sagt, dass Jesus Christus den Segen mit zwei Fingern gespendet habe, zweitens nicht übereinstimmend mit den alten von Allen angenommenen Kirchenversammlungen und den heiligen Vätern; denn das Anathema über diejenigen, die sich nicht mittelst zweier Finger bekreuzigen, hat keine Kirchenversammlung und kein Kirchenvater je ausgesprochen, was also in dem Buche des Stoglaw lügenhafter Weise gesagt ist.« b. Der Artikel über das Zusammenlegen zweier Finger hat gar keinen Verband mit dem Antrage des Zaren, weil er davon gar nicht spricht, was der Zar beantragt hatte; das beweist aber deutlich, dass er nur dem Schreiber des Stoglaw angehört. c. Wie der Metropolit Macarius über das Hallelujah anders dachte, so billigte er auch über das Zusammenlegen der Finger eine ganz andere Meinung als der Schreiber des Stoglaw. In seinem Heiligenkalender nahm er das panagiotische (?) Verwerfungsurtheil über das Zusammenlegen zweier Finger auf. d. Es ist bekannt, dass der Priester an der Kirche zur Verkündigung Mariae, Sylvester, zur Zeit der Kirchenversammlung erster Rathgeber des Zaren und auf der Versammlung von 1551 eine sehr einflussreiche Persönlichkeit war. Nun lesen wir aber in seinem »Haushalte« folgendes: »Solcher Art soll jeder fromme Christ sein Kreuz machen: er lege seine ersten drei Finger, zum Sinnbilde der Dreifaltigkeit, zusammen, den Daumen und die beiden diesem zunächst stehenden Finger.« e. Es ist aus keinem Umstande ersichtlich, dass der Artikel des Stoglaw über das Zusammenlegen der Finger den Bischöfen — als von der Versammlung gebilligt — zugesandt worden sei, weder von Seiten des Metropoliten noch von Seiten des Zaren. Aber die durch allgemeine Zustimmung sanctionirten Beschlüsse der Kirchenversammlungen wurden stets, sei es in Form eines metropolitanischen Sendschreibens oder in der eines zarischen Befehles, circulariter verschickt. f. Es ist aus geschichtlichen Zeugnissen ersichtlich, dass nur zu den Zeiten des Zaren Johann des Schrecklichen das Zusammenlegen zweier Finger bei der Kreuzesbezeichnung in Auf-

nahme kam und zwar nur als die Gewohnheit Weniger. Aber bei diesem Mangel aller Stütze im Alterthume hätte die Anschauungsweise einiger Wenigen unmöglich dahin gelangen können, von der so zahlreichen Kirchenversammlung des J. 1551 adoptirt zu werden.

§. 37. **Aufsicht über die Bildermalerei.**

Eine lobenswerthe Sorgfalt entwickelte die geistliche Obrigkeit zu dieser Zeit in Bezug auf die Verbesserung der Malerei der Heiligenbilder. Im Hause des Metropoliten Warlaam wurden (1514 und 1518) die Wladimirschen Bilder des Erlösers und der Mutter Gottes erneuert, bei welchem frommen Werke der Metropolit selbst sich betheiligte. Unter dem Metropoliten Daniel wurden zu demselben Zwecke alte wunderthätige Bilder aus Rschew, und unter Macarius das Welikoretzkysche Bild des heiligen Nicolai nach Moscau gebracht.

Die Versammlung von 1551 verlangte von den Bildermalern ausser der Geschicklichkeit in ihrer Kunst ein untadelhaftes Leben und empfahl sie der Aufsicht ihrer Beichtväter. Den Bischöfen machte sie es zur Pflicht, die Bildermaler im Auge zu behalten, die besseren unter ihnen durch liebevolle Aufmerksamkeit auszuzeichnen, den ungeschickten aber und denen, die ein ungeregeltes Leben führten, das Bildermalen zu verbieten. Sie rieth, in der Bildermalerei den besten alten Mustern zu folgen, indem sie besonders auf die Bilder des Mönches Andreas Rublew hinwies. Dieser fromme Mönch des Andronjewschen Klosters, der im J. 1430 starb, liebte — nach dem Zeugnisse des ehrw. Joseph von Wolokolamsk — die heilige Kunst so sehr, dass seine Lieblingsbeschäftigung an Festtagen das aufmerksame Betrachten der heiligen Bilder war, wobei er sich im Geiste aus dem Sichtbaren in das Unsichtbare versetzte.

Diese strengen Grundsätze in Bezug auf die Bildermalerei waren unter dem Metropoliten Macarius unumgänglich nothwendig. Aus den Bildern, die von jener Zeit auf uns gekommen sind, ist ersichtlich, dass die Bilder um die Mitte des 16. Jahrhunderts ausnehmend schlecht, ja missgestaltet gemalt wurden.

Der Geschmack war durch gewisse abergläubige Begriffe, so wie durch die Willkühr der gröbsten Unwissenheit im höchsten Grade verdorben. Als aber die Verordnungen der Kirchenversammlung von 1551 zur Ausführung kamen, erhob sich nichts desto weniger ein Murren, das besonders in den neuen Heiligenbildern der Hofkirche zu Mariae Verkündigung seine Nahrung fand. Nach der Feuersbrunst von 1547 wurden nämlich in dieser Kirche die Bilder erneuert und — auf Anordnung des bekannten Priesters Sylvester — ersetzten Bildermaler aus Nowgorod die ehemaligen Malereien auf den Wänden der Kirche durch neue Abbildungen, welche die Schöpfungsgeschichte, das Symbol des Glaubens und den Inhalt einiger Kirchenlieder, so namentlich das: »kommt Leute, lasst uns den dreipersönlichen Gott anbeten«, — »eingeborner Sohn«, — »im Grabe dem Fleische nach« — in Gestalten, oder wie man es damals nannte, in Parabeln darstellten. Als die Wandmalerei beendigt war, begann das Gerede über die Neuerungen. Die zurückgesetzten Bildermaler waren die ersten, die sich zu Richtern des Neuen aufwarfen und in den einfachen Gemüthern Zweifel erregten. Der Djak Wiskowatji, wahrscheinlich in besonderer Absicht gegen Sylvester, den Liebling des Zaren, veranlasste eine offene Aufregung, lärmte, schalt die neuen Bilder und noch mehr diejenigen, welche die Arbeiten beaufsichtigt hatten. Er verdächtigte Sylvester und den Priester der Kirche zur Verkündigung Mariae, Simeon, beim Volke als Anhänger Baschkin's (§. 21). Es erhob sich eine allgemeine Aufregung. Hier haben wir das erste Beispiel jenes traurigen Lärmens, welches die traurigen Vertheidiger eines schlechten Alterthumes noch bis heute zu erregen fortfahren. Zu Ende 1553 trat eine Kirchenversammlung zusammen. Wiskowatji legte mündlich und schriftlich seine Zweifel über die Neuerungen dar, sagte, dass andere Abbildungen, als die vom 7ten öcumenischen Concile angegebenen, verboten seien, und erlaubte sich selbst zu behaupten, dass die Person Gottes des Vaters gar nicht abbildbar sei. Der Metropolit Macarius, dem die Bildermaler und ihre Arbeit wahrscheinlich noch von Nowgorod her bekannt waren, löste mündlich und schriftlich die Zweifel Wiskowatji's. Die Priester Sylvester und

22*

Simeon rechtfertigten sich in Bezug auf die gegen sie erhobenen Zweifel und der erstere fügte hinzu, dass wenn einige Abbildungen dem Volke Aergerniss geben sollten, es der Versammlung genehm sein möge zu entscheiden, ob dieselben nicht zu verbieten seien. Die Versammlung wies nach, dass weder von dem siebenten noch von irgend einem anderen Concile neue Abbildungen verboten seien, es darum auch gar nicht für nöthig erscheine, die neuen Abbildungen — nur darum weil sie neue seien — zu verbieten; sie wies auch die Erscheinung Gottes des Vaters im alten Testamente — unter der Gestalt des Alten der Tage (Dan. VII, 9) — nach und führte dem Wiskowatji die Regel des trullianischen Conciles zu Gemüthe: »Es schickt sich nicht, einfache Leute mit hohen Worten zu belehren, oder sich das Lehramt eigenmächtig anzumassen, sondern vielmehr Acht zu geben auf die vom Herrn gestiftete Ordnung.« Wiskowatji legte Reue an den Tag. Dafür, dass er das Volk aufgeregt und unbegründete Reden, besonders in Bezug auf die Abbildungen Gottes des Vaters, geführt hatte, verhängte die Kirchenversammlung eine kirchliche Epitimie über ihn. Aber die unruhigen Zweifel und die Unzufriedenheit gährten in dunklen Winkeln fort, wie das die Simonschen Chorsänger in ihren Unterredungen mit Sinovius beweisen.

§. 38. **Neue Festtage.**

Der öffentliche Gottesdienst gewann in dieser Periode eine neue Pracht. Im J. 1547, als Johann feierlich zum Zar gekrönt worden war, beschloss die Kirchenversammlung zu Moscau, die Feier der neuen heiligen Wunderthäter der russischen Kirche auf eine gleichförmige Art anzuordnen. Der Herrscher hoffte dadurch den Segen der Heiligen auf sein Zarenthum herabzuziehen. Die Versammlung zog in Betracht: »Gott der Herr hat seine ihm wohlgefälligen Diener durch viele Wunder und Zeichen verherrlicht, und nirgends haben sie bis hierher eine ordnungsmässig festgesetzte, allgemeine kirchliche Feier.« Darum wurde angeordnet: die Tage von 12 Heiligen, unter diesen die Tage des heiligen Jonas von Moscau, Johann von Nowgo-

rod, des Fürsten Alexander Newsky, des ehrw. Nicon von Radonesch in allen Kirchen Russlands, dagegen die Tage der anderen acht Heiligen nur an den Orten, wo sie ihre frommen Werke geübt und Gott sie verherrlicht, festlich zu begehen. Gleich darauf wurde auch die Verfügung getroffen, für diese Heiligenfeste neue gottesdienstliche Rituale zu entwerfen und ihre Biographieen durchzusehen.

Geschichtliche Zeugnisse geben Kunde davon, dass die Gedächtnisstage einiger der obengenannten Heiligen auch schon vor der Kirchenversammlung eine örtliche Feier gefunden hatten, so namentlich in Bezug auf Johann von Nowgorod und den Fürsten Alexander. Mit Ausschluss dieser beiden letzteren so wie der Muromschen Fürsten fällt das Erdenleben aller übrigen in das 15. und 16. Jahrhundert, woraus die Voraussetzung der Kirchenversammlung ersichtlich ist, dass das Gedächtniss aller übrigen Heiligen der russischen Kirche theils allgemein, theils örtlich, bereits gefeiert werde.

Im J. 1548 ordnete die Kirchenversammlung noch eine allgemeine gottesdienstliche Feier zum Gedächtnisse aller eines plötzlichen Todes Verstorbenen an. Diese Verordnung war gleichfalls keine neue. Schon im 15. Jahrhunderte pflegte man in Moscau und an anderen Orten am Donnerstage vor Pfingsten Gräber für verstorbene Arme zu graben, deren Leichen während des Winters in den Gruben des Armenhauses beigesetzt worden waren. Die frommen Leute — eingedenk der Verweslichkeit Aller — legten selbst Hand an die Leichen, hüllten sie, nicht abgeschreckt durch den Modergeruch der längst Verstorbenen, in Leichengewänder, übergaben sie dem Schosse der Erde und sangen Gebete für die Ruhe der Seelen, auch solcher, deren Namen dem Herrn allein bekannt waren. Ein wahrhaft christlicher Gebrauch, — die Frucht reiner, demüthiger Christenliebe! Selbst die andersgläubigen Ausländer äusserten sich über diesen Gebrauch mit Achtung.

Viel Sorgfalt wandte die christliche Liebe in dieser Periode auch darauf, dass die Sterbenden nicht ohne priesterliche Absolution, nicht ohne das entbindende Gebet abschieden.

2. Der Gottesdienst in der Kirche des Südens.

§. 39. Die alte Ordnung des Gottesdienstes.

In der südlichen Metropolie wurde der Gottesdienst ungehindert nach der alten Ordnung vollzogen. »In Pelotzk und Wilna — sagt ein Augenzeuge Oderborn — wird der Gottesdienst mit einer besonderen Pracht vollzogen. Man hat daselbst reiches Kirchengeräthe aus Gold und Silber. Wilna zählt 30, fast lauter steinerne Kirchen. Für die Verbreitung kirchlicher Bücher als ein Mittel zur Aufrechthaltung der von der Heterodoxie bedrohten Rechtgläubigkeit hat man gewissenhaft Sorge getragen, aber über unwichtige Gegenstände streitet man nicht.«

Bei Herausgabe der Bücher war man nach Möglichkeit beflissen, die Fehler der Abschreiber zu verbessern. Man nahm auch Unterschiede in den gottesdienstlichen Ordnungen wahr, stellte aber die fernere Abhülfe der Einsicht und dem Eifer einer freieren Zeit anheim, und um unschuldiger Buchstaben willen erhob man keinen Lärm oder Verdacht der Häresie. Diejenigen, die durch ihre Kenntnisse bei der Herausgabe von Büchern nützlich sein konnten und welche die sorglose Unwissenheit aus Moscau als Ketzer vertrieben hatte, nahm man im Süden mit Freuden auf und zog aus ihren Fähigkeiten Gewinn. So fanden die Verbannten Diaconus Theodor und Timotheus hier eine Zufluchtsstätte und arbeiteten mit Erfolg für die Sache der Rechtgläubigkeit. Dieser Art wurden in der südlichen Metropolie alle gottesdienstlichen Gesangbücher, mit Ausschluss der Rituale, gedruckt, oder waren — bereits gedruckt — während dieser Periode schon in Gebrauch.

V. Das christliche Leben.

§. 40. Die alterthümliche Lebensart in dieser Periode; Zunahme mongolischer Laster.

Der Sinn aller Stände des russischen Volkes, des Fürsten wie des Dieners, des Klosterbruders wie des Laien, war in dieser Periode noch der Frömmigkeit zugewandt; oder, um sich genauer auszudrücken, man suchte in dieser Periode noch die Frömmigkeit der Voraltern nachzuahmen, obschon im 16. Jahrhunderte bereits eine Abschwächung des alten Geistes wahrgenommen werden konnte. Ein Tübinger, römisch-katholischer Confession (J. Fabr. Moscovitar. Religio) beschrieb im J. 1525 das Leben der Russen folgendermassen: »Jeder Russe, sobald er in das reife Alter getreten, sobald er fähig geworden ist, mit Zerknirschung seine Sündhaftigkeit zu fühlen, begiebt sich ohne Verzug zum Priester, fällt ihm zu Füssen und beichtet demselben — unter Thränen und Seufzen — seine Sünden, in der Reihenfolge, wie er sich derselben zu erinnern vermag . . . . . . Dazu haben sie eine festgesetzte Zeit. Das Kirchengesetz verpflichtet sie dazu alljährlich zur Osterzeit, aber die Gottesfürchtigen versäumen nicht, auch an anderen hohen Festtagen zu beichten. Wer es zur Osterzeit unterliesse, würde in Aller Augen zu einem Verworfenen, zu einem Gegenstande der Verachtung werden, alle Welt würde ihn meiden, und man liesse ihn nicht in die Kirche. Damit der Beichtende würdig an dem Sacramente des Leibes und Blutes Christi Theil nehme, muss er vorher einige Tage hindurch seinem Leibe Abbruch thun, sein Fleisch zähmen und andere Früchte der Busse darbringen . . . . . Die Fasten werden mit einer solchen Strenge beobachtet, dass es für eine Verunreinigung gelten würde, an irgend einem Fastentage Fleisch oder Eier zu geniessen. Es giebt unter ihnen selbst solche, die, wenn sie Fasten halten, nichts essen, und um so weniger Fische. Andere trinken an Fastentagen weder Wein noch etwas der Art. Als wir davon hörten, waren wir in dem Grade betroffen, dass

wir ganz aus der Fassung kamen; so gottlos erschien uns unser Leben im Vergleich zu diesen Christen. Wir haben uns auf das schlagendste überzeugt, dass wir — die wir so viel von den Früchten des Glaubens reden — mit unseren Früchten weit hinter diesen zurückstehen. . . . . Sie unterziehen sich auch anderen Graden der Busse, um Gott zu versöhnen. Ein solcher ist besonders das Gebet. Sie üben dasselbe so häufig, dass es schwer sein dürfte Jemanden zu finden, der es ihnen gleich thue. Mit jedem anbrechenden Tage wirft sich jeder von ihnen in den Staub nieder und ergiesst aus seinem Herzen täglich anhaltende Gebete. . . Und man kann auch das unter ihren vielen lobenswerthen Werken nicht ausser Acht lassen, dass sie Dürftige bei sich aufnehmen, die jeder — nach dem Masse seiner Mittel — nährt, ihnen Almosen spendet, wie es die evangelische Frömmigkeit erheischt, sie kleidet, tränkt und hütet, die Pilgrime zu sich einladet und alles das übt, was die Kinder Gottes der Vollkommenheit entgegenführt. Sie fürchten sich, auf dem schrecklichen Gerichte Gottes nicht verurtheilt zu werden.« — Die gewöhnlichsten Zufluchtsstätten der Armuth waren die Sitze der Bischöfe und die Klöster, so dass die weltliche Obrigkeit im 16. Jahrhunderte darin billigerweise eine Beschränkung eintreten liess.

Zu den ausgezeichneten, angeerbten, zu den wahrhaft christlichen Eigenschaften gehörten: a) der aufrichtige und ehrfurchtsvolle Gehorsam gegen den Willen des Herrschers und der von ihm gesetzten Obrigkeit. Die gewöhnliche Redensart des Russen war: »So ist es Gott und dem Herrscher gefällig«, »Gott und der Herrscher wissen es.« »Ich sah — sagt Herberstein — einen hohen Würdenträger, der Gesandter in Spanien gewesen war, einen Greis mit grauem Haar, der uns bei unserem Einzuge in Moscau entgegenkam, reiten, sich abmühen, laufen, als sei er ein junger Mensch — der Schweiss floss ihm in Strömen vom Gesichte. Als ich ihm meine Verwunderung darüber bezeigte, sagte er laut: »O, Herr Baron, wir dienen unserem Herrscher nicht auf Ihre Weise.« b) Das Verhältniss der Herren zu ihren Leibeigenen wie zu ihren Lohndienern, das sich durch seine patriarchalische Einfachheit und Herzensgüte auszeich-

nete. Das Gesetz hatte hierüber kein Wort verfügt, aber dessen bedurfte es auch nicht. »Wenn ein Herr — sagt Herberstein — sich herbeiliesse, einen guten und pünktlichen Diener schlecht zu behandeln, so würde er sich in den Augen Aller ehrlos machen und Niemand würde danach mehr bei ihm in Dienst treten.« Das Sendschreiben des heiligen Joseph von Wolokolamsk an einen Magnaten beweist als sprechendes Beispiel, wie sehr die Geistlichkeit es sich angelegen sein liess, den Vornehmen das Schicksal ihrer armen Bauern ans Herz zu legen. Aber nicht nur durch das Wort allein, sondern auch durch das eigene Beispiel lehrte die Geistlichkeit eine christliche Behandlung der Leibeigenen und Lohndiener. Sie liess dieselben Handwerke erlernen, hütete sie vor Armuth und Lastern und bereitete ihnen mit aller Liebe und Ueberlegung ein glückliches Loos.

So viel warmer Eifer für die Frömmigkeit fand noch im 15. Jahrhunderte unter den Russen statt. Auch im 16. Jahrhunderte konnte man ihn noch wahrnehmen. Aber die Frömmigkeit dieser Periode, die eine Nachahmung der alten Sitte war, blieb hinter ihrem Muster doch schon weit zurück. Zuvörderst hatte die Mongolenherrschaft der russischen Gerechtigkeitspflege grosse Strenge beigemischt. Anfangs mied man noch Vieles, eben weil es aus tatarischer Quelle floss, allmählig aber würde in dieser Periode das mongolische Gerichtsverfahren in seiner ganzen Ausdehnung adoptirt. Für die Verbrecher nahm man die tatarische Knute an; um von den Verbrechern das Eingeständniss zu erlangen, führte man die grausame Tortur ein; die Diebe schlug man mit Stöcken auf die Fusssohlen, den Mördern liess man kaltes Wasser tropfenweise auf den Kopf fallen und trieb ihnen hölzerne Splitter unter die Nägel. Und die christliche Barmherzigkeit vermochte nur an gewissen Tagen solcher Grausamkeit Einhalt zu thun, oder sie wenigstens in etwas zu beschränken!

Sodann hatte das Mongolenjoch im russischen Volke die Verschlagenheit — als ein Mittel der Selbsterhaltung für den Schwachen — entwickelt. Während der in Rede stehenden Periode befestigte die Gewohnheit dieses traurige Mongolengeschenk in der Sitte des Volkes und raubte demselben seine angeborene, gutmüthige Aufrichtigkeit. Und das Böse gewinnt so

schnelles Wachsthum in uns! Jetzt wich alle Aufrichtigkeit aus dem gesellschaftlichen Verkehre; man log und betrog einander gröblich. Dasselbe that sich aber auch in dem Dienste kund, den man Gott zu erweisen hatte. Bei Vielen war die kirchliche Frömmigkeit nicht Sache des Herzens, sondern eine Gewohnheit der Zeit, ein Ceremoniendienst ohne Seele und Kraft. Darum herrschten unter so Vielen ungehindert die widerlichsten Laster, obschon diese nicht sowohl aus einem erstorbenen Gewissen, als vielmehr aus der handgreiflichen Unwissenheit der Zeit hervorgingen. Das Gebahren Johann des Schrecklichen in der Alexandrowschen Slobode stellte das Musterbild eines solchen Lebens dar. Da begegnete man einer gottesfürchtigen äusseren Pracht bei vollkommener innerer Leere. Dort hüllte er sich selbst mit 300 seiner Höflinge in schwarze Mönchskutten, läutete um 4 Uhr Morgens selbst zur Frühmesse und las und sang selbst auf dem Kliros (Sängerchor). Aber aus der Kirche begab er sich in das Gefängniss, um Unschuldige der Folter zu unterwerfen; alle seine mönchischen Diener lebten in und durch Schandthaten.

Gewohnheiten, die man anfangs in der Absicht angenommen hatte, um sich von den Mongolen zu unterscheiden, wurden jetzt als eine religiöse Pflicht betrachtet. So war es in Bezug auf das Scheeren des Bartes, das man zu den Zeiten des apostelgleichen Wladimir nicht getadelt hatte, aber jetzt im 16. Jahrhunderte verdammte. Das, was nur als Ausdruck schlimmer Leidenschaften Tadel verdient hätte, tadelte man jetzt aus Leidenschaft, aus Abneigung gegen die Lateiner, die jedoch den Bart bereits schoren, als sie noch mit dem Oriente in Verbindung standen.

§. 41. Geduldsprüfungen und Tröstungen der Vorsehung.

Während des 15. Jahrhunderts wurde die christliche Geduld im Norden Russlands nicht selten schweren Prüfungen durch die Tataren unterworfen. Im J. 1410 machte der Zarewitsch Talytsch mit seinem Kriegsvolke einen unerwarteten Einfall in Wladimir, wo er Alles der Plünderung und dem Schwerte preisgab. Der Sacristan der Kathedralkirche, P a t r i c i u s, der einen Theil der kirchlichen Kostbarkeiten sicheren Ortes verbor-

gen hatte, bereitete sich — in thränenvollem Gebete vor dem Bilde der Mutter Gottes — auf die Qualen vor, die ihn erwarteten. Die Tataren brachen in die Kirche ein, rissen von den Heiligenbildern die silbernen Verzierungen ab und forderten von Patricius das übrige Kirchengeräthe. Patricius fuhr fort zu beten. Sie streckten ihn über Feuer aus, trieben ihm hölzerne Splitter unter die Nägel, — Patricius litt geduldig; zuletzt zogen sie dem Dulder die Haut ab, worauf er den Märtyrertod starb.

Oft haben die Tataren in Russland eine blutige Spur von Leichen, Wehklagen, Asche und Elend hinterlassen! Besonders verhängnissvoll war im J. 1445 für Räsan Mustapha, für Nischny-Nowgorod in demselben Jahre Ulu-Mechmet, so wie für Moscau im J. 1455 Masochscha. Endlich ist im J. 1481, durch die Weisheit und die Waffen Johann III. den muselmännischen Quälereien ein Ende gesetzt worden.

Die Mitte der Regierungszeit Johann des Schrecklichen (1548—1559) war glorreich für den Staat und wohlthätig für den äusseren Bestand der Kirche. Aber während seiner Minderjährigkeit (1534—1547) bekämpften die Bojaren sich gegenseitig und liessen Unschuldige in den Gefängnissen schmachten. Im Jahre 1560 erklärte sich Johann, der schon in seiner Kindheit verdorben war, für selbstständig und von dieser Zeit an erlangten die Leidenschaften seiner jungen Jahre — der Stolz, die Blutgier, das Misstrauen — eine furchtbare Höhe und wandelten ihn zu Zeiten in ein reissendes Thier um. Die Leibwächter (Opritschniky), von dem Misstrauen Johann's ins Leben gerufen, waren seiner würdige Diener. Ausschweifend und zu jeder Grausamkeit und Schandthat bereit, erwarben sie sich im Volke den Ruf der Zügellosen (Kromeschniky), von dem Dunkel der Zügellosigkeit, aus dem sie — wie es schien — auf die Erde gespieen waren. Im Zorn tödtete Johann seinen eigenen Sohn (Johann), tödtete ebenso seinen Bruder, den tapfern, grossmüthigen Wladimir. Die Grausamkeit der Qualen und der Todesarten, denen er ganze Familien und Städte unterwarf, erfüllen die Seele mit Schauder! Männer, die ihr Blut für die Kirche und das Vaterland vergossen hatten, Würdenträger, die für die christliche Wahrheit lebten, mussten ihr Leben unter grässlichen Qualen aushauchen!

War die damalige Zeit auch an sich schon eine Schule für die Geduld, so konnte Johann mit seiner Grausamkeit doch nur von einer Geduld ertragen werden, wie der Himmel sie durch den Glauben geläuterten Seelen allein bescheert. Nowgorod's übermüthige Willkühr hatte sich das Strafgericht des Zaren zugezogen, aber Johann entwickelte in Nowgorod die Wildheit eines reissenden Thieres. Die Priester und Diaconen nebst etwa 500 Mönchen wurden zu Tode gemartert. Fünf Wochen hindurch ertränkte man täglich im Wolchow 1000 bis 1500 Personen. »Gedenke, Herr, der im Dunkel ertränkten Nowgoroder« schrieb Johann in den Synodik (Register der, der kirchlichen Fürbitte empfohlenen Verstorbenen), nachdem er kaltblütig ihrem qualvollen Ende zugeschaut hatte. Dasselbe Schicksal dachte er Pskow zu; aber Pskow begab sich ins Gebet. Der in frommer Albernheit lebende Nicolai kam dem Zaren mit einem Stücke rohen Fleisches entgegen, das er ihm darbot. »Ich bin ein Christ — bemerkte der Zar — und esse in den grossen Fasten kein Fleisch.« »Du trinkst aber menschliches Blut« entgegnete ihm der Gerechte. Johann schwieg und mässigte sich; dennoch fielen der unschuldigen Opfer genug. Der heilige Abt des Höhlenklosters Cornelius sowie sein Schüler Bassian endeten ihr Leben unter grausamen Qualen. Auch der Prediger der Lappen, der gottselige Theodorit, wurde von Johann ertränkt.

Inmitten solcher Leiden und Trübsale unterliess aber die Vorsehung nicht, durch besondere Wunderzeichen den Betrübten den Trost des Glaubens zu spenden. So ereigneten sich im J. 1414 in Kolotschy, dem Besitzthume des Fürsten Andreas Dmitrijewitsch, funfzehn Werst von Moschaisk, auffallende Wunderwirkungen durch das Bild der heiligen Gottesgebärerin. Blinde, Lahme und Sieche erlangten Heilung ihrer Gebrechen. Am 15. August brachte man das Bild nach Moscau, sodann nach Kolomna und von da nach Moschaisk. Zeuge dieser Wunder war unter Anderen der gelehrte Gregorius Semblach, der sich dazumal gerade in Moscau aufhielt.

§. 42. Sorgfalt der kirchlichen Obrigkeit in Bezug auf den Wandel der Weltgeistlichkeit.

Im Norden wie im Süden traf man in dieser Periode geeignete Massregeln, um das Leben der Weltgeistlichkeit mit dem hohen Berufe des geistlichen Amtes in besseren Einklang zu bringen.

Der Metropolit Photius, der den in Pskow nachgebliebenen Strigolniks allen Anlass zur Verführung abschneiden wollte, gab den Pskowern den Befehl, jedem verwittweten Geistlichen die gottesdienstlichen Functionen zu untersagen. Der Prälat Theodosius schrieb, als er noch Erzbischof von Rostow war, einen Hirtenbrief an die Geistlichkeit von Belosersk, in welchem er es rügend bemerkt, dass sie die Verpflichtungen des geistlichen Standes ausser Acht lasse, berief die Priester zu einer Eparchialversammlung, um ihre Kenntnisse und Aufführung persönlich zu prüfen und ihnen Anweisungen zu ertheilen, wie das Amt würdig zu führen sei. Als Metropolit (1461—1465) versammelte er allwöchentlich die Priester bei sich und unterrichtete sie; die Wittwer schickte er in die Klöster, diejenigen aber, die ein ungeordnetes Leben führten, den Pflug nur aus Liebe zum Müssiggange verlassen hatten, entsetzte er des Amtes oder unterwarf sie einer anderen Strafe. Zu seiner Betrübniss wurden der Unwürdigen viele entdeckt. Das Volk jedoch war wenig im Stande, die guten Absichten ihres heiligen Oberhirten zu würdigen; noch weniger gefiel das Klosterleben den vom Amte entfernten Priestern und Diaconen — und so hatte der Oberhirte viel zu leiden. In Folge seiner Verfügungen waren viele Kirchen ohne Priester geblieben, das Volk — blind in seinem Eifer für die Kirchen und aufgesetzt durch unruhige Köpfe — begann zu murren und kam endlich dahin, den heiligen Prälaten zu verwünschen. Das betrübte den Oberhirten so tief, dass er erkrankte. Aber auch nach seiner Genesung wollte er eine Verwaltung nicht fortsetzen, in der er seinem Gewissen nicht folgen durfte, und legte sein Amt nieder. Aber in Pskow wurden drei Jahre nachher noch viele Priester von ihrem Amte entfernt. Späterhin setzte die Kirchen-

versammlung von 1503 es als allgemein gültige Regel fest, dass verwittwete Priester und Diaconen keine geistlichen Handlungen mehr verrichten dürften, wenn sie sich nicht entschlössen, das Mönchsgelübde der Keuschheit abzulegen. Im Falle sie ein tadelloses Leben führen würden, sollten sie berechtigt sein, die Eucharistie im Altare zu empfangen, die Priester im Epitrachilium, die Diacone im Chorrocke, so wie für das Singen auf dem Kliros des vierten Theiles der Einkünfte geniessen. Von da an begann man die sogenannten Epitrachilpatente zu ertheilen. Eine eben solche Verfügung wurde in der südlichen Metropolie von der Wilnaschen Kirchenversammlung des Jahres 1509 getroffen. Aber im Norden erweckte diese Anordnung bittere Klagen. »Mögen diejenigen — schrieb ein Rostowscher Priester George — dem Interdicte verfallen, die ihren Wittwerstand nicht in Lauterkeit bewahrt haben. Warum soll aber derjenige, den der Himmel schon ohnehin geprüft hat, noch einer Strafe unterzogen werden? Ist es billig, dass ein verwittweter Priester, sobald er eingekleidet ist, in Städten und Dörfern den Gottesdienst verrichten darf, der uneingekleidete aber diese Erlaubniss weder für das Land noch für die Stadt erhält?« Joseph von Wolokolamsk übernahm es, den Gedanken, der die Versammlung von 1503 geleitet hatte — den aber George verwarf — zu vertheidigen. Wohl wissend, dass das Verbot, welches verwittweten Priestern die Verrichtung geistlicher Handlungen untersagte, weder in den Beschlüssen der Concile noch in der Anschauungsweise der Kirchenväter eine directe Rechtfertigung finde, bemühte er sich Beispiele nachzuweisen, wo auch die Väter — nach den Bedürfnissen der Zeitumstände — einige alte Regeln modificirt hätten. Zum Schlusse fügte er hinzu, dass das Verbot der Verrichtung geistlicher Handlungen für verwittwete Priester eine nothwendige Massregel zur Verhütung eines Uebelstandes — der ungeregelten Aufführung vieler unter ihnen — sei. Diese Gedankenfolge bildete auch die Grundlage des Beschlusses der Kirchenversammlung von 1503. Aber es unterliegt keinem Zweifel, dass nicht nur die Versammlung es wahrnahm, sondern auch Joseph es fühlte, dass seine Folgerung die billigen Einwendungen Georges nicht entkräfte. Wenn man sich also dennoch entschloss, den verwittweten

Priestern die gottesdienstlichen Functionen zu untersagen, so geschah es nicht einzig und allein in der Fürsorge für die Reinerhaltung der priesterlichen Würde. Wenn man den Geist der Zeit in Betracht zieht, so wird man sich gestehen müssen, dass an diesem Beschlusse auch die Abneigung ihren Antheil hatte, die man damals bei uns gegen den Cölibat der lateinischen Priester hegte. Man dachte, ein unverheiratheter Priester komme dem lateinischen Priester gleich, und darum zwang man den verwittweten Priester, das Mönchsgewand anzulegen. Mochte sein Leben dadurch auch an innerer Reinheit nicht gewinnen, so war man schon zufrieden, dass er nicht den Anschein eines lateinischen Pfaffen hatte. Dieser Beschluss ward erst im J. 1667 — durch eine Versammlung der Patriarchen — widerrufen.

§. 43. Das Mönchthum des Nordens im 15. Jahrhunderte.

Im 15. Jahrhunderte dauerte eine starke Neigung zum Einsiedlerleben fort, die das 14. Jahrhundert angeregt hatte, und äusserte sich in verschiedenartigen Formen des Mönchslebens. Die vorher erbauten Klöster, besonders die Lawra des ehrw. Sergius, die Klostergemeinschaft des Cyrillus, das Einsiedlerkloster des Therapont, — blühten durch die Frömmigkeit ihrer Genossen. Eine Zierde des ersteren war der ehrw. Nicon; das letztere erhob der ehrw. Martinian zu höherem Ansehen, dessen Name noch lange Zeit hindurch in demselben in Ehren gehalten wurde.

Der ehrw. Paphnutius — im 20. Lebensjahre sich dem Mönchsstande widmend — erlernte die Mönchsregel im Wissotskyschen Kloster, bei dem Greise Nicetas, einem Schüler des Sergius. Von Zeit zu Zeit besuchte er das Sergiewsche Kloster und ward Augenzeuge der frommen Werke der geistlichen Kinder des Sergius. Im J. 1444 gründete er — zwei Werst von Borowsk — sein Kloster zu Ehren der Geburt Mariae. Die Zahl seiner Schüler stieg bis auf 100, und der heilige Greis, der sich durch die Scharfsichtigkeit seines geistigen Blickes und die Festigkeit seines Charakters ausgezeichnet hatte, starb anno 1479 in einem Alter von 83 Jahren. In seinem Kloster jedoch herrschte

keine strenge Gemeinschaft der Genossen, wie es anfänglich auch im Sergiewschen Kloster der Fall war, und das Kloster des Paphnutius nahm diese Regel selbst von Joseph von Wolokolamsk nicht an.

Stifter einer anderen Regel war Dionysius, der eine Lawra — nach der morgenländischen Bedeutung derselben — erbaute. Im Kubenschen Kloster eingekleidet, suchte er das Einsiedlerleben auf der Kubenschen Insel und stellte zuerst das herabgekommene Kloster des heil. Lucas wieder her, in welchem er seinen Bruder Pachomius zurückliess. Sodann verfügte er sich mit einem anderen Bruder zum Flusse Gluschétza, wählte eine Stätte zu einem neuen Kloster und errichtete im J. 1403 eine Kirche zu Mariae Schutz und Fürbitte (Pokrowa Bogoroditzy). Als hier die Schaar der Brüderschaft herangewachsen war, entfernte er sich behufs der Einsamkeit in eine Einöde — vier Werst vom Kloster —, baute eine Zelle und eine Kirche im Namen des Vorläufers, verordnete jedoch, dass dieses Kloster keinen eigenen Vorsteher haben, sondern stets vom Pokrowschen Abte verwaltet werden solle. Zwei Werst von dem Pokrowschen Kloster erbaute er noch eine Kirche im Namen des heiligen Leontius von Rostow und dabei ein Nonnenkloster mit gemeinschaftlicher Genossenschaft, in der Entfernung von 18 Werst aber eine Kirche zur Himmelfahrt Christi mit einem Mönchskloster. Das Pokrowsche Kloster wurde schon zu Dionysius Lebzeiten »Lawra« genannt, nicht nur wegen der Menge der dort wohnenden Mönche, sondern auch wegen des Einflusses, den es auf alle umliegenden Klöster des Dionysius ausübte, der im J. 1437 sein Leben beschloss. Viele Streiter Gottes waren eine Zierde der Lawra des Dionysius, — so sein Nachfolger, der ehrw. Amphilochius, so auch der Nachfolger dieses, Macarius; ferner der Permsche Abt Tarasius, der um Dionysius willen sein Amt aufgegeben und 10 Jahre in Gehorsam gegen ihn zugebracht hatte, so wie auch Theodosius und Andere.

Beseelt von derselben Liebe zur Einsamkeit, aber von der göttlichen Gnade mit einer ungewöhnlichen Willenskraft ausgerüstet, entfernten sich die ehrw. Sabbas und German im J.

1429 nach der einsamen und kalten Insel Solovetzk im weissen Meere. Sechs Jahre brachten sie dort in einer Höhle zu, wo die wilde Natur sie durch kein Pflanzengrün erquickte. Nach dem Tode des ehrw. Sabbas traf auf dieser unwirthbaren Insel der ehrw. Sosimus ein. Lange übten die beiden Anachoreten in stiller Einsamkeit ihre Liebeswerke, in stetem Kampfe mit der unfreundlichen rauhen Gegend. Die Asceten des Orientes haben solche schwere Arbeit nie gekannt! Aus Nowgorod sandte man zu dieser eisigen Insel bald nach einander drei Aebte, aber — abgeschreckt durch die rauhe Natur des Ortes — verliessen sie bald wieder die bewunderungswürdigen Einsiedler. Diese harrten aber muthig aus in dem Kampfe mit der stiefmütterlichen Natur, und hatten auch nicht wenig von den Leidenschaften der Menschen zu ertragen. Sie erbauten eine Kirche und umgaben die Zellen mit einer hölzernen Einzäunung. Die wilden Lappen, in der Furcht die Ausbeute des Fischfanges und der Jagd sich verringern zu sehen, bedrückten die armen Mönche vielfach. Der Abt Jonas, der im J. 1452 das Regiment über die sich allmählig zusammengefundenen Mönche dem Sosimus übertragen hatte, verwandte sich in Nowgorod Namens des Klosters um die Abtretung der ganzen Insel Solovetzk an die Mönche. Der Prälat Jonas und die weltliche Obrigkeit Nowgorod's bestätigten ihnen auch den Besitz der ganzen Insel durch einen Schenkungsbrief. Von dieser Zeit an gewann ihre Arbeit freie Hand. Die Mönche fällten selbst Holz, kochten Salz — zum Theil auch für den Verkauf —, zu anderer Zeit betrieben sie den Fischfang und suchten der Art im Schweisse ihres Angesichtes ihren Unterhalt zu gewinnen. Einst war der ehrw. Sosimus genöthigt, in Angelegenheiten des Klosters selbst nach Nowgorod zu gehen. Martha, die stolze Gemahlin des Possadnik (etwa Bürgermeister), nahm den Greis anfänglich gar nicht an, darauf aber, nachdem sie von dem Ruhme seines Lebens unterrichtet worden, lud sie ihn zu Tische ein. Während des Mittagsmahles vergoss Sosimus reichliche Thränen und ass nichts. Auf die Frage seines darüber verwunderten Schülers Daniel sagte der heilige Greis, dass die zu Tische sitzenden Bojaren ohne Kopf dasässen. Dieses vorbedeutende Gesicht des Heiligen fand in der Folge seine Erfüllung, als

der Grossfürst Johann III. sich gezwungen sah, das durch die stolze Martha aufgewiegelte Nowgorod durch Waffengewalt zu bändigen und die Vertheidiger des Aufruhres der Todesstrafe zu unterziehen. Der ehrw. Sosimus starb im J. 1478.

§. 44. Strenge Einsiedler.

Die Asceten des 15. Jahrhunderts liessen keine Art des abtödtenden Lebens, wie es im Oriente geübt wurde, unversucht. Es ist hier dreier Asceten Erwähnung zu thun, darin zwar einander gleich, dass sie alle drei Einsiedler im stricten Sinne des Wortes waren, von einander jedoch in der Beziehung verschieden, dass jeder von ihnen eine eigenthümliche Art des Einsiedlerlebens erwählte. Diese drei bewunderungswürdigen Knechte Christi waren Paul Obnorsky, Sabbas Wischersky und Nilus Sorsky.

Paul — seit seinem 22sten Lebensjahre Mönch — nahm, nachdem er 15 Jahre hindurch unweit des Sergiewschen Klosters in einsamem Stillschweigen verharrt hatte, von dem ehrw. Sergius — als Segen — ein kupfernes Kreuz entgegen und liess sich im Komelschen Walde (Wologd. Gouv.), in der Höhlung einer Birke nieder. Hier verlebte er drei Jahre. Sodann erbaute er sich auf einem hohen Berge am Flusse Nurma eine Zelle und wohnte hier wie früher, fern von allem menschlichen Verkehre. Räuber, die bei ihm Schätze zu finden gehofft hatten, zerschlugen ihn jämmerlich und liessen ihn, gebunden, halb todt liegen. Als sich fromme Streiter bei ihm einzufinden begannen, gründete er mit der Erlaubniss des Metropoliten Photius im Thale ein Kloster gemeinsamer Genossenschaft für dieselben, nebst einer Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Er übernahm aber nicht das Amt eines Abtes, sondern lebte — nach wie vor — einsam auf seinem Berge und kam nur an den Sonnabenden und Sonntagen zum gemeinsamen Gebete in die Kirche, wie er in der ganzen Woche auch nur an diesen beiden Tagen Speise genoss. Der ehrw. Paul erreichte ein seltenes Alter, indem er im J. 1429 in einem Alter von 112 Jahren starb.

Sabbas Wischersky, aus dem Bojarengeschlechte der Borosdin, brachte sein Leben schon in jungen Jahren unter Fasten und Gebet hin und besuchte fleissig die Kirche. Nachdem er in einem der Klöster eingekleidet worden war, stellte er ein Muster des Gehorsams dar, so dass die ihm verwandten Bojaren sich über ihn freuten und mit Lob von ihm sprachen. Sabbas aber, der das Lob mehr fürchtete als Beleidigungen, verliess heimlich das Kloster. In Gestalt eines bettelarmen Pilgers kam er nach Nowgorod und erbaute sich, sieben Werst von der Stadt, am Flusse Wischera eine kleine Hütte. Einst sah man ihn ungestört im Gebete verharren, während sein ganzes Gesicht von Mücken bedeckt war, so dass man seinen frommen Eifer nicht wenig bewunderte. In der Folge begab sich der Ehrwürdige an den Fluss Sossnitza und führte daselbst ein noch strengeres Leben. Hier besuchten ihn nicht nur neugierige Bewunderer, sondern auch der Nachahmung Beflissene. Hier besuchte ihn auch der Erzbischof Johann (1388—1415) und schickte ihm alles für das Leben Nöthige zu. Nachdem er an seinen früheren Aufenthaltsort am Flusse Wischera zurückgekehrt war, erbaute er 1418, mit der Erlaubniss des Erzbischofes Simeon, eine Kirche im Namen der Himmelfahrt Christi und richtete Zellen für die Brüderschaft ein. Für sich selbst aber errichtete er nicht weit davon eine Säule, von der er nur Sonnabends und Sonntags herabstieg, um mit den Brüdern gemeinschaftlich zu beten, und theilte auch dann nur den gemeinsamen Tisch mit ihnen. Er starb unter Jonas, dem Erzbischofe von Nowgorod, im J. 1461.

Der ehrw. Nilus, aus dem Bojarengeschlechte der Maikow, ward in dem Kloster des Cyrillus eingekleidet und reiste in Gemeinschaft mit seinem Schüler Innocentius im Oriente umher, um das dortige ascetische Leben, besonders auf dem Berge Athos zu sehen und näher kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande pflanzte er bei dem Flusse Sora ein Kreuz auf und baute sich ein Bethaus und eine Zelle. Als einige Brüder sich zusammengefunden hatten, ward eine hölzerne Kirche zu Mariae Schutz und Fürbitte erbaut, wobei Nilus für sich wie die Brüder die Regel nicht der gemeinsamen Genossenschaft, sondern des strengen Einsiedlerlebens einführte.

In seinem Testamente schrieb der ehrw. Nilus, dass obschon Viele den Wunsch mit ihm zu leben geäussert, er doch nicht Viele angenommen, weil nur Wenige sich zur Erfüllung seiner Regel geschickt gezeigt hätten. Aus der Urkunde des Grossfürsten Basilius, die bald nach dem Tode des ehrw. Nilus ausgefertigt wurde, ist ersichtlich, dass die ganze Brüderschaft seiner Einsiedelei aus einem Mönchpriester, einem Diaconus und 12 Greisen bestand. In dem Testamente an seine Schüler drückt der ehrw. Nilus den äusseren Modus des Einsiedlerlebens folgendermassen aus: a. den Unterhalt des Leibes durch Händearbeit zu bestreiten, mit Ausschluss jedoch des Landbaues, der seiner Vielseitigkeit wegen sich für den Einsiedler nicht schicke; b. Almosen nur in Krankheit oder im höchsten Nothfalle anzunehmen, und dann kein solches, das irgend Jemanden verkürzen könnte; c. aus der Einsiedelei sich nicht zu entfernen; d. in der Kirche keine Verzierungen aus Silber, selbst keine derartigen Kirchengefässe zu haben; sondern in Allem die grösste Einfachheit zu beobachten; e. die Gesunden und die Jungen sollen ihren Leib durch Fasten, Durst und Arbeit zähmen, den Alten und Schwachen aber könne einige Erleichterung zugestanden werden; f. Frauenzimmern sei der Zutritt zur Einsiedelei zu verwehren. — Wie man sieht, waren die Regeln für das äussere Leben höchst einfach. Aber die Hauptaufgabe des Einsiedlerlebens besteht in der inneren Uebung und Arbeit, in der Wachsamkeit über die Seelenzustände, in der Läuterung des Herzens durch Gebet und fromme Gedanken. Ueber diese innere Ascese ergeht sich der ehrw. Nilus sehr ausführlich in seinem Testamente an seine Schüler.

Wie er sein ganzes Leben hindurch ein Liebhaber der grössten Armuth und Demuth gewesen war, so schrieb er auch noch vor seinem im J. 1508 erfolgten Ende: »Ich bitte euch, werft meinen Leichnam in der Einöde hin, dass er den wilden Thieren und Vögeln zur Speise diene; denn was sündlich ist, verdient nicht in Gott bestattet zu werden. Wenn ihr aber dieses nicht wollt, so grabt eine Grube an der Stätte, wo ich gewohnt, und beerdigt mich ohne alle Ehrenbezeigungen.« Der Zar Johann IV., der im J. 1569 die Einsiedelei des ehrw. Nilus besuchte, war

Willens, statt der hölzernen eine steinerne Kirche erbauen zu lassen, — aber in einem Traumgesichte verlangte Nilus von diesem Vorhaben abzustehen. Im Himmel wie auf Erden liebte er die Einfachheit eines Einsiedlers!

§. 45. Das Mönchsleben im 16. Jahrhunderte.

Im 16. Jahrhunderte — als der Streit über die Kirchengüter begann — zog sich das Mönchthum manchen Vorwurf zu. Bei den bedeutenden Gütern, die mehrere Klöster besassen, hätte man natürlicher Weise voraussetzen können, dass Luxus und Verzärtelung in denselben Eingang gefunden und in Folge dessen die Ordnung und fromme Sitte unter den Klostergenossen Eintrag gelitten hätten. Sinovius schreibt aber Folgendes von den Mönchen seiner Zeit: »Vor Herzensbetrübniss möchte ich weinen! Noch heute liegt es mir in frischem Andenken, wie ich die Mönche einiger von jenen Klöstern — die man um ihrer Besitzungen willen so hart beurtheilt — gefunden habe. Die Hände von harter Arbeit gekrümmt, die Haut hart wie Leder und aufgesprungen, die Gesichter abgemagert, die Haare struppig! Ihre Quäler (die Steuereinnehmer) zerren und schlagen sie ohne Erbarmen und behandeln sie schlimmer als Fremdländer. Ihre Hände und Füsse sind blau und aufgeschwollen, einige lahmen, andere liegen darnieder. Aber was sie besitzen, ist so geringe, dass selbst die Bettler, die von ihnen Almosen erbitten, mehr haben. Bei einigen findet man fünf oder sechs Silbermünzen, bei anderen zwei oder drei, bei den meisten aber nicht einmal eine Kupfermünze. Ihre gewöhnliche Speise ist Brod aus ungeworfeltem Hafer, aus gestossenen Roggenähren — und dieses Brod geniessen sie noch ohne Salz. Ihr Getränk ist Wasser, ihr Gekochtes Kohlblätter, das Gemüse der Wohlhabenderen rothe und gelbe Rüben, — wenn es Obst giebt, so sind es Vogel- und Schneebeeren. Und die Kleidung gar, was soll man von der noch sagen?« Die Ausländer, die im J. 1553 in Moscau waren, nachdem sie bezeugt, »dass in Moscowien viele Klöster seien«, schreiben: »Daselbst sind nur eingesalzene Mundvorräthe, Milch und Käse gestattet . . . . . Zu vier Fastenzeiten essen sie nicht einmal Fische,

sondern nur gesalzenen Kohl und Gurken; sie gebrauchen ein sehr schwaches und nicht spirituöses Getränk und haben alle Tage Gottesdienst. Zum Morgengebete versammeln sie sich sehr früh und beenden es mit der Morgendämmerung . . . Während des Mittag- und Abendessens hören sie die Auslegung des Evangeliums an.«

Nichts desto weniger muss eingestanden werden, dass wir unter den Asceten des XVI. Jahrhunderts nicht viele wahrnehmen, die den erhabenen Streitern Gottes im 15. Jahrhunderte gleichkommen. Wenn die Zahl der zwischen 1420 und 1500 verstorbenen und von Gott verherrlichten Streiter sich etwa auf 50 beläuft, so ist die Zahl der nach ihrem Tode zwischen 1500 und 1600 verherrlichten eine viel geringere.

Der Nachlass der ascetischen Strenge, den man im 16. Jahrhunderte wahrnimmt, hing besonders von zwei Ursachen ab. Zuvörderst von der gezwungenen Einkleidung zum Mönchsstande so vieler Bojaren und verwittweten Priester und Diaconen. Wie sehr auch die Klostervorsteher bemüht sein mochten, die Mönchsregel mit aller Strenge aufrecht zu erhalten, — immer bleiben diejenigen, die ein unfreiwilliges Gelübde abzulegen genöthigt sind, unzuverlässige Diener Gottes. Nehmen wir auch an, dass die Nothwendigkeit sie endlich lehrte, sich in die klösterliche Clausur zu finden, — aber wie viel mussten die Klöster leiden, bis es dahin kam! Ist es möglich, dass Leute, die gewohnt waren sich nichts zu versagen, ihre Gewohnheiten so leicht aufgeben sollten, besonders ihre gewohnte Unabhängigkeit? Dem muss man aber als zweite Ursache noch hinzufügen die Sorgfalt, welche der Besitz liegender Gründe den Klöstern auferlegte. Wenn auch die Verwaltung derselben nur einzelnen bestimmten Persönlichkeiten oblag, so zogen doch verschiedene Unannehmlichkeiten und Unordnungen in der Verwaltung die Aufmerksamkeit des ganzen Klosters auf sich und wurden zu einem Gegenstande der Zerstreuung. Der Blick, der sich auf die Welt richtet, wendet sich aber nothwendiger Weise von Gott und seinen Heiligen ab, — denn das Beispiel der Welt ist ansteckend, wenigstens für die Schwachen.

§. 46. Einführung gemeinsamer Genossenschaft in den Nowgorodschen Klöstern.

Im 16. Jahrhunderte erheischten viele Klöster eine durchgreifende Umgestaltung. Während die Mehrzahl der Moscowischen Klöster, nach der Stiftung des heil. Alexis und des ehrw. Sergius, die Regel der Genossenschaft adoptirt hatten, waren fast alle Nowgorodschen Klöster mit Einschluss des Andronjewschen bis zum Jahre 1527 dieser Ordnung fremd geblieben. »Jeder hatte — schreibt der Chronograph — seinen Tisch in der eigenen Zelle, alle hatten die Last zeitlicher Sorgen zu tragen.« Bei dieser Einrichtung zählten die besten unter diesen Klöstern 6—7 Brüder, die anderen nur 2—3 derselben. Einige dieser Klöster hatten dabei einen Kirchsprengel, gleich den Kirchspielskirchen. Im J. 1528 berief der Erzbischof Macarius die Aebte der Nowgorodschen Klöster zu sich und schlug ihnen vor, das Statut der strengen Genossenschaft anzunehmen. Von 18 Klöstern in und um Nowgorod, die dieser Regel fremd geblieben waren, weigerten sich nur zwei, »die in Unordnung zu leben gewohnt waren,« dieses Statut anzunehmen. Mit Ausschluss dieser führte man in der ganzen Eparchie die strenge Genossenschaft ein. Die Folgen davon machten sich bald bemerkbar. »Nachdem die Genossenschaft eingeführt worden war — fährt der Chronograph fort — fing die Gnade Gottes zuzunehmen an, es trat bessere Ordnung ein, die Zahl der Brüder vermehrte sich, wo nur 2 oder 3 Brüder gewesen waren, fanden sich jetzt 12 und 15, wo früher nur 6 oder 7 angetroffen wurden, zählte man ihrer jetzt 20 und 30, in einigen Klöstern selbst 40 und mehr.« Dazumal bestimmte der Erzbischof, der strengen Unterweisung des Metropoliten Photius folgend, für die Nonnen besondere Klöster, setzte über sie Aebtissinnen ein und versetzte die Aebte, die bisher die Nonnenklöster verwaltet hatten, nach den Mönchsklöstern. Denjenigen Klöstern, die den Wunsch geäussert hatten, die Regel der strengen Genossenschaft anzunehmen, gab der Bischof von sich aus Bestätigungsbriefe, in denen die Ordnung der Genossenschaft auseinandergesetzt war.

Als Macarius zur Metropolitenwürde erhoben worden war, trachtete er darnach, alle Klöster der Metropolie, welche die Genossenschaft noch nicht angenommen hatten, dieser Regel zu unterwerfen. Es war jedoch nicht leicht, dieses Vorhaben in Ausführung zu bringen. Die Gewohnheit nährte nicht nur bei den Mönchen, sondern auch bei Personen, die den Klöstern ferne standen und nicht unmittelbar betheiligt waren, den Wunsch, das Althergebrachte beibehalten zu sehen. Darum richteten diejenigen Mönche einiger Moscowischen Klöster, die dem gemeinsamen Klosterleben ergeben waren, ihre Bitte an den Zaren Johann IV., ihren Wunsch billigen und seinerseits zur Erfüllung desselben mitwirken zu wollen. Es ist auch noch der Bestätigungsbrief des Metropoliten für die Genossenschaft vorhanden.

Dieser Wunsch einer besseren Ordnung, einer grösseren Vervollkommnung des geistlichen Lebens war den aufrichtigen Eiferern für Frömmigkeit ein Beweggrund, die kleineren Klöster der Aufsicht und Verwaltung jener grösseren Klöster zu subordiniren, die sich durch anerkannte Frömmigkeit bereits vortheilhaft auszeichneten, wie solches z. B. bei der Lawra des ehrw. Sergius der Fall war.

§. 47. Bemerkenswerthe Asceten des 16. Jahrhunderts.

Unter den Einsiedlern des 16. Jahrhunderts sind besonders bekannt Nilus und Nicander.

Nilus, im Krypezkyschen Kloster eingekleidet, lebte einige Zeit in der Einöde unweit des Rschewschen Klosters. Im J. 1528 vernahm er eine Stimme, die ihn an den See Siliger berief. Sieben Werst von Ostaschkow grub er sich eine Höhle und richtete in derselben eine Zelle nebst einer Kapelle ein. Hier hat er in der Abgeschiedenheit 27 Jahre zugebracht, zu seinem eigenen wie zum Heile derer, die ihn besuchten. Nachdem er mit eigener Hand sein Grab gegraben, entschlief er im J. 1555 im Herrn.

Nicon — so war der Name, den der ehrw. Nicander in der Welt trug — nachdem er zu lesen und die heilige Schrift zu verstehen gelernt hatte, verbarg sich in seinen jungen Jahren an einem einsamen Orte in der Nähe des Flusses Demjanka zwischen

Pskow und Porchow, richtete daselbst eine Zelle ein und nährte sich hier von Vegetabilien allein. Als er unter dem Volke bekannt geworden war und dieses ihn zu besuchen begann, verfügte sich Nicon nach dem Krypezkyschen Kloster und liess sich als Mönch einkleiden. Bald aber kehrte er in seine frühere Abgeschiedenheit zurück, in welcher er 15 Jahre verlebte. Wiederholte Besuche nöthigten ihn aufs neue, sich nach dem Krypezkyschen Kloster zu begeben, wo ihm Dienste übertragen wurden. Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Pflicht erfüllte, zog ihm Unannehmlichkeiten zu, so dass er das Kloster verliess und sich drei Werst von demselben ansiedelte. Aber dieselben Verleumder zwangen ihn sich auch von hier zu entfernen, worauf er sich einen einsamen Ort aufsuchte, an welchem er bis zu seinem im J. 1582 erfolgten Ende verblieb.

Unter denen, die ihr Heil in klösterlicher Genossenschaft förderten, sind besonders berühmt Daniel von Perejaslaw, Joseph von Wolokolamsk und Alexander von Swiri.

Der ehrw. Daniel lebte anfänglich 10 Jahre im Borowschen Kloster des heiligen Paphnutius, wo er auch eingekleidet worden war. Darauf verbrachte er 2 Jahre in der Einsamkeit und begab sich sodann in das Goritzkysche Kloster zu Perejaslaw, wo er 30 Jahre sein Heil in frommen Werken schaffte und Archimandrit desselben ward. Das Liebeswerk, das er mit Vorliebe trieb, war die Aufnahme und Pflege von Pilgern so wie die Bestattung arm Verstorbener, die er zuerst eigenhändig in das Armenhaus trug und sodann in die Gruft senkte. Hier, an der Stätte des Armenhauses, wurden von ihm einige Zellen erbaut, vom J. 1508 an aber ward eine vollständige Klostergenossenschaft eingerichtet, und der ehrw. Archimandrit verfügte sich (im J. 1510) aus dem Goritzkyschen Kloster hierher, um die Genossenschaft dieses Dreifaltigkeitsklosters zu verwalten. Im 81. Jahre seines Lebens entschlief dieser heilige Greis, geachtet von Fürsten und Volk.

Der ehrw. Joseph, der berühmte Vertheidiger des heiligen Glaubens, zeigte sich nicht minder eifrig in Uebung frommer Werke. Eingekleidet durch den ehrw. Paphnutius von Borowsk, ward er nach dessen Tode zum Abte erwählt. Joseph war ein eifriger Verehrer der Regel der klösterlichen Genossen-

schaft. Er schlug diese Ordnung auch der Brüderschaft zu Borowsk vor, entfernte sich aber, da sein Vorschlag nicht angenommen ward, heimlich aus dem Kloster. Als einfacher Novize erschien er im Cyrilluskloster zu Belosersk und erlernte dort — von Niemanden erkannt — einige Jahre hindurch aus lebendiger Erfahrung die von Cyrillus eingeführte Ordnung der Genossenschaft. Als man dort entdeckt hatte, dass er keineswegs der schriftunkundige Novize sei, für den er sich ausgegeben, kehrte er nach dem Kloster des Paphnutius zurück und schlug der Brüderschaft abermals die Regel der Genossenschaft vor. Sein Vorschlag wurde aber wiederum zurückgewiesen — und Joseph entfernte sich mit einigen Brüdern nach Wolokolamsk, erbat sich vom Fürsten einen Platz zu einem Kloster und erbaute ein solches nach der Regel der Genossenschaft. In der Folge schrieb er auch ein Statut des Klosters zu Wolokolamsk, das sich durch eine besondere Strenge auszeichnet. 37 Jahre war Joseph Vorsteher des von ihm gestifteten Klosters und starb im J. 1516.

Alexander, der Stifter des Swirischen Klosters, beobachtete schon in seiner Jugend ein strenges Fasten, ass nur zweimal am Tage und brachte die Nächte mit Gebet zu. Die Aeltern verwunderten sich darüber und die Mutter fragte ihn mit Bekümmerniss, warum er sich also erschöpfe? Er machte der Mutter die Gegenfrage, warum sie ihn von der heiligen Enthaltsamkeit zurückhalten wolle? Die Aeltern wünschten, dass er in die Ehe träte, er aber entwich in das Kloster des Warlaam, liess sich daselbst einkleiden, verweilte dort 13 Jahre und ging sodann im J. 1487 in eine Einöde bei Swiri, wo er in einer engen Zelle 7 Jahre einsam verlebte. Als einige des ascetischen Lebens Beflissene zu ihm kamen, erbaute er ein kleines Kloster, erhielt die Priesterweihe und übernahm die Verwaltung der klösterlichen Genossenschaft. Im Jahre 1506 ward eine Kirche zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit erbaut, und der Prälat Serapion erhob den Ehrwürdigen zu dem Amte eines Abtes. Als Abt theilte der ehrw. Alexander alle Arbeiten mit der Brüderschaft: in der Bäckerei knetete er den Teig, buk das Brod, trug Wasser, spaltete Holz, mahlte den Roggen. Bei aller Arbeit war er der erste, aber seine Kleidung mit Flicklappen benäht. Viele auf-

richtige Streiter Gottes in frommen Werken hat der Ehrwürdige gebildet! Geschmückt mit der Gabe des Vorausschauens starb er im Jahre 1533 in einem Alter von 85 Jahren und hinterliess der Brüderschaft die Armuth zum Erbtheile. In seinem Testamente schrieb er: »Gott hat bis hierher geholfen, ohne besondere Mittel Abrechnung halten zu können; das Kloster besitzt keine Geldkasse.«

§. 48. Beispiele um Christi willen erwählter Thorheit im 15. und 16. Jahrhunderte.

Vier Streiter Gottes erwählten im 15. Jahrhunderte zu ihrer Läuterung die Thorheit um Christi willen: Maxim von Moscau, Michael vom Klopschen Kloster bei Nowgorod, Isidor von Rostow und Johann von Ustjug.

Der gottselige Isidor, irgendwo in Deutschland geboren, wo seine Aeltern angesehene und reiche Leute waren, und in der römischen Confession erzogen, verliess seine Aeltern wie die lateinische Confession, erwählte die Thorheit um Christi willen, begab sich nach dem Oriente, um die griechische Rechtgläubigkeit näher kennen zu lernen, und setzte sich in Rostow fest. Hier lebte er wie ein Vogel unter freiem Himmel; seine einzige Zufluchtsstätte war eine Hütte aus Strauchwerk mitten in einem Sumpfe. So lebte er im Sommer und im Winter; dafür verherrlichte ihn aber der Herr durch die Wundergabe, die ihm noch vor seinem seligen — im J. 1474 erfolgten — Ende zu Theil ward.

Michael war ein Verwandter der Moscowischen Fürsten, verliess aber Alles um Gottes willen. Während des Frühgottesdienstes erschien im Klopschen Kloster bei Nowgorod in der Zelle eines der dortigen Greise ein Mann in Lumpen, bat um das Buch der Apostelgeschichte, die er bei Licht abschrieb. Der Greis erschrak, der Abt verwunderte sich; der räthselhafte Fremdling sang sodann in der Liturgie mit, las die apostolischen Briefe, las während der Mahlzeit das Leben der Heiligen; der Abt wies ihm eine Zelle an, man konnte aber nicht in Erfahrung bringen, wer und woher dieser Fremdling sei. Es war dies der

gottselige Michael. In seiner Zelle schlief er auf blosser Erde, selbst ohne Matte, und ass nur einmal in der Woche. Vor den Menschen zeigte er sich als albern, brachte aber die bösen Leute — theils durch Liebe, theils durch Strafe wunderbarer Art — zur Besinnung. Auf die Geburtsstunde Johann des Schrecklichen sagte er Nowgorod seinen Fall voraus. Nachdem der Gottselige 44 Jahre im Klopschen Kloster zugebracht, entschlief er daselbst im J. 1452.

Johann, nach dem Orte seiner Geburt und seiner frommen Uebungen der Ustjugsche benannt, ward — nachdem er seinen Vater verloren — durch das Beispiel seiner Mutter, die Nonne und späterhin Aebtissin war, angeregt, sich einem gottwohlgefälligen Leben zu widmen, indem er um Christi willen den Schein der Albernheit auf sich lud. Er starb im J. 1494.

Im 16. Jahrhunderte betraten Viele den schweren Weg der frommen Albernheit, es fanden sich aber unter ihnen leider auch nicht Wenige, die durch Unvorsichtigkeit nicht nur sich selbst schadeten, sondern auch dem heiligen Wege selbst, den sie erwählt, Schimpf und üble Nachrede brachten. Demungeachtet gab es Viele, die diesen Weg in vollem Bewusstsein der hohen Anforderungen wandelten, die er an jeden macht, der ihn erwählt, und die das Joch, das er auferlegt, mit aufrichtiger Ergebung trugen. Sie wandelten denselben mit fester Hoffnung und errangen das Gehoffte jenseits des Grabes. Solche waren unter Anderen Jacob von Borowitzk, Basilius und Johann von Moscau, und Nicolai von Pskow.

Der gottselige Basilius — nachdem er sein Vaterhaus in der Jugend verlassen — hatte bis zum Grabe hin keine bleibende Stätte, sondern wohnte auf den Strassen Moscau's. Am Tage ging er aus einer Kirche in die andere, Nachts schlief er in den Vorhallen der Kirchen. Er vermied die Menschen, liebte jedoch das niedere Volk und suchte es auf, um an ihm Belehrung zu finden. Am 20. Juli 1547 sah man Basilius, vor der Kirche des Klosters zur Kreuzeserhöhung stehend, bittere Thränen vergiessen. Das Volk wunderte sich und begriff den Grund seiner Thränen nicht. Anderen Tages verheerte eine so furchtbare Feuersbrunst Moscau, dass das geschmolzene Kupfer in Strömen floss. Da verstand

man die Thränen des Basilius: Die Leiche des entschlafenen Streiters Gottes trug der Zar Johann der Schreckliche selbst mit allen Fürsten in die Kirche, wo sie bestattet ward. Solches geschah am 2. August 1552.

Der gottselige Johann, den man in der Welt die grosse Schlafmütze nannte, zähmte seinen Leib schon in frühen Jahren durch Fasten und Gebet, trug Ketten mit Kreuzen auf blossem Leibe, ging in Moscau während der grössten Kälte fast unbekleidet umher. Dem Boris (Godunow) sagte er ihm bezichtigende Wahrheiten ins Gesicht und kündete ihm Unglück an. Er war aus Wologda gebürtig und starb im J. 1589.

§. 49. Die Klöster des Südens im 15. und 16. Jahrhunderte.

Aus Mangel an geschichtlichen Zeugnissen des Alterthums ist man nicht im Stande, viel von den Aeusserungen der Frömmigkeit und dem Klosterleben im Süden zu sagen. Aber auch die wenigen Zeugnisse, die sich erhalten haben, beweisen es zur Genüge, dass dort, ebenso wie im Norden, viel aufrichtiger, lebendiger Eifer zum Kampfesleben in Christo vorhanden war und viele Klöster bestanden. In Kiew wurden in dieser Periode einige der alten Klöster restaurirt und ausserdem einige neue erbaut. Die grosse Kirche des Höhlenklosters, die von der Zeit Batu's an nur als Ruine dastand, wurde im J. 1470 neu erbaut und prachtvoll geschmückt von Simon Alexandrowitsch, dem frommen Fürsten von Slutzk, dem Statthalter des litthauischen Fürsten in Kiew.

In dem Wilnaschen Vicariat des rechtgläubigen Metropoliten waren 4 Klöster bekannt: in Wilna selbst das Dreifaltigkeitskloster, das Georgiewsche und das zur Verkündigung Mariae, und in Troky das Kloster zur Geburt Christi. Die Ausschmückung des ersteren liess sich ausser den Gemahlinnen der Fürsten Olgerd und Alexander besonders der berühmte Ostrogsche Fürst Constantin angelegen sein, ein Feldherr, wie Polen ihrer wenige gehabt hat. Das Kloster zur Geburt Christi, das von der Gemahlin Witowt's, der Fürstin Juliane, im J. 1384 gegründet worden war,

erhielt von Witowt einige Schenkungen und wurde in der Folge bald von den Statthaltern der litthauischen Grossfürsten, bald von einigen Adelsfamilien Litthauens, die damals noch rechtgläubig waren, in Schutz genommen.

In der Pinsk-Grodnoschen Eparchie bestanden am Ende des 16. Jahrhunderts 14 Klöster.

Von den 11 Klöstern der Eparchie Smolensk waren in Bezug auf das geistliche Leben besonders berühmt: das Kloster des ehrw. Gerasimus, das Boldinsche Dreifaltigkeitskloster, seit 1526 — und das Wäsemsche Kloster zu Ehren des Vorläufers Johannes, seit 1542.

In der Eparchie Polotzk bestanden im 15. und 16. Jahrhunderte 16 Klöster.

Von den Klöstern der Eparchieen Wladimir-Brest und Lutzk-Ostrog sind wenig Nachrichten auf uns gekommen, und noch weniger von den Klöstern Rothrusslands. Doch sind uns in den ersten beiden Eparchieen gegen 24 Klöster bekannt, so wie sich von dem Bestehen einiger Klöster im 16. Jahrhunderte in Rothrussland Erinnerungen erhalten haben.

Die russischen Fürsten des Südens bewahrten auch unter der heterodoxen Oberherrschaft die alte russische Gottesfurcht. Viele von den Fürsten und Bojaren traten nicht nur in den Mönchsstand, sondern wurden auch Priester der rechtgläubigen Kirche. Besonders zeichneten sich durch Frömmigkeit aus: das Haus der Fürsten Ostrogsky und das mit ihnen verwandte der Fürsten Olschansky-Dubrowitzky. Der Fürst Theodor Wassiljewitsch Ostrogsky war ein eifriger orthodoxer Christ, baute Kirchen und verschrieb denselben Territorialbesitzungen. Als Jagello den Glauben und die Rechte der Russen zu bedrücken anfing, ergriff der Fürst Theodor die Partie des gestürzten Swidrigail, schlug die Polen zu wiederholten Malen, eroberte die Stadt Smotritsch und vernichtete fast die polnische Armee. Im folgenden Jahre unterwarf er Lutzk und Kamenetz. Seine Siege zwangen dazu, die Freiheit des orthodoxen Glaubens durch Gesetze zu sichern und dem russischen Adel gleiche Vorrechte mit dem polnischen zuzugestehen. Der fromme Fürst entschlief in der Lawra zu Kiew und ward durch die Unverweslichkeit seines

Leichnams verherrlicht. Die Fürstin Anastasia Jurjewna Olschansky, die Gemahlin des Fürsten von Zaslaw, war eine aufrichtige Beschützerin der christlichen Aufklärung in der Mitte des 16. Jahrhunderts, ihre Schwester aber, Juliana Jurjewna Olschansky ward vom Herrn schon frühe in der Blüthe des Lebens, nur 16 Jahr alt, von der irdischen Laufbahn abberufen (October 1550) und an einem Nebenaltare der grossen Höhlenkirche begraben. Ihre unverwesten irdischen Ueberreste sind zu Anfange des 17. Jahrhunderts aufgefunden worden.

Die Frömmigkeit der rechtgläubigen Bewohner des Südens wurde in dieser Periode schweren Prüfungen unterzogen, durch wiederholte Einfälle der Feinde des Glaubens und der Gottesfurcht — der Tataren, die den Süden vielfach verwüsteten, Christen tödteten oder in Gefangenschaft abführten und Kirchen plünderten oder einäscherten. Von besonders tiefer Betrübniss ward der Süden getroffen, als die Tataren bei einem unerwarteten Ueberfalle den Metropoliten Macarius — einen Mann heiligen Lebens und eifrigen Hirten seiner Heerde — tödteten. Das geschah am 1. Mai 1497. Macarius war eben im Begriff sich aus Wilna nach Kiew zu begeben, um dort die durch die Tataren-einfälle zerrütteten Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen, besonders aber zur Wiederherstellung der Sophienkirche. Die Tataren holten ihn im Dorfe Skrygolow am Flusse Btschitschi, fünf Meilen von Mosyr, ein. Der Chronikenschreiber jener Zeit, dem das Leben des Macarius bekannt war, beweint seinen Tod wie eine Strafe der Sünden seiner Heerde, sieht in ihm aber auch das Unterpfand des Lohnes für seinen heiligen Eifer. Und er hat sich nicht geirrt. Die irdischen Ueberreste des Macarius sind — wie die Reliquien eines heiligen Märtyrers — durch Unverweslichkeit verherrlicht worden.

Erläuterung
des Gottesdienstes
der morgenländischen Kirche
nach seiner symbolischen Bedeutung.

Aus dem Russischen übersetzt.

Einleitung.

Vom Tempel und seinem Zubehör.

Tempel oder Kirche nennt man ein gottgeweihtes Gebäude, in welchem sich die Gläubigen zu gemeinsamem Gebete oder zur Feier der Sacramente versammeln. Auf jeder Kirche wird ein Kreuz aufgerichtet, zum Zeichen einerseits, dass die Kirche der Lobpreisung des gekreuzigten Herrn durch die Gläubigen geweiht ist, andererseits, dass die wahrhaften Bekenner Christi durch die Kraft des Gekreuzigten in der Kirche Gottes gegründet und erbaut werden, so wie jeder von ihnen berufen ist sein Kreuz zu tragen und Schmach und Verfolgung um des Namens Christi willen auf sich zu nehmen.

Jede Kirche besteht aus drei Theilen,

1. der Vorhalle,
2. der Kirche oder dem Tempel im engeren Sinne, und
3. dem Altare.

1. Die Vorhalle bildet den westlichen Theil des Tempels und ist von dessen innerem Raume gewöhnlich durch eine Scherwand getrennt. Sie ist für die sich zur Taufe Vorbereitenden, so wie für die Büssenden bestimmt, und in ihr wurden auch die Juden, die Ketzer oder Heterodoxen und die Heiden zugelassen.

2. Der Tempel bildet den mittleren Theil der Kirche, in welchem die rechtgläubigen Laien während des Gottesdienstes zu stehen pflegen.

3. Der Altar ist die östliche und allerwichtigste Abtheilung der Kirche. Er wird höher gebaut als die übrigen Theile der Kirche, theils damit den Blicken der in derselben Stehenden Alles zugänglicher sei, was im Altare vollbracht wird, theils auch zum Zeichen dessen, dass der Altar die höhere Welt, den Himmel, das Paradies vorbildet. Den Haupttheil des Altares bildet der sogenannte Thron (Altartisch), auf welchem der Herr selbst, der König der Ehren, geheimnissvoll

gegenwärtig ist. Auf dem Altartische befindet sich das Antimensium, d. i. ein seidenes Tuch mit den geheiligten Abbildungen des von Joseph und Nicodemus ins Grab gelegten Erlösers und der Evangelisten, so wie mit heiligen Reliquien, die in demselben eingeschlossen sind. Auf diesem Antimensium wird die Darbringung des unblutigen Opfers vollzogen. Ausserdem befinden sich auf dem Altartische das Kreuz, das Zeichen unserer Erlösung, und das Evangelium, das Wort Gottes.

An der Nordseite des Altares ist ein Tisch angebracht, auf dem die Gaben zum Sacramente vorbereitet werden. Dieser Tisch wird gewöhnlich der Opfertisch genannt.

Hinter dem Altartische, der östlichen Mauer entlang, verläuft eine stufenartige Erhöhung, Gornoe-Mästo (Hochplatz) genannt, auf welcher der Bischof zu gewissen Momenten des Gottesdienstes sich niedersetzt.

Bei der heiligen Handlung der Eucharistie werden geheiligte Gefässe und andere Gegenstände gebraucht, die in Folgendem bestehen:

der Discos, d. i. ein Teller, auf welchem das Agnus (Agnez), d. h. der Theil der Prosphora gestellt wird, der zur Wandelung in den wahren Leib Christi bestimmt ist;

die Swesditza (Sternchen), die aus zwei in Kreuzesform verbundenen Bögen besteht, die mit ihren vier Enden auf den Discos gestellt werden (so dass sie die Prosphora schützend umfassen);

der Kelch;

der Speer;

das Löffelchen, zum Darreichen der Abendmahlselemente;

der Schwamm, zum Reinigen des Discos und des Kelches;

die Fächer, die bei dem von Bischöfen vollzogenen Gottesdienste gebraucht werden und aus langen Handhaben bestehen, an denen runde Scheiben mit Abbildungen der Cherubim befestigt sind.

Das Kirchenrecht verbietet jedem Laien aufs strengste den Zutritt in den Altar, mit Ausschluss des Kaisers, der aber auch unbewaffnet sein muss. Das alte Kirchenrecht gestattete dem Kaiser den Eintritt in den Altar nur, wenn er »seinem Schöpfer Gaben darzubringen beabsichtigte«.

Der Altar wird von der Mittelkirche durch eine feste Breterwand geschieden, in welcher die heiligen Bilder aufgestellt werden, weshalb sie auch den Namen »Iconostas« (Bildergestell) führt. Bildlich dargestellt werden im Iconostas: unser Heiland, die Mutter Gottes und die Gott wohlgefälligen Heiligen, die unsere Fürbitter und Fürsprecher bei Gott so wie unsere Lehrer durch Wort und fromme Handlungen geworden sind. Der Rechtgläubige kann und

soll sich bei aufmerksamer Betrachtung des Iconostas an der heiligen Geschichte alten und neuen Testamentes erbauen.

Der Iconostas hat drei Thüren, von denen die mittlere die königliche genannt wird, weil durch sie der König der Ehren einzieht. Die links (von den in der Kirche Stehenden) gelegene heisst die nördliche, die nach rechts die südliche.

Die Erhöhung, auf welcher sich der Altar mit dem Iconostas befindet und die man Solium nennt, tritt in der Mitte hervor und ragt mit einer der königlichen Thüre gegenüberstehenden Rundung in die Kirche hinein, welche Ambon genannt wird und zum Absingen der Ectenien, zur Predigt und zum Verlesen der Evangelien dient. Zwischen den Thüren des Iconostas sind die beiden Kliros angebracht (umgitterte Stätten für die Sänger), und an diesen die heiligen Banner (Chorugwy) befestigt, welche die Siegesfahne der rechtgläubigen Kirche vorstellen sollen, die sich ja unausgesetzt im Kampfe befindet mit ihren Feinden, welche durch Schrift und Wort Heimtückisches und Seelenverderbendes vorbringen, oder — in Handlungen der Gewalt — mit Martern, Feuer und Schwert gegen dieselbe wüthen.

Von der priesterlichen Kleidung.

Bei dem Gottesdienste ist für jede Rangstufe der Geistlichkeit eine besondere priesterliche Kleidung angeordnet, die vorzugsweise weiss (d. h. aus Silber- oder Goldbrokat, oft aber mit verschiedenfarbiger Seide durchwoben), dagegen während der Fasten und bei Leichenfeierlichkeiten aus schwarzem Sammt verfertigt ist. Jede höhere Rangstufe der Geistlichkeit legt auch stets die Amtstracht der niederen Stufen an. So trägt der Diaconus ausser der ihm zustehenden Amtstracht auch die des Vorlesers, der Priester ausser der seinigen auch die des Diaconus, der Bischof endlich legt beim Gottesdienste ausser der bischöflichen Amtstracht auch die des Priesters an. Dies geschieht zur Erinnerung daran, dass auch die höchste geistliche Rangstufe mit der Weihe zu den niedrigeren begonnen hat. Darum legt auch jede höhere Rangstufe der Geistlichkeit zuerst die Kleidung des niederen Grades an. So bekleidet sich der Priester erst mit der Diaconentracht und darauf erst mit der priesterlichen. Der Bischof legt erst die Amtstracht des Diaconus, dann die des Priesters und zuletzt die bischöfliche an.

Die Kleidung des Vorlesers besteht:

1. aus dem Phenol — gewöhlich, jedoch unrichtig »Phelon« genannt —, einem kurzen Gewande, das bei der Weihe zum Kirchendiener jetzt nur über die Schultern angelegt wird, zum Zeichen,

dass derselbe dem Clerus zum Dienste in der Kirche beigezählt worden, und

2. dem Chorgewande, einem langen, meistens weissen Rocke mit breiten Aermeln, der den ganzen Leib verhüllt. Er soll an die Helligkeit der Engel erinnern, die den Menschen in weissen Gewändern erscheinen. Bei den Priestern und Bischöfen, da sie den Chorrock unter ihren Messgewändern tragen, wird er das Untermessgewand genannt.

Zu der Kleidung der Diaconen und Subdiaconen gehören ausser dem erwähnten Chorrocke:

1. das Orarium, ein langes, breites Band, mit welchem sich die Diaconen als Diener bei den Sacramenten kreuzweise über den Schultern gürten, sowohl zur Bequemlichkeit wie zum Zeichen der Andacht vor den heiligen Sacramenten, oder das sie — entfaltet — über die linke Schulter hängen (während sie das vordere Ende desselben mit der rechten Hand fassen). Das Orarium ist das Abzeichen des Diaconenamtes. Mittelst desselben giebt der Diaconus dem Volke das Zeichen zum Gebete, wie den Sängern zum Beginnen des Gesanges.

2. Die kurzen Ueberärmel, die zur freieren Bewegung der Hände beim Gottesdienste dienen und an die Bande Christi erinnern sollen.

Zu der Kleidung des Priesters gehören:

1. das Epitrachilium, ein Kleidungsstück, das den Hals umfasst und dessen breiter Streifen nach vorn bis unter die Kniee hinabreicht. Es ist dasselbe eigentlich nichts Anderes als ein doppelt zusammengelegtes Orarium und bedeutet, dass das Priesteramt höher steht, eine doppelte und auch schwierigere Verpflichtung trägt als die, welche dem Diaconus auferlegt ist. Der Priester verrichtet ohne das Epitrachilium keine einzige Amtshandlung, wie der Diaconus nicht ohne das Orarium. Im Epitrachilium allein, ohne Messgewand, verrichtet der Priester:

in der Kirche,

den kleinen Nachmittagsgottesdienst,
die Vesper,
den Mitternachtsgottesdienst,
die Horen, — wenn während derselben nicht das Evangelium verlesen wird;

im Hause,

verschiedene Gebete und Fürbitten, wie bei der Geburt eines Kindes, bei Ertheilung des Namens an dasselbe, und dergleichen.

2. Die Leibbinde oder der Gürtel.

3. Der Nabedrenik und die Paliza. Es sind dies gewissermassen Hüfttaschen, viereckig geformte Tuchstücke, die, am Gürtel befestigt, an der Hüfte herabhängen. Sie werden den Priestern und Archimandriten als Auszeichnung verliehen und sollen das geistige Schwert andeuten, mit dem sich die Hirten der Kirche gegen den Unglauben und die Gottlosigkeit zu umgürten haben.

4. Das Phenol oder Messgewand, ein langes (obschon kürzeres als der Chorrock), breites, den ganzen Körper umhüllendes Gewand ohne Aermel, das oben über der Brust zusammenhängt und eine Oeffnung für den Kopf enthält, durch welche es über den Kopf gezogen wird und die übrige Kleidung umhüllt. Mit diesem Gewande bekleidet sich der Priester bei feierlichen Gottesdiensten, und es soll dasselbe die Bekleidung ins Gedächtniss zurückrufen, mit welcher unser Erlöser auf dem Hofe Pilati zur Verhöhnung angethan wurde.

Zu den ausschliesslich bischöflichen Ornamenten gehören:

1. der Sakkos, ein Obergewand, das dem Chorrocke ähnlich und mit Glöckchen behangen ist, die dem Bischofe die Predigt in Erinnerung bringen sollen, welche er ohne Unterlass an seine Heerde zu richten hat. Der Sakkos vertritt bei den Bischöfen die Stelle des Messgewandes und hat mit diesem auch gleiche Bedeutung.

2. Die Schulterbinde (Omophor), ein langer, breiter, mit Kreuzen geschmückter Streifen, der dem Bischofe über der anderen Bekleidung um die Schultern geschlungen wird, so dass seine Enden nach vorn und hinten herabhängen. Dieser aus Schafwolle gewebte Streifen soll das verirrte Schaf, das der Erlöser auf seiner Schulter zu Gott zurückträgt, andeuten, d. h. den gefallenen Menschen.

3. Die Panagia, ein rundes, nicht grosses Bild der Mutter Gottes, zuweilen auch des Erlösers, das an einer Kette um den Hals gehängt, der Bischof stets, der Archimandrit nur während des Gottesdienstes auf der Brust trägt, und welches das Andenken Gottes unausgesetzt in ihm wach erhalten soll.

4. Das Kreuz,

5. die Mitra,

6. der Hirtenstab, als Abzeichen der oberhirtlichen Vollmacht.

Der Gottesdienst.

A. Die kirchliche Nachtwache.

Kirchliche Nachtwache wird ein solcher Gottesdienst genannt, der die ganze Nacht hindurch andauern soll. So war es ehemals in der That, und pflegt auch jetzt noch in den Klöstern des Morgenlandes so zu sein, wo die Nächte kurz, der Eifer der Betenden gross, der Gesang langsam, das Lesen vernehmlich sind, wie die Regel es vorschreibt. Darum dauert auch der am Abende begonnene Gottesdienst bis zur Morgendämmerung fort. Ausserdem hängt die nächtliche Dauer des Gottesdienstes eigentlich und hauptsächlich von der Bedeutung ab, welche die kirchliche Nachtwache hat. Es muss im Allgemeinen bemerkt werden, dass in der rechtgläubigen Kirche der gemeinschaftliche Gottesdienst in seiner strengen Ordnung und Einheit zur Erbauung der Gläubigen von dem Gedanken durchdrungen ist: in Vortrag und Gesang die wahre Lehre auszudrücken, so wie in den Personen und Handlungen die wichtigsten Ereignisse der heiligen Geschichte darzustellen, die sowohl vor wie nach Christi Geburt zum Heile der Menschheit vollbracht worden sind. Darum bringt die kirchliche Nachtwache, die mit dem Abende beginnt und bis zur ersten Stunde des Tages dauert, in ihrem Inhalte und ihrer Zusammensetzung — aus der Vesper, den Matinen und der ersten Hore —, dem Christen die verschiedenen Begebenheiten des alten wie des neuen Testamentes in Erinnerung.

Der nächtliche Gottesdienst hat seinen Anfang aus den ältesten Zeiten des Christenthums genommen. Unser Herr Jesus Christus heiligte nicht selten die Nächte dem Gebete zu seinem Gotte und Vater, zumal die Nacht vor seinem Leiden brachte er im Garten Gethsemane zu (Matth. XXVI, 39). Die Specereien tragenden Frauen kamen des Morgens sehr frühe, als es noch dunkel war, zum Grabe und suchten den allerheiligsten Leib Christi (Marc. XVI, 1. Johann. XX, 1). Zu Philippi beteten der Apostel Paulus und Silas um Mitternacht und lobten Gott im Kerker (Act. XVI, 25). Derselbe Apostel predigte in der Stadt Troas den Gläubigen von Abend bis zur

Morgendämmerung, also die ganze Nacht, bei viel angezündeten Fackeln (Act. XX, 7. 8). Man kann sagen, dass hier in Troas in der That die erste in der Geschichte der christlichen Kirche bekannt gewordene kirchliche Nachtwache stattfand. Die ersten Christen beteten Nachts im Hause der Maria, Mutter des Johannes, für den Apostel Petrus, der auf Befehl des Herodes ins Gefängniss gesetzt worden war (Act. XIII, 5. 12).

Alle diese Beispiele führten dazu, die Nacht dem Gottesdienste und dem Gebete zu widmen. So war es auch in der That. Besonders in den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, während der — von der Bosheit der Heiden angefachten — Verfolgungen, waren die Christen genöthigt, ihre Gottesdienste nur des Nachts zu verrichten. Besonders liebten die Christen die Nacht vor dem Ruhetage, d. i. vor dem Sonntage, oder vor einem Festtage dem Gebete zu widmen. Dessen erwähnen sogar die heidnischen Schriftsteller. Lucian bemerkt, dass die Christen die ganze Nacht mit Lobgesängen zubringen. Plinius der Jüngere (110 Jahre nach Chr. G.) schreibt in einem Briefe an den Kaiser Trajan, dass »die Christen des Nachts Christo wie einem Gotte Loblieder singen.« Der kirchlichen Nachtwache erwähnt Basilius der Grosse. Johannes Chrysostomus zu Constantinopel (im 4. Jahrh.) sagt: »Um das rechtgläubige Volk von den ketzerischen Arianern abzuwenden, welche Nachts auf anziehende Weise ihre gotteslästerlichen Hymnen sangen, habe ich die Anordnung getroffen, dass auch die Rechtgläubigen sich in ihren Tempeln zur kirchlichen Nachtwache versammeln, um auf den Sängerchören (Kliros) harmonisch und wohlanständig zu singen.« In der Folge haben Johannes Damascenus, Cosmus von Majum, Theodor der Studite und Andere mehr den nächtlichen Gottesdienst durch ihre Lobgesänge vervollständigt, wie er aus Constantinopel zu uns nach Russland gekommen ist und nun das grossartige und feierliche Ansehen gewonnen hat, unter dem er bis heutigen Tages in der rechtgläubigen Kirche vollzogen wird.

Die heiligen Kirchenväter haben in der kirchlichen Nachtwache solche Begebenheiten durch Vorträge und Lobgesänge auszudrücken gesucht, die sich in der Nacht zugetragen, und in derselben nur solche Erinnerungen berührt, die der Bedeutung der Nacht entsprechend sind. Allem zuvor wird im nächtlichen Gottesdienste die alttestamentliche Zeit ausgedrückt, in welcher die Menschen durch vorbildliche Gebräuche zur Aufnahme des Erlösers vorbereitet wurden, und welche die heilige Schrift im Vergleich mit der neutestamentlichen Zeit als Dunkel und Finsterniss (Johann. I, 5) bezeichnet. In Uebereinstimmung hiermit haben die heiligen Väter den Beginn des nächtlichen Gottesdienstes, d. h. die Vesper, mit

den Ereignissen der biblischen Geschichte in Zusammenhang gebracht, die sich noch vor Christi Geburt zugetragen haben und sich besonders auf den Fall und die Wiederaufrichtung des ersten Menschen wie der ganzen Menschheit beziehen.

Ausserdem werden im nächtlichen Gottesdienste viele Begebenheiten in Erinnerung gebracht, die sich Nachts und nach Christi Geburt zutrugen. Nachts ward Christus selbst geboren; Nachts erfuhren die Bethlehemitischen Hirten von seiner Geburt; Nachts fand die Auferstehung Christi statt; Nachts erschien er seinen Jüngern und den Frauen, welche die Specereien trugen, oder doch frühe am Morgen. Darum ist es angemessen, sich Nachts dieser wichtigen Ereignisse andächtig zu erinnern, zu einer Zeit nämlich, wo sie sich eben ereigneten. Dieser neutestamentlichen Begebenheiten wird namentlich in der zweiten Abtheilung des nächtlichen Gottesdienstes, d. h. in den Matinen gedacht. Auf diese Art stellt die rechtgläubige Kirche in ihrem Nachtgottesdienste die Betenden gleichsam den alt- und neutestamentlichen Heilsthatsachen gegenüber, indem sie wünscht, dass wir sie schauen möchten, als wären wir ihre Zeitgenossen, dass wir mit ganzem Herzen an denselben Theil nähmen und Nutzen für unsere Seelen daraus schöpften.

Im vorsonntäglichen Nachtgottesdienste wird namentlich die Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi in Erinnerung gebracht, so wie seine zur Rettung der Menschen ausgeführten Thaten, wie auch die eine oder andere der zehn Erscheinungen, die der Herr nach seiner Auferstehung seinen Gläubigen zu Theil werden liess.

An die Auferstehung Christi erinnert der nächtliche Gottesdienst bei dem Gesange: »Lobet den Namen des Herrn« — und weiterhin: »Gesegnet bist Du, Herr« — so wie bei der Lesung des sonntäglichen Morgenevangeliums, und wenn dieses aus dem Altare getragen wird, damit alles Volk dasselbe verehre und küsse.

Vor der Auferstehung jedoch ging das Leiden und der Tod des Herrn Jesu Christi vorher, und die ganze verdienstliche That Christi war durch den Fall des Menschen veranlasst, den der gnädige Gott in seinem eingeborenen Sohne wieder aufzurichten beschlossen hatte.

Darum drückt der nächtliche Gottesdienst Allem zuvor den Fall des Menschen und sein Leben bis auf Christum aus, d. h. die Geschichte des alten Testamentes.

Folgen wir nun nach dem Gange der Geschichte der Ordnung des nächtlichen Gottesdienstes. Er beginnt zuvörderst damit, dass die königliche Thüre sich aufthut. Der Diaconus — wenn ein solcher vorhanden ist — fragt den Obergeistlichen um die Erlaubniss zum Beginne des Gottesdienstes mit den Worten: »*Segne* (d. h. geneh-

mige), *Herr!*« Der Priester, im Altare vor dem göttlichen Throne stehend, ruft aus: »*Preis sei der heiligen, einwesentlichen, lebendig machenden, ungetheilten Dreifaltigkeit jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit.*« Darauf ergreift der Priester das Rauchfass, der Diaconus eine Kerze und fordern Alle auf anzubeten Christum, unseren König und Gott, als den Urheber der Erlösung des gefallenen Menschengeschlechtes. Auf dem Kliros wird der 104. Psalm David's gesungen, von der Schöpfung der Welt und von der in derselben erschienenen Hoheit, Kraft, Weisheit und Gnade Gottes: »*Lobe den Herrn, meine Seele! Herr mein Gott, Du bist sehr herrlich, Du bist schön und prächtig geschmückt*« u. s. w. Während des Gesanges dieses Psalmes gehen der Priester mit dem Rauchfasse und (vor ihm her) der Diaconus mit der Kerze um den Altar herum, beräuchern diesen, sodann die heiligen Bilder, zuletzt die ganze Kirche mit den Betenden in ihr, und kehren in dem Augenblicke in den Altar zurück, wenn die Sänger den Psalm beendigen: »*Wunderbar sind Deine Werke, o Herr, Alles hast Du mit Weisheit gemacht! Preis Dir, Herr, der Du Alles geschaffen hast!*« Nachdem der Priester und der Diaconus in den Altar zurückgekehrt sind, wird die königliche Thüre wiederum geschlossen.

Dieser erste Abschnitt des nächtlichen Gottesdienstes stellt die Schöpfung der Welt, und Adam's, des ersten Menschen, Leben im Paradiese dar. Adam genoss im Paradiese einer vollen Glückseligkeit, er fühlte keine Leiden, verkehrte mit Gott, schaute ihn an in der Vollkommenheit der ihn umgebenden Welt, und musste darum im Uebermasse seiner Freude und seines Dankes natürlich Allem zuvor die heilige, einwesentliche, lebenbringende und ungetheilte Dreifaltigkeit loben und preisen, die ihn erschaffen und in eine so schöne Welt gestellt hatte, wie sie damals war und deren ganze Herrlichkeit das Paradies oder der von Gott gepflanzte Garten in sich schloss.

Diesen glückseligen Zustand unseres Stammvaters im irdischen Paradiese soll der erste Ausruf des Priesters in Erinnerung bringen, so wie sein Gang durch die Kirche mit dem Rauchfasse, das mit Wohlgerüchen erfüllt ist, und das Licht, welches der Diaconus vor ihm herträgt. Dieser feierliche Umgang stellt das Leben und Wandeln Adam's im Paradiese dar, und der hiermit gleichzeitig von den Sängern ausgeführte Gesang des Lobpsalmes über Erschaffung der Welt soll die dankbaren und freudigen Gefühle der Seele Adam's ausdrücken, wie das Anschauen der eben geschaffenen, herrlichen Welt Gottes sie in derselben erregt. —

Aber nicht lange blieb Adam im Paradiese. Verführt durch sein Weib, die ihrerseits von der versuchenden Schlange, dem Teufel, betrogen ward, gehorchte Adam dem Gebote Gottes nicht, sich der verbotenen Frucht zu enthalten, weshalb er mit seinem Weibe aus

dem Paradiese vertrieben ward, während der Cherub den Weg zum Baume des Lebens behütete. Gegenüber den Pforten des Paradieses war unseren Ureltern die neue Wohnstätte angewiesen, damit sie nach ihrer früheren, glücklichen Heimath hinüberschauen und — um so stärkere und tiefere Reue über die begangene Sünde empfinden möchten. Auf der des göttlichen Segens beraubten Erde war für Adam und seine Nachkommenschaft Alles anders geworden. Leiden und Krankheiten trafen die Menschheit nach dem Falle. Der Lebensunterhalt erheischte grosse Anstrengungen und Mühen, der Mensch musste Schutz suchen gegen den Einfluss der Witterung, gegen die äussere Natur und die Thiere, deren Verhältniss zu ihm — zu seinem eigenen Schaden — verändert war, indem sie ihm nicht mehr willig dienten, sondern zu den gefährlichsten Feinden seines Lebens wurden. Was blieb Adam und seiner Nachkommenschaft in diesem elenden und traurigen Zustande anders übrig, als über die begangene Sünde Busse zu thun und Gott um Gnade und Schutz anzuflehen? Diese Seelenstimmung und Noth Adam's, und mit ihm unser aller, drückt nun eben die erste und sogenannte grosse Ectenie aus, die der Diaconus — gegenüber der königlichen Thüre des Altars (gleichsam gegenüber der Pforte des Paradieses) stehend — absingt:

»*Im Frieden lasset uns zu Gott beten,*« d. h. im Frieden mit dem eigenen Gewissen, wie mit Gott und dem Nächsten, wollen wir unser Gebet zum Herrn emporschicken.

»*Um den höheren Frieden* (nicht den irdischen, sondern himmlischen, ein Geschenk Gottes) *und Rettung unserer Seelen wollen wir den Herrn bitten.*«

»*Um den Frieden der ganzen Welt, um die Wohlfahrt der heiligen Kirchen Gottes und um ihre Vereinigung wollen wir den Herrn bitten.*«

Darauf wird für den allerheiligsten dirigirenden Synod, den Bischof der Eparchie und den ganzen Clerus gebetet.

Für den allerfrömmsten Herrn und Kaiser, das ganze kaiserliche Haus, die dasselbe umgebenden Würdenträger, für alle Vorgesetzte und Untergebene in allen Zweigen der Verwaltung, für das Kriegsheer, die Residenzstadt, wie für jede andere Stadt und Oertlichkeit, und für alle Gläubigen.

»*Für alle zu Wasser und zu Lande Reisenden, für die Kranken und Leidtragenden so wie die Gefangenen, und für ihrer aller Rettung wollen wir den Herrn bitten.*«

»*Uns vor jeder Trübsal, Zorn und Noth zu bewahren, wollen wir den Herrn bitten!*«

Aber, wie Alles ein Geschenk Gottes ist, der Antrieb zum Gebet sowohl wie das Gebet selbst und der Erfolg desselben, wie alles dieses von der Gnade Gottes abhängt, nicht nur jetzt, sondern auch zur Zeit Adam's und unserer Voreltern, so drückt sich das bei der Ectenie in der letzten Bitte des Diaconus aus: »*Beschütze, rette uns, erbarme Dich unser und erhalte uns, Gott, durch Deine Gnade!*« Auf jede dieser Fürbitten antworten die Sänger und antworteten in älteren Zeiten auch alle in der Kirche zum Gebete versammelten Gläubigen: »*Herr, erbarme dich!*« Dieser Ausruf ist der betende Seufzer der ganzen gefallenen Menschheit.

Nach Beendigung der Ectenie spricht der Priester, indem er die Allmacht und Gnade Gottes bekennt und die heilige Dreifaltigkeit lobpreiset: »*Darum gebühret aller Ruhm, Ehre und Anbetung Dir, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit.*«

Nach diesem Ausrufe des Priesters wird gewöhnlich der Hymnus gesungen: »*Selig ist der Mann, der nicht nach dem Rathe der Gottlosen wandelt,*« und dann: »*Der Pfad der Gottlosen wird zu Schanden.*«

Ja, selig ist der Mensch, der nicht auf schlechte Rathschläge hört und nicht unter den Gottlosen zu sitzen liebt. Die Menschheit hat es in ihrem besseren Theile gefühlt, was es heisse, dem Rathe des Verführers zu folgen! Darum spricht der Gläubige nach vielen Leiden und Prüfungen und nachdem er erkannt hat das Trachten derer, die Gott nicht glauben und seine Gebote nicht halten: »Selig ist der Mann, der nicht folgt dem Rathe der Gottlosen, der sich nicht begiebt auf den Weg der Sünder und nicht in den Versammlungen der Wüstlinge sitzt, sondern der den Geboten des Herrn folgt und derselben eingedenk ist Tag und Nacht!« Der Gläubige stellt sich unter den Schatten der Furcht Gottes und befestigt sich im wohlgefälligen Dienste Gottes. Unser gefallener Stammvater ermahnt uns durch die Erfahrungen, die er seiner Nachkommenschaft hinterlassen hat, »*zu arbeiten mit Furcht Gottes und uns vor ihm zu freuen mit Zittern. Selig Alle, die auf ihn ihre Hoffnung setzen!*« Die Hoffnung auf den Herrn lässt nicht zu Schanden werden. Mit seiner Hülfe hat der Mensch nichts zu fürchten, wenn er auch unter bösen Feinden und tödtlichen Pfeilen wandelt. Diese Ueberzeugung der Gefahrlosigkeit und die kindliche Hingabe des Menschen an die göttliche Vorsehung schliesst mit der Strophe: »*Stehe auf, Herr! errette mich, mein Gott! Die Erlösung des Herrn und Dein Segen seien über allen den Deinen.*« Jede Strophe schliesst mit der englischen Lobpreisung »*Hallelujah,*« was im Hebräischen so viel heisst als »*Lobet Gott!*«

Der erste Theil des nächtlichen Gottesdienstes bis zu dem nun folgenden Hymnus »*Herr, zu Dir rufe ich*« — bildet mit seinen Gesängen und Lectionen das Leben und die Seelenempfindungen unserer Stammeltern und der Patriarchen vor, und umschliesst die ganze patriarchalische Periode mit ihren Verheissungen, Hoffnungen, Freuden und Leiden. —

Nach den Patriarchen trat bei den Hebräern eine Zeit strenger, gesetzlicher Vorschriften ein. Durch Moses war dem auserwählten Volke der Juden das Gesetz gegeben, das ihnen ein Leitfaden zum gottesfürchtigen Leben sein sollte, und dem auch Verordnungen in Bezug auf den Ritus hinzugefügt worden waren. Die Gebote und genauen Vorschriften in der mosaischen Gesetzgebung, die das religiöse und bürgerliche Leben der Juden aufs sorgfältigste regelten, waren aber für den sinnlichen Menschen ausnehmend drückend, und unter solchen Umständen fühlten die Juden die Unzulänglichkeit ihrer eigenen Kräfte und sehnten sich um so mehr nach der verheissenen Erlösung. Darum riefen sie zum Herrn um Hülfe und Befreiung von den sie umstürmenden Leidenschaften, die sie zur Uebertretung des Gesetzes drängten. Diese Seelenstimmung des unter dem Gesetze seufzenden Menschen drücken die nun folgenden Strophen aus:

1. »*Herr, zu Dir rufe ich, erhöre mich und vernimm die Stimme meines Gebetes; wenn ich zu Dir rufe, so erhöre mich, Herr.*«

2. »*Möge mein Gebet, gleich dem Thymian, vor Deinem Angesichte aufsteigen und meine erhobenen Hände zum Abendopfer werden.*« (Psalm 141, 2.)

(Diese Strophe erinnert an die Zeit, wo nach dem mosaischen Gesetze jeden Abend in der Stiftshütte das Abendopfer dargebracht ward, wobei eine Erhebung der Hände und ein Räuchern mit Weihrauch im Heiligthume stattfand. Levitic. XVI, 17. Ev. Luc. I, 9.)

3. »*Führe meine Seele aus dem Gefängnisse, dass sie Deinen Namen preise!*«

(Der Jude im mosaischen und nachmosaischen Zeitalter, bei seiner sinnlichen Richtung den ganzen Druck des Gesetzes fühlend, wünschte lebhaft von demselben befreit zu sein und den verheissenen Frieden und die zugesagte Freiheit zu erlangen. Darum schrie er zum Herrn, dass der Herr, — seine Seele aus dem Gefängnisse befreiend — sie in die Wohnungen der Gerechten führen möge. Röm. VII, 24.)

4. *Meiner warten die Gerechten, wenn Du Wohlthat an mir geübt haben wirst.*« (Psalm 142, 8.)

Die Lobgesänge, die nach jeder dieser Strophen gesungen werden, bilden die freudige Antwort aus der christlichen Welt auf dieses heisse Verlangen des alttestamentlichen Menschen und drücken die

im neuen Testamente durch die Auferstehung Christi gewordene Erfüllung dieser Hoffnung aus, welche denn auch im vorsonntäglichen Nachtgottesdienste besungen wird.

Während des Gesanges »Herr, zu Dir rufe ich« — werden die Kerzen an verschiedenen Orten angezündet, gleichsam zur Bezeichnung dessen, dass die alttestamentliche Kirche durch das Gesetz Mosis grössere Pracht in ihrem äusseren Gottesdienste erhielt und hiermit gleichzeitig auch eine klarere Erkenntniss des kommenden Erlösers der Welt. Zur selben Zeit beräuchert der Diaconus den Altar, den Iconostas und die gegenwärtigen Kirchgänger, einerseits zur Erinnerung der alttestamentlichen Opfer und Räucherungen während der abendlichen Gottesdienste, andererseits soll das Räuchern der augenscheinliche Ausdruck unserer Gebete zu Gott und den Heiligen, wie unserer Verehrung derselben sein. —

Das Gebet des alttestamentlichen Menschen um Rettung und Erlösung ist vom Herrn erhört worden. Die Vermittlerin und das Werkzeug dieser Erleichterung im Leben der alttestamentlichen Menschen war die Mutter Gottes, die den Erlöser und Retter aus Elend, Sünde und Tod gebar. Darum wird unmittelbar nach dem Gesange der alttestamentlichen Gebetsstrophe der Mutter Gottes ein Lobgesang angestimmt. Das geschieht namentlich dann, wenn während des Nachtgottesdienstes die königliche Thüre geöffnet wird und der Priester hinter dem das Rauchfass zur nördlichen Thüre heraustragenden Diaconus aus dem Altare tritt und sich gegenüber der offenen königlichen Thüre stellt. Dieser Gesang wird der Hymnus der Gottesgebärerin genannt, weil er diese und ihre fortwährende Jungfräulichkeit besingt. Hierbei werden auch die alttestamentlichen Vorbilder der Gottesgebärerin in Erinnerung gebracht, wie z. B. der brennende aber nicht verbrennende Busch —, der Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer. Da aber bei dem Gedanken an die Mutter Gottes sich dem Geiste natürlicher Weise auch die in ihr vollzogene Fleischwerdung des Sohnes Gottes, des verheissenen Messias, vergegenwärtigt, — so wird in diesem Lobgesange noch überdem die wahre Lehre oder, was dasselbe ist, das Dogma der Fleischwerdung des Sohnes Gottes dargelegt. Darum wird der Lobgesang der Mutter Gottes auch der Dogmatikos genannt. Zum Beispiele der sonntäglichen Lobgesänge der Mutter Gottes folgen hier

Die zweite Stimme:

»Nach Aufgang der Gnade ist der Schatten des Gesetzes verschwunden. Wie der brennende Busch nicht verbrannte, so hast auch Du als Jungfrau geboren und bist Jungfrau geblieben. Statt der Feuersäule leuchtete die Sonne der Wahrheit auf, statt Moses Christus, der Erlöser unserer Seelen.«

Die fünfte Stimme:

»Einst ward im rothen Meere das Vorbild der jungfräulichen Braut angedeutet. Dort war Moses der Zertheiler der Wässer, hier Gabriel der Diener des Wunders. Damals schritt Israel, ohne nass zu werden, durch den tiefen Grund, hier gebar die Jungfrau Christum ohne Samen. Nach dem Durchgange Israels schloss sich das Meer wiederum und ward unwegsam. Die Makellose, nachdem sie Emanuel geboren, blieb unverletzte Jungfrau! Ewiger Gott (der da ist, und der da war), der Du als Mensch erschienen bist, erbarme Dich unser!«

Das Heraustreten des Priesters aus dem Altare bedeutet die Herniederkunft des Erlösers vom Himmel auf die Erde zu unserem Heile und in Uebereinstimmung mit den alttestamentlichen Prophezeihungen und Verheissungen, mit den Hoffnungen und Wünschen der Hebräer. Der Diaconus mit dem Rauchfasse, der vor dem Priester einhergeht, bedeutet den — von den Propheten vorherverkündeten — Vorläufer. In der königlichen Thüre macht der Diaconus mit der das Rauchfass haltenden Hand das Zeichen des Kreuzes, indem er spricht: *»Allweisheit! Erhebet euch!«* d. h. haltet euch aufrecht; stehend und mit wachsamer Seele sollen wir dem folgen, was vorgeht.

Anmerkung. In einigen Kirchen wird statt dessen gesagt: »Erhebet euch zum Gebet.«

Nach dieser Einladung wird auf dem Kliros der rührende Dankeshymnus gesungen für den abgelaufenen Tag, den man vor alten Zeiten im Oriente beim Untergange der Sonne sang:

»Jesus Christus! Sanftes Licht der heiligen Herrlichkeit, des unsterblichen himmlischen Vaters, des Heiligen und Seligen. Wir, die wir den Untergang der Sonne erlebt und das Abendlicht geschaut haben, wir lobsingen dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste. Dir muss' allezeit Lob gesungen werden durch die Stimmen der Heiligen, Dir, Sohn Gottes, der Du das Leben giebst; darum preiset Dich das Weltall!«

Das Kreuz, das der Diaconus in der königlichen Thüre mit seiner Hand macht, bedeutet das von den Propheten vorhergesagte und von dem Sohne Gottes zum Heile der Welt dargebrachte Kreuzesopfer. Die Handlung des Priesters, der den Altartisch küsst und sich sodann zu der östlichen Emporstätte des Altares begiebt, bedeutet die Erscheinung des auferstandenen Gottessohnes im Himmel und die Uebernahme der Herrschaft des fleischgewordenen Sohnes Gottes über das Weltall und sein sich Setzen zur Rechten Gottes des Vaters. Darum wird auch unmittelbar darauf der erste Vers des 93. Psalms gesungen: *»Der Herr ist König und herrlich geschmückt!«*

Nach diesem Gesange wird die sogenannte doppelte Ectenie vorgetragen, d. i. eine Reihe ausgedehnterer Bitten, auf deren jede (mit Ausnahme der ersten beiden) der Gesang eines dreimaligen »Herr, erbarme Dich!« antwortet. Sie wird gerade deshalb zu dieser Zeit vorgetragen, weil nach Einrichtung des jüdischen Gottesdienstes und der immer deutlicheren Hinweisung der Propheten auf den Messias und in ihm auf die Liebe Gottes zum Menschen nichts natürlicher erscheint, als dass die Menschen inbrünstig und mit Eifer Gott bitten um Alles, was ihnen Noth thut.

Die doppelte Ectenie lautet also:

»*Lasset uns alle von ganzer Seele und aus dem Grunde unserer Herzen sprechen: Herr, erbarme Dich!*«

»*Herr, Allerhalter, Gott unser Vater, wir wollen zu Dir beten, erhöre uns und erbarme Dich unser!*«

»*Erbarme Dich unser, o Gott, nach Deiner grossen Gnade, wir beten zu Dir, erhöre uns und erbarme Dich unser!*«

Die heilige Kirche bittet:

1. »für den sehr frommen Selbstherrscher, unseren hohen Herrn und Kaiser N. N., für seine Regierung, Sieg, Erhaltung, Frieden, für seine Gesundheit und sein ewiges Wohl, und dass der Herr unser Gott ihm in Allem beistehe und alle Feinde und Widersacher ihm zu Füssen lege;«
2. »für die sehr fromme Kaiserin;«
3. »den Thronfolger und das ganze kaiserliche Haus;«
4. »für den allerheiligsten dirigirenden Synod, den Bischof der Eparchie und für alle unsere Brüder in Christo.«
5. »Noch bitten wir. für das ganze christliebende Kriegsheer.«
6. »Noch bitten wir für die seligen und stets im Gedächtniss zu behaltenden Gründer dieses heiligen Tempels und für alle unsere vordem entschlafenen rechtgläubigen Väter und Brüder, die hier und anderswo ruhen.«
7. »Noch bitten wir um Gnade, Leben, Frieden, Gesundheit, Heil, gnädige Heimsuchung, Vergebung und Nachlass der Sünden für die Knechte Gottes, welche Brüder sind dieses heiligen Tempels.«
8. »Noch bitten wir für alle die, so in diesem heiligen und hochwürdigen Tempel Frucht schaffen und Gutes thun, für alle Mühwaltenden, für die Sänger und alle gegenwärtigen Christen, die hohe und reiche Gnaden von Dir erwarten.«

Hierauf ruft der Priester aus:

»Weil Du der gnädige und menschenfreundliche Gott bist und wir Lob und Preis darbingen Dir, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit.«

Nach dieser doppelten Ectenie wird ein Gebet gehalten, dass der Herr uns verleihe, den Abend ohne Sünde zuzubringen; und zum Schluss der Vesper bringen wir das Abendgebet dar, das folgendermassen lautet:

»Lasset uns dem Herrn unser Abendgebet darbringen.«

»Wollen wir den Herrn anrufen, dass er uns würdige, den ganzen Abend hinzubringen in vollkommener Heiligkeit, in Frieden und ohne Sünden.«

»Lasset uns zum Herrn beten, dem Engel des Friedens, dem treuen Lehrer, dem Erhalter unserer Seele und unseres Leibes.«

»Um Vergebung und Nachlass unserer Sünden und Vergehungen wollen wir den Herrn bitten.«

»Um das, was unsern Seelen gut und heilsam ist und was uns Frieden giebt, wollen wir den Herrn bitten.«

»Lasset uns zum Herrn beten, dass er uns verleihe, den Rest unseres Lebens in Frieden und Busse hinzubringen.«

»Lasset uns den Herrn bitten um ein christliches, schmerzloses, unbefleckte und friedliches Ende unseres Lebens und um eine gute Rechenschaft am Tage des schrecklichen Gerichtes Christi.«

»Nachdem wir mit allen Heiligen unserer allerheiligsten, reinsten, hochgebenedeiten, herrlichen Königin, der Gottesgebärerin und ewigen Jungfrau Maria gedacht haben, wollen wir uns selbst, und einer den anderen, wie unser ganzes Leben Christo unserem Gotte anempfehlen.«

Hierauf spricht der Priester:

»Weil Du der gütige und menschenfreundliche Gott bist und wir Lob und Preis darbringen Dir, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit.«

Sodann wendet sich der Priester um und spricht, indem er das Volk segnet:

»Friede sei mit Allen.«

Die Sänger und das Volk antworten, sich verneigend:

»Und mit deinem Geiste.«

Der Diaconus fordert hiernach die Kirchgänger auf, das Haupt zu senken, was alle aufrichtig Gläubigen auch erfüllen und nicht so trotzig stehen bleiben müssen, wie in unseren Tagen leider Einige zu thun pflegen.

Nach einigen Lobgesängen wird nun das gottbegeisterte Gebet des gerechten Simeon, des Gottesträgers, gesprochen oder gesungen:

»Herr, nun lässest Du Deinen Knecht in Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben Dein Heil gesehen, welches Du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preise Deines Volkes Israel.« (Luc. II, 32.)

Diesen Lobgesang hat der gerechte Simeon kurz vor seinem Ende ausgesprochen, denn es war ihm verheissen worden, dass er nicht eher sterben solle, als bis er den Christ mit eigenen Augen gesehen habe.

Dies sind die letzten Anklänge aus der alttestamentlichen Welt von der Erlösung und dem Erlöser. Hier endigen die alttestamentlichen Vorstellungen von dem zukünftigen Messias, und mit den Worten »Vater unser« u. s. w. und »Freue Dich, jungfräuliche Gottesgebärerin« — werden die neutestamentlichen Ereignisse angedeutet.

Die Litanei und die Segnung der Brote.

An wichtigeren und feierlicheren Festtagen wird in der kirchlichen Nachtwache die sogenannte Litanei vollzogen und darnach findet die Weihe der Brote, des Waizens, Weines und Oeles statt. Die Litanei ist ein eifriges, herzliches Beten, das auf der westlichen Seite des Tempels fast in der Vorhalle verrichtet wird. Es erinnert dasselbe einerseits an die alterthümlichen Kreuzesumgänge und das bei denselben von den Christen — angesichts der allgemeinen Nothstände — dargebrachte innige Gebet; andererseits geschieht es, um den unter dem kirchlichen Interdicte stehenden Büssern, so wie den Catechumenen — die bekanntlich nicht das Recht hatten, mit den Gläubigen im Tempel zu stehen — die freudige Botschaft zu verkünden, ihnen die Ursache und den Gegenstand der bevorstehenden Feier zu erklären und sie mit den feiernden Christen in Gemeinschaft zu setzen. Die heilige Kirche vergisst, wie eine zärtliche Mutter, auch dieser ihrer Kinder nicht, und darum hat sie an hohen Festtagen die Anordnung getroffen, dass die den Gottesdienst Verrichtenden beim Absingen der festlichen Lobgesänge im westlichen Theile des Tempels für die Büsser und die Catechumenen und mit denselben beten sollten. Und auf das Namens der Büssenden und Catechumenen von den Priestern verrichtete Gebet antworten die Rechtgläubigen mit der wiederholten Gesangsstrophe *»Herr, erbarme Dich!«* Das ist die Bedeutung der Litanei. Was bedeutet die Segnung der Brote? Die kirchliche Nachtwache hat die ganze Nacht vom Abend bis zum Morgen gedauert; darum wurden zur Stärkung der Gläubigen, welche die ganze Nacht in der Kirche zu verbleiben beabsichtigten, gewöhnlich die Brote zerschnitten und nebst Waizen,

Wein und Oel unter dieselben vertheilt, wie das zum Theil auch noch jetzt bei der Abendmahlzeit in den Klöstern geschieht. Darum trat der Priester zum Schlusse der Vesper, nachdem er den Segen des Herrn über die im Tempel Anwesenden gesprochen, zugleich mit dem Diaconus aus dem Altare, sie setzten sich mit allen im Tempel Anwesenden auf ihren Plätzen nieder und genossen alle Brot, Wein und Oel. Zu gleicher Zeit aber begann das Vorlesen aus der heiligen Schrift, aus der Apostelgeschichte oder den Episteln, und dauerte fort, bis die gesegneten Brote und der Wein verzehrt waren. Diese Sitte hat sich zum Theil noch bis heutigen Tages in einigen Klöstern erhalten, wie z. B. auf dem Berge Athos.

Nach Beendigung dieser Mahlzeit und der Lection läutete man die grossen und die kleinen Glocken. Von da her schreibt sich unser zweites Geläute in den Pfarr- und Klosterkirchen, während der kirchlichen Nachtwache. Es verkündet, dass die Vesper beendet ist und ein neuer, der zweite Theil der Nachtwache, der Morgengottesdienst beginnt.

Die sechs Psalmen. Im Morgengottesdienste werden die neutestamentlichen Ereignisse in Erinnerung gebracht. Schon mit dem englischen Grusse an die Mutter Gottes »Freue Dich, jungfräuliche Gottesgebärerin« — hat die heilige Kirche am Ende der Vesper auf andere Zeiten hingewiesen. Aber bei dem Beginne des Morgengottesdienstes selbst zeigt sie durch den englischen Lobgesang »*Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen*«, — die bereits erfolgte Erscheinung des verheissenen Messias auf Erden an.

Nach diesem Lobgesange werden die ersten sechs Psalmen mit Rührung und bei allgemeinem, tiefem Schweigen verlesen, von denen die ungeradezahligen (der 1., 3., 5.) den frohen Zustand des neutestamentlichen Menschen ausdrücken, der — durch die Fleischwerdung des Sohnes Gottes — der göttlichen Gnaden reichlich geniesst, während die geradezahligen (der 2., 4., 6.) den elenden Zustand der gefallenen Menschheit in Erinnerung bringen, die jedoch die Hoffnung auf höhere Hülfe nicht verloren hat. In diesen letzteren Psalmen werden die Trauer über die Sünden, die Nothwendigkeit einer Erlösung und die feste Hoffnung auf Gott ausgedrückt.

Nachdem drei von den sechs Psalmen verlesen sind, geht der bis dahin im Altar verbliebene Priester durch die nördliche Thüre aus demselben hinaus, stellt sich vor die königliche Thüre und verrichtet daselbst ein stilles Gebet. Was bedeutet das? Der Priester erinnert durch sein bescheidenes Hintreten vor die königliche Thüre an jene Zeit des Lebens unseres Heilandes, wo er noch nicht feierlich in den Dienst der Menschheit getreten war, sondern vollkommen unbekannt in dem Städtchen Nazareth lebte und nur still und unbe-

merkt bis zu seinem dreissigjährigen Alter zu den gewöhnlichen Zeiten in den Tempel Jerusalem's kam.

Nachdem alle sechs Psalmen verlesen worden, stimmt der Diaconus die grosse Ectenie an, in welcher er Namens Aller jene allgemeinen geistlichen und leiblichen Nothstände der Familie wie der Gesellschaft ausspricht, die des Menschen Erbtheil nach seinem Falle geworden sind.

Zum ersten Male wurde diese Ectenie bei dem Beginne der kirchlichen Nachtwache vorgetragen, wo der Fall Adam's und die ihm gewordene Verheissung einer Erlösung von Sünde und Hölle in Erinnerung gebracht werden sollte. Jetzt, im Frühgottesdienste, wo schon die Erscheinung des verheissenen Erlösers selbst auf Erden angedeutet wird, ziemt es uns vor Allem, vor Ihn hinzutreten mit unseren Bitten für unsere geistigen und leiblichen Nothstände. Der Arzt ist erschienen. Vor ihm soll der Kranke seine Leiden und Gebrechen nicht verheimlichen. Und eben diese Leiden und Gebrechen finden — während des Frühgottesdienstes — ihren Ausdruck in der grossen Ectenie.

Gott der Herr ist uns erschienen. Nach dreissigjährigem Privatleben ist Christus in der Welt mit seiner Predigt aufgetreten. Und so hören wir nach Beendigung der grossen Ectenie den Diaconus oder den Priester, gleichsam als ob sie unseren Herrn Jesum Christum feierlich in den allgemeinen Dienst der Welt treten sähen, laut verkünden: *»Gott der Herr ist uns erschienen, gesegnet sei der da kommt im Namen des Herrn!«* Dieser Vers wird auf dem Kliros viermal fröhlich gesungen, zur Erinnerung dessen, dass Christus fast vier Jahre hindurch zum Wohle der Menschen gewirkt hat, wobei ihm ihre Erleuchtung und Erlösung am Herzen lag. Die Menschen jedoch erwiesen sich höchst undankbar, ja feindselig gegen ihren himmlischen Wohlthäter, wie es von den Propheten längst vorhergesagt worden war. Von dieser menschlichen Gefühllosigkeit und Feindseligkeit gegen ihren Erlöser zeugen die Worte des Psalters, dessen Lesung nun folgt.

Die Kathismen. (Kathisma bedeutet eine Abtheilung des Psalmbuches, so genannt, weil zu alten Zeiten die Anwesenden sich bei Lesung dieser Psalmen niedersetzten.) Nach dem »Gott der Herr ist uns erschienen« und einem dem Tage entsprechenden Lobgesange (Tropar genannt) beginnt das Lesen der Kathismen, die aus einer Sammlung von Psalmen bestehen. Der Kathismen sind im ganzen zwanzig. In der vorsonntäglichen Nachtwache werden das zweite und dritte Kathisma gelesen.

Warum ist nun gerade im gegenwärtigen Augenblicke, d. h. nach der feierlichen und freudigen Hymne »Gott der Herr« und dem Gesange des Tropar, das Lesen dieser Kathismen angeordnet?

Im Psalter sind Psalmen enthalten, die einem jeden Seelenzustande vollkommen entsprechen, und auch solche, die prophetische Bedeutung haben. So werden in denselben z. B. unter Anderem die Leiden beschrieben, die der Gerechte von bösen Menschen zu erfahren hat, welche bereit sind, den ihnen widerwärtigen Menschen, dessen Wandel und Wort ihre Gesetzwidrigkeit an den Tag bringt, zu tödten. Nun ist es bekannt, wie unser Herr Jesus Christus — von dem viele Psalmen prophezeihen — im vierten Jahre seiner allgemeinen wohlthätigen Wirksamkeit, am vierten Osterfeste durch einen von ihm erwählten Jünger an die Bösewichter verrathen ward, wie diese ihn nach unzähligen Leiden ans Kreuz schlugen und er darauf begraben wurde. Dieses Verhältniss der Menschen zu Christo wird nun eben in den während des vorsonntäglichen Nachtgottesdienstes gelesenen Psalmen ausgedrückt. Es werden der zehnte bis vierundzwanzigste Psalm verlesen. In diesen ist die ganze Undankbarkeit und Bosheit der Menschen dargestellt, alle Beschimpfungen, alles Leiden und der Tod, die man der schuldlosen Seele angethan. Die Bosheit der Feinde ist aber zu nichte geworden durch den Triumph, den die Unschuld über dieselbe davon trug. Dieser Triumph vollzog sich durch die Auferstehung des unschuldig dem Leiden übergebenen Herrn. Davon eben spricht der letzte (vierundzwanzigste) im Nachtgottesdienste gelesene Psalm des dritten Kathisma. In ihm ist schon prophetisch angedeutet, dass der, den sie verurtheilten und dem Tode übergaben, auferstanden ist und gen Himmel fährt. Hier die letzten Strophen dieses denkwürdigen Psalmes.

»*Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, dass der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr, mächtig im Streite. Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, dass der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr Zebaoth, Er ist der König der Ehren!*«

Der nun folgende Gesang einiger Strophen des 135. und 136. Psalmes ruft den Moment ins Gedächtniss, wo man sich eben der Auferstehung des Herrn vergewissert hatte. Die Engel erfuhren die Auferstehung unseres Herrn und Heilandes früher als die Menschen, aber auch auf Erden wurde dieses Ereigniss alsbald bekannt. Zur Erinnerung hieran wird bald nach dem Verlesen der letzten Worte des 24. Psalmes die königliche Altarthüre geöffnet, gleichsam als würde den Leuten auf Erden hiermit die frohe Botschaft von der Auferstehung des Herrn, der für uns gelitten, mitgetheilt. Die heilige Kirche fordert die Menschen auf, den Namen des Herrn zu loben für die unaussprechlichen und nie endenden Gnadenerweisungen gegen uns:

»*Lobet den Namen des Herrn, lobet, ihr Knechte des Herrn. Hallelujah! Gelobet sei der Herr aus Zion, der zu Jerusalem wohnt, Hallelujah! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, denn seine Güte währet ewiglich. Hallelujah!*

Der Priester mit dem Rauchfasse und der Diaconus mit einer Kerze machen sodann einen Umgang durch den ganzen Tempel, indem sie dadurch an die Specereien tragenden Frauen und die anderen Jünger des Herrn erinnern, welche zum Grabe kamen und, nachdem sie die Auferstehung des Herrn erfahren hatten, mit Freuden allen Jüngern Christi von dem auferstandenen Herrn erzählten. Und in der That gedenkt die rechtgläubige Kirche, während der Priester den ganzen Tempel und die in demselben Betenden mit Weihrauch beräuchert, in ihren Gesängen der Specereien tragenden Frauen, die das Grab des Herrn besuchten und unseren Heiland nicht mehr in demselben fanden.

Namentlich hören wir folgende Gesänge:

1. *Gesegnet seist Du, Herr! Lehre mich Deine Gebote. Das Heer der Engel wunderte sich, da es Dich, den Heiland, unter der Zahl der Todten sah, der aber die Macht des Todes gebrochen, der Adam mit sich aufgerichtet, und Alle aus der Hölle befreit hat.*

2. *Der Lichtengel sprach bei dem Grabe zu den Specereien Tragenden: Warum löst ihr Jüngerinnen das Salböl mit Thränen des Kummers auf? Schaut in das Grab und überzeugt euch — der Heiland ist aus dem Grabe auferstanden.*

3. *Früh Morgens gingen die Trägerinnen der Specereien weinend zu Deinem Grabe; ihnen erschien aber ein Engel und sprach: Die Zeit des Weinens ist vergangen, weinet nicht! Von der Auferstehung aber berichtet den Aposteln.*

4. *Die Salböl tragenden Frauen, als sie mit wohlriechenden Specereien zu Deinem Grabe, o Heiland, kamen, weinten sie. Der Engel sprach jedoch zu ihnen: Was suchet ihr den Lebendigen unter den Todten? Er, als Gott, ist aus dem Grabe auferstanden.*

5. *Preis sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste!*

Lasset uns anbeten den Vater und seinen Sohn und den heiligen Geist, die heilige Dreifaltigkeit, die einwesentliche — und mit den Seraphim rufen: Heilig, heilig, heilig bist Du, Herr!

6. *Und jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!*

Du, Jungfrau, indem Du den Geber des Lebens gebarst, hast Adam von der Sünde befreit und Eva Freude für Trauer gebracht. Die vom Leben Abgefallenen hat der aus Dir Fleisch gewordene Gottmensch zu demselben zurückgeführt. Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!

Der Herr, nachdem er aus dem Grabe erstanden, erschien bald darauf seinen Anhängern. Auch die heilige Kirche verkündigt gleich nach den angeführten Gesängen den Anwesenden durch Verlesung des Sonntagsevangeliums von einer der zehn Erscheinungen des auferstandenen Herrn. Nachdem das Evangelium — die Botschaft der Auferstehung — auf dem Altartische (gleichsam wie auf der Auferstehungsstätte, dem steinernen Grabe des Herrn, selbst) verlesen worden ist, hat die rechtgläubige Kirche dasselbe in die Mitte des Tempels hinaus zu tragen verordnet, zur andächtigen Verehrung und zum Küssen desselben. Die heilige Kirche will, dass wir so zu sagen selbst die Auferstehung des Herrn und den auferstandenen Christus sehen möchten. Hierzu fordert sie noch durch folgenden Gesang auf: »*Nachdem wir die Auferstehung Christi gesehen, wollen wir niederfallen vor dem heiligen Herrn Jesu, dem einzigen Sündlosen. Vor Deinem Kreuze beugen wir uns, Christe, und Deine heilige Auferstehung preisen und lobsingen wir, denn Du bist unser Gott, ausser Dir kennen wir keinen anderen, deinen Namen bekennen wir. Kommt herzu, alle Gläubigen, lasset uns die heilige Auferstehung Christi verehren. Denn jetzt ist durch das Kreuz aller Welt Freude zu Theil geworden. Den Herrn unaufhörlich segnend, besingen wir seine Auferstehung; denn indem er die Kreuzigung erlitten, hat er den Tod durch den Tod vernichtet.*«

Zuerst verbeugt sich vor dem heiligen Evangelium und küsst dasselbe der Priester so wie der Diaconus, sodann thun alle Christen mit Andacht und Freude dasselbe in Gegenwart des Priesters, gleichsam wie des Engels, der die Auferstehung verkündigte.

Auf dem Kliros wird der Kanon gesungen. Die Kunde von der Auferstehung ist eine Freudenbotschaft für jeden wahren Christen. Aber die freudige Stimmung der Seele drückt sich gewöhnlich im Gesange aus (Jacob. V, 13). Das ist die Ursache, warum die heilige Kirche nach dem Verlesen des Evangeliums namentlich das Singen, nicht das Lesen, der ersten Strophen des Kanons verordnet hat, der aus neun Lobgesängen besteht, die den Gesang der neun Ordnungen der Engel in den Himmeln ausdrücken sollen, welche die Auferstehung des Herrn preisen. Der Kanon in der rechtgläubigen Kirche enthält die Lobgesänge aller der frommen Personen, die im alten Testamente der Ehre Gottes Lieder sangen, von Moses an bis auf Zacharias, den Vater des Vorläufers Johannes. Das geschah und geschieht in Uebereinstimmung damit, dass der Herr selbst nach seiner Auferstehung es sich angelegen sein liess, seinen Jüngern (auf dem Wege nach Emmaus und in Jerusalem) alle auf ihn bezüglichen Prophezeihungen des alten Testamentes von Moses an durch alle Propheten hindurch aus der heiligen Schrift zu erläutern.

Der Gesang des Kanons dauerte im Alterthume und dauert noch jetzt auf dem Berge Athos bis zur Morgenröthe. Darum ruft auch bei uns der Priester bald nach dem Kanon, gleichsam als ob er die Morgenröthe schauete, aus: »*Preis Dir, der Du uns das Licht der Welt hast erblicken lassen.*« Unmittelbar hierauf singen die Sänger und wiederholen alle im Tempel Anwesenden mit gedämpfter Stimme deutlich und nicht schnell den grossen Lobgesang zur Ehre des Herrn und das Gebet um Erleuchtung mit dem geistigen Lichte:

»*Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Wir loben Dich, wir segnen Dich, wir fallen nieder vor Dir, wir preisen Dich, wir danken Dir, wegen Deiner grossen Gnade, Herr, König des Himmels, Du Gott Vater, Allerhalter, Du eingeborner Sohn, Herr Jesu Christe, Du heiliger Geist. Herr Gott, Lamm Gottes, Sohn des Vaters, der Du die Sünden der Well trägst, nimm unser Gebet an! Der Du zur Rechten des Vaters sitzest, erbarme Dich unser! Denn Du allein bist heilig, Du allein bist der Herr, Jesu Christe, zur Ehre Gottes des Vaters! Amen.*«

»*Alle Tage werde ich Dich segnen und Deinen Namen preisen von Ewigkeit zu allen Ewigkeiten. Mache uns geschickt, Herr, uns den heutigen Tag vor Sünde zu bewahren! Gesegnet seist Du Herr, Du Gott unserer Väter, und gelobt und gepriesen sei Dein Name in Ewigkeit. Amen! Lass Deine Gnade, Herr, über uns sein, dieweil wir auf Dich unser Vertrauen setzen! Gesegnet seist Du, Herr, unterweise mich in Deiner Rechtfertigung!*«

»*Herr, Du bist unsere Zuflucht gewesen von Geschlecht zu Geschlecht. Ich spreche: Herr, erbarme Dich meiner. Heile meine Seele, weil ich vor Dir gesündigt habe, Herr, zu Dir nehme ich meine Zuflucht, lehre mich Deinen Willen thun, weil Du mein Gott bist, weil in Dir der Quell des Lebens ist. In Deinem Lichte sehen wir das Licht! Halte Deine Gnade auch ferner über die, die Dich erkennen. Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme Dich unser!*«

Dieser Lobgesang beginnt mit dem Gesange der Engel bei der Geburt Jesu Christi und schliesst mit dem seraphischen Lobgesange: »Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme Dich unser!« Das bedeutet, dass der Himmel und die Erde, Engel und Menschen einen gemeinschaftlichen Chorus gebildet haben zur Lobpreisung des auferstandenen Herrn.

Die kirchliche Nachtwache, — da der Gottesdienst die Nacht hindurch dauert — muss natürlich mit der Morgendämmerung enden. Nach den beiden Ectenieen also, in denen um Erbarmung unser aller und um Abhülfe unserer Nothstände gebeten wird, findet der nächtliche Gottesdienst mit dem Gebete für das Wohl des Herrn

und Kaisers, des ganzen kaiserlichen Hauses, des allerheiligsten Synods, des örtlichen Bischofs und aller rechtgläubigen Christen seinen Abschluss.

Nach Ablauf der Nacht tritt die erste Stunde (Hore) des Tages ein. Darum ziemt es sich Allem zuvor für den Christen, diese Zeit durch Gebet zu heiligen und Gott zu bitten, den anhebenden Tag so verbringen zu können, wie es einem wahrhaft rechtgläubigen Christen zukommt. Darum hat die heilige Kirche angeordnet, dass in der ersten Hore drei Psalmen gelesen werden, die für die Morgenzeit passend sind. In einem dieser Psalmen ist uns zur Nachahmung das tägliche, gewöhnliche Leben des Gerechten dargestellt. Dieser Psalm (der 101.) lautet in der Uebersetzung also:

»Von Gnade und Recht will ich singen und Dir, Herr, lobsagen. Ich handele vorsichtig und redlich bei denen, die mir zugehören und wandle treulich in meinem Hause. Ich nehme mir keine böse Sache vor. Ich hasse den Uebertreter und lasse ihn nicht bei mir bleiben. Ein verkehrtes Herz muss von mir weichen, den Bösen leide ich nicht. Der seinen Nächsten heimlich verleumdet, den vertilge ich. Ich mag den nicht, der stolze Gebehrden und Hochmuth besitzt. Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, dass sie bei mir wohnen, und habe gerne fromme Diener. Falsche Leute halte ich nicht in meinem Hause, die Lügner gedeihen nicht vor mir.«

Ach, ihr rechtgläubigen Christen, könnten wir unser Leben jeden Tag so führen, wie es in diesem Psalme geschildert ist! Dann würden wir sicherer alle Zerwürfnisse, Verleumdungen und moralischen Gebrechen von unseren Familien fern zu halten vermögen!

Die erste Hore endigt mit dem Lob- und Dankgesange, den die Constantinopolitanischen Rechtgläubigen zur Ehre der Mutter Gottes verfasst haben, die sie viele Male von schwerem Missgeschick befreit hat:

Wir, Deine Knechte, bringen Dir, der Gottesgebärerin, der Heerführerin, die im Kampfe den Sieg davon getragen, unser Sieges- und Danklied dafür dar, dass wir vom Unglücke befreit worden sind! Du aber, die Du eine unüberwindbare Macht hast, bewahre uns (auch in Zukunft) vor allem Missgeschick. Aber wir werden Dir zurufen: Freue Dich, unbefleckte Braut!«

B. Die Liturgie.

Liturgie wird ein solcher Gottesdienst genannt, in welchem das Sacrament der Eucharistie gefeiert oder die Darbringung des unblutigen Opfers — unter Dank gegen Gott — und die Vereinigung mit dem Leibe und Blute Christi vollzogen wird.

Das Sacrament des Abendmahles ist von Jesu Christo selbst eingesetzt. Am Vorabende des Passahfestes, der ein geheimnissvoller genannt wird, nahm der Heiland gesäuertes Brot und, nachdem er Gott Dank gesagt hatte, brach er es in Stücke und sprach, indem er diese seinen Jüngern reichte: »*Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird.*« Darnach nahm er den Kelch mit durch Wasser verdünntem Weine und gab ihn, Gott Dank sagend, seinen Jüngern und sprach: »*Trinket alle daraus, dies ist mein Blut des neuen Testamentes, das für euch und für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden*,« und nach dem fügte der Heiland hinzu: »*Dieses thut zu meinem Gedächtnisse.*«

Nach dem Vermächtnisse unseres Herrn begannen die Apostel bald nach der Himmelfahrt desselben mit den übrigen Gläubigen das Sacrament des Abendmahles oder die Liturgie zu feiern. Auch sie brachen nach Lesung der Psalmen das Brot in den Häusern und theilten es den Gläubigen aus (Actor. II, 46), d. h. sie vollzogen das Sacrament des Abendmahles, communicirten selbst und reichten das Sacrament auch Anderen. Nach der Communion beendeten sie die heilige Handlung durch Gesang von Psalmen und Gebeten.

Hierauf legten sie sich — nach morgenländischer Sitte — in demselben Betsaale (an Tischen) nieder, um das sogenannte Liebesmahl zu halten, zu welchem die wohlhabenden Leute Gaben und verschiedene Speisen mit sich brachten, zum Zeichen christlicher Liebe und zur Speisung der Krüppel und Armen. Hier ist der Ursprung der auch gegenwärtig noch von den Laien für den Altar dargebrachten Prosphora. Von da her schreibt sich auch das Antidoron (geweihte Brot), das gewöhnlich nach der Liturgie unter Lesung des Psalmes: »Ich werde den Herrn preisen« u. s. w. unter den Laien vertheilt wird. Das Geniessen gewöhnlicher Speisen gestatteten sich die ersten Christen nach der Communion, an der aber dazumal alle im Bethause Anwesenden Theil nahmen. Ein bestimmtes Haus zum Gebete war zur Zeit der Apostel und der Christenverfolgungen nicht vorhanden, und man versammelte sich je nach der Bequemlichkeit bei irgend einem der Gläubigen.

Im zweiten und dritten Jahrhunderte wurde die Liturgie nach dem apostolischen Muster, wie solches an den verschiedenen Oertlichkeiten hinterlassen worden, im Wesentlichen unverändert vollzogen, nur dass sie, der jedesmaligen Tradition entsprechend, hier von längerer, da von kürzerer Dauer war. In dieser Beziehung ist die Liturgie des Apostels Jacobus die längste und ausführlichste. Zur Feier der Liturgie versammelte man sich sehr häufig. Als es in Gebrauch gekommen war, sich zu derselben nicht mehr täglich, sondern nur an besonderen Tagen, wie am Sonnabend, am Sonntage, an Fest- und Gedächtnisstagen der Märtyrer zu versammeln, so genossen dann auch jedesmal Alle — nur mit Ausnahme der Büsser und Catechumenen — das heilige Abendmahl. Manche fromme Leute nahmen einen Theil der geheiligten Gaben mit nach Hause und feierten das Abendmahl täglich vor dem Genusse der gewöhnlichen Speise. Eben so nahmen diejenigen die heiligen Gaben mit sich, die sich auf Reisen begaben, um das Abendmahl feiern zu können auch da, wo es ihnen unmöglich war, an allgemeinen Versammlungen Theil zu nehmen. Von da her schreibt sich der Gebrauch der vorräthigen heiligen Gaben, die in der rechtgläubigen Kirche zur Communion der Kranken aufbewahrt werden. Allen denen, die durch Krankheit oder andere gegründete Ursachen verhindert waren, der Liturgie in allgemeiner Versammlung beizuwohnen, wurden die Gaben durch die Diacone ins Haus geschickt. In der Urkirche wurde auch den kleinen Kindern die Communion gereicht.

Was die Tageszeit anbetrifft, an welcher sich die ersten Christen zur Feier der Liturgie versammelten, so muss gesagt werden, dass sie anfänglich am Abende vollzogen wurde nach dem Beispiele des letzten Abendes unseres Heilandes, und dass sie bis tief in die Nacht fortdauerte (Actor. XX, 7); da aber die römischen Gesetze alle nächtlichen Zusammenkünfte verboten, so wurde die Liturgie auf die Morgenstunden, vor der Dämmerung, versetzt; zu einem Tagesgottesdienste jedoch wurde sie erst im vierten Jahrhundert, nachdem der christliche Glaube zum herrschenden im römischen Reiche geworden war.

Vom vierten Jahrhunderte an nahm die Liturgie, obschon sie im Wesentlichen unverändert und mit dem Alterthume übereinstimmend blieb, doch eine neue Gestalt an. Nachdem der christliche Glaube über die heidnische Gottlosigkeit triumphirt hatte, setzten die heiligen Väter des vierten Jahrhunderts Basilius der Grosse und Johannes Chrysostomus die Ordnung der Liturgie schriftlich auf, zum Leitfaden für die Zeitgenossen so wie für die kommenden Geschlechter. Diese Liturgieen werden bis heutigen

Tages während 15 Jahrhunderten in der rechtgläubigen Kirche heilig gehalten und vollzogen.

Die Liturgie muss durchaus von einer dazu geweihten Persönlichkeit, in einem geweihten Tempel auf dem dazu bereiteten Altartische und einem von einem Bischofe geweihten Antimensium vollzogen werden.

Die Liturgie kann an allen Tagen des Jahres gefeiert werden, wovon jedoch gewisse Tage in der Butterwoche und den grossen Fasten, so wie der Charfreitag eine Ausnahme machen.

Die Liturgie des heiligen Basilius des Grossen unterscheidet sich von der des heiligen Chrysostomus dadurch, dass sie von längerer Dauer ist als diese, wegen der ausführlicheren Gebete, die sie enthält, und der langsameren Melodieen, nach denen gesungen wird. In ihr wird statt des »Es ist in der That billig und recht« u. s. w. der Gottesgebärerin ein anderer Hymnus gesungen: »Ueber Dich freuet sich, Gebenedeite, jede Creatur« u. s. w.

Die Liturgie Basilius des Grossen wird nur zehnmal im Jahre in Gebrauch gezogen: am Gedächtnisstage Basilius des Grossen (1. Januar), an fünf Sonntagen der grossen Fasten, mit Ausschluss des Palmsonntages, am Donnerstage und Sonnabende der Marterwoche und am Vorabende des Weihnachtsfestes so wie der Erscheinung Christi oder aber an diesen Feiertagen selbst, was namentlich dann geschieht, wenn ihre Vorabende auf einen Sonnabend oder Sonntag fallen.

Die Liturgie des heiligen Johannes Chrysostomus ist die gebräuchlichste im Laufe des Jahres. In ihren Hauptzügen dieselbe, wie sie im Alterthume war, hat sie ihren gegenwärtigen Inhalt und ihre heutige Gestaltung durch Johannes Chrysostomus, Bischof von Constantinopel (im 4. Jahrhundert) erhalten.

Die Liturgie besteht aus drei Theilen: 1. der Proscomidie, 2. der Liturgie der Catechumenen und 3. der Liturgie der Gläubigen.

1. Die Proscomidie. Das Wort Proscomidie bedeutet Darbringung. Sie bildet den Theil der Liturgie, in welcher die Gaben zur göttlichen Eucharistie für die im Tempel Betenden vorbereitet werden. Die Christen des Alterthumes brachten, wenn sie an Sonn- und Festtagen in den Tempel kamen, Brot, Wein und andere zum Gottesdienste nöthige Dinge mit sich. Diese mit Dienstbeflissenheit dargebotenen Gaben fielen gewöhnlich reichlicher aus als zur Vollziehung des Sacramentes erforderlich war. Darum wählten die Geistlichen die besten Brote zum Sacramente aus, indem sie von den anderen nur einzelne Theilchen mitnahmen zum Gedächtniss derer, welche die Brote dargebracht, wie auch derer, für die sie

dargebracht worden. Alles Uebrige von dem in den Tempel Gebrachten ward nach der Liturgie von allen Christen an einem mit den Armen und Dürftigen gemeinsamen Tische im sogenannten Liebesmahle verzehrt. Die Darbringungen wurden griechisch Prosphoren genannt.

Die Prosphora. Als der Eifer der Christen zum Gotteshause abnahm und die freiwilligen, gemeinsamen Opfer für die kirchlichen Bedürfnisse spärlicher wurden, da bestimmte die Kirche selbst die zum Gottesdienste erforderliche Anzahl von Prosphoren oder runden, doppeltgestalteten, gesäuerten Weizenbroten, die oben den Abdruck des Kreuzes an sich tragen nebst den Christi Sieg bedeutenden Buchstaben: IMC. XC. NI. KA., d. h. nach dem Griechischen: Jesus Christus der Sieger.

Gewöhnlich werden zum Gottesdienste fünf Prosphoren gebraucht, zur Erinnerung dessen, dass Jesus Christus mit fünf Broten fünftausend Mann speisete (Johann. VI, 9—15). Zur Vollziehung des Sacramentes selbst dient jedoch nur eine Prosphore. Die alte Sitte der Christen mit Dienstbeflissenheit und in reichlicher Menge Alles darzubringen, was für die gottesdienstliche Feier erforderlich war, findet nur darin noch einen Nachklang, dass einige Laien zum Gedächtnisse angehöriger Lebender oder Verstorbener auch gegenwärtig Prosphoren zur Proscomidie bringen.

Lesung der Horen. Während der Dauer der Proscomidie werden die dritte, sechste und neunte Hore gelesen. In der dritten gedenkt man des freiwilligen Leidens Christi bis zu seinem Gange nach Golgatha, so wie der Ausgiessung des heiligen Geistes über die Apostel. In der sechsten wird des Gerichtes über den Herrn, seines Ganges nach Golgatha unter der Last des Kreuzes und seiner Annagelung an das Kreuz gedacht. In der neunten gedenkt man der Leiden des Herrn kurz vor seinem Tode und seines Todes selbst.

2. Die Liturgie der Catechumenen. Dieser Name wird derjenigen Abtheilung der Liturgie beigelegt, welcher beizuwohnen die primitive Kirche den Catechumenen, den Büssenden, ja selbst den Heiden gestattete. In ihr erinnern die Psalmodieen, die Lectionen der heiligen Schriften, die Gebete und Gebräuche an die zwischen der Fleischwerdung und dem Leiden des Erlösers liegenden Ereignisse — bis zu den letzten Tagen seines Lebens.

Die Liturgie der Catechumenen beginnt mit dem Zurückziehen des Vorhangs vor der königlichen Thüre des Altars und — nach dem stillen Gebete des dienstthuenden Priesters — mit der lauten Bitte um Segen, die der Diaconus an den Priester richtet: »Segne (genehmige), Herr« — und sie endigt mit dem Zurufe an die Catechumenen, aus dem Tempel zu gehen.

In der grossen Ectenie: »Im Frieden lasset uns den Herrn bitten« u. s. w., die auf den priesterlichen Segen folgt, bittet der Diaconus mit den Gegenwärtigen um alle erdenklichen Bedürfnisse eines Christmenschen, um Alles, was der Seele und dem Leibe Noth thut, für alle Menschen, besonders die rechtgläubigen Christen der verschiedenen Localkirchen, dass sie in Glauben und Liebe unabweichbar unter einander vereint bleiben und alle Eins seien, — für die zur See und zu Lande Reisenden, die Kranken und Leidenden, die Gefangenen u. s. w.

Der Priester beendigt die Reihe der Fürbitten mit der gewöhnlichen Lobpreisung der heiligen Dreifaltigkeit.

Nach der grossen Ectenie finden zuweilen die Antiphonen statt, d. h. ein zwischen den beiden Chören abwechselnder Gesang von gewissen Strophen. Man singt Verse aus dem alten Testamente, die auf das zu feiernde christliche Ereigniss Bezug haben und die meist dem 92., 93. und 95. Psalme entnommen sind. Der abwechselnde oder antiphone Gesang ist vom zweiten Jahrhunderte an durch den heiligen Ignatius, den Gottesträger, in die christliche Kirche eingeführt, der die Seraphim Gott in abwechselndem Chore loben hörte und zur Nachahmung dessen eine solche Sangesweise einführte.

Gewöhnlich werden statt der Antiphonen die vorbildlichen Psalmen, namentlich der 103. und 146., gelesen. Sie heissen deshalb vorbildliche, weil sie die Früchte der Herniederkunft des Sohnes Gottes auf Erden vorbilden und den Herrn preisen, »der alle unsere Uebertretungen sühnt.« Wer ist denn aber dieser unser Erlöser von allen Uebertretungen? Es ist die eine Person der heiligen Dreifaltigkeit, nach dem Zeugnisse des Vorläufers das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt, Fleisch angenommen hat von der heiligen Gottesgebärerin, der ewigen Jungfrau Maria — und sich von Johannes dem Vorläufer hat taufen lassen! Darum wird auch sogleich der Gesang angestimmt:

»Eingeborner Sohn und Wort Gottes! Du bist der Unsterbliche und hast es nicht verschmäht, zu unserer Erlösung Fleisch anzunehmen von der heiligen Gottesgebärerin und ewigen Jungfrau Maria, bist unabänderlich Mensch geworden, bist gekreuziget, Christe Gott, und hast den Tod durch den Tod überwunden. Du, die eine Person der heiligen Dreifaltigkeit, der Du mit dem Vater und dem Geiste gleichermassen zu preisen bist, — errette uns!«

Dieser Gesang erinnert an den Augenblick, da bei der Taufe unseres Herrn Jesu Christi im Jordan Gott der Vater zeugte: »*Das ist mein lieber Sohn!*«

Nach diesem Gesange folgt die kleine Ectenie, und sofort wird im Namen der Gläubigen das Gebet des Schächers gelesen: »*Herr,*

gedenke unser in Deinem Reiche!« und sodann die sogenannte Bergpredigt. Warum wird dies gelesen und gerade in diesem Augenblicke?

Bald nach seiner Taufe begann Christus die Predigt von seinem Reiche, das den Armen im Geiste, den Sanftmüthigen, Barmherzigen, Friedfertigen u. s. w. beschieden sei, und der erste, der des Himmelreiches gewürdigt wurde, war der Schächer am Kreuze. Darum eben wird in der Liturgie gleich nach dem Gesange »Eingeborener« u. s. w. Namens der Gläubigen das Gebet des Schächers gelesen und die Lehre der zur Erlangung des Himmelreiches nothwendigen Tugenden — die sogenannte Glückseligkeitslehre — als der wesentliche Inbegriff der Predigt Christi vorgetragen.

Die kleine Procession mit dem Evangelium aus der nördlichen in die königliche Thüre des Altares bedeutet den Gang Jesu Christi — nach seiner Taufe — zu seiner Predigt an alle Welt. Die Kerze, die hierbei vor dem Evangelium her getragen wird, soll anzeigen, dass die evangelische Lehre das wohlthätige Licht für alle Menschen ist.

In der königlichen Thüre ruft der Diaconus aus: *»Allweisheit; erhebt euch!«* (d. h. die im Lesen des Evangeliums und der Apostelbriefe zu vernehmende Allweisheit soll in aufrechter Stellung mit Aufmerksamkeit und Andacht angehört werden). In der primitiven Kirche hatte man an einigen Orten die Gewohnheit, während der beim Gottesdienste zu verlesenden hirtlichen Unterweisungen und Psalmen zu sitzen. Aber mit der Erscheinung des die göttliche Allweisheit enthaltenden Evangeliums mussten sich Alle erheben und in andächtiger Verfassung des Geistes aufrecht stehen.

Anmerkung. Schon vom zweiten Jahrhunderte ab ward das Sitzen in den Kirchen von den christlichen Schriftstellern gemissbilligt. So sagt Tertullian in seinem Buche über das Gebet: »Wenn wir uns schämen vor dem zu sitzen, den wir besonders achten, so würde es sehr unziemlich sein, vor dem lebendigen Gotte zu sitzen. Sollte Jemand Gott deshalb verunglimpfen wollen, weil das Gebet zu Ihm ihn ermüdet hat?

Unter dem Gesange: *»Kommt, lasst uns anbeten und niederfallen vor Christo«* haben sich unsere frommen Vorfahren, die Russen, vom Zaren bis zum Bettler vor dem den eben die Predigt beginnenden Jesum Christum selbst darstellenden Evangelium niedergeworfen, so dass sie also gewissermassen zu seinen Füssen niedergefallen sind. Eine solche Sitte unserer Vorfahren ist rührend und der Nachahmung auch in unserer Zeit würdig.

Da das nach der kleinen Procession auf dem Altartische niedergelegte Evangelium den die Predigt beginnenden Herrn selbst vorstellt, so flehen hierauf sowohl die den Gottesdienst Verrichtenden, wie auch die demselben Beiwohnenden den Herrn, als sei er selbst

zu ihnen herabgekommen, um Gnade an. Der Diaconus spricht: »*Herr errette die Gottesfürchtigen und erhöre uns!*« und die Sänger beten, dem Diaconus unmittelbar antwortend: »*Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme Dich unser!*«

Dieser dreiheilige Gesang erhielt seinen Ursprung durch folgenden Umstand. Zur Zeit des Kaisers Theodosius II., da Procles Patriarch war, wurde während des allgemeinen Gebetes in der Kirche zu Constantinopel, welches um Nachlass eines Erdbebens angeordnet worden war, aus der Mitte der Betenden ein Knabe in die Luft erhoben und theilte sodann mit, dass er der Engel himmlischen Gesang: »Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher!« gehört habe. Das Volk, nachdem es dies vernommen, verstärkte sein Gebet, wiederholte die vom Knaben gehörten himmlischen Worte und fügte noch hinzu: »Erbarme Dich unser!« Darauf liess das Erdbeben nach. Von dieser Zeit an ist aber der dreiheilige Gesang von der ganzen christlichen Kirche angenommen worden.

Nachdem Christus in den Dienst der Menschheit getreten war, hörten Alle mit Eifer seiner Lehre zu. Auch wir vernehmen alsbald, nachdem das Evangelium zum Altar getragen worden ist, das Vorlesen der apostolischen Briefe und des Evangeliums. Während dieser Lection geschieht das Räuchern. Es soll die Vorbereitung der Freudenbotschaft von Christo auf Erden und des christlichen Lebens durch den Mund der Apostel — gleichsam wie eines Wohlgeruches — ausdrücken.

Uns Christen bietet die heilige Schrift neuen Testamentes eine willkommene und stets nothwendige Lehre dar, erinnert uns an unsere Pflichten, schildert das Leben der ersten christlichen Kirchen und giebt unseren Seelen Trost und Erbauung. Zum Anhören des Lesens der apostolischen Briefe und des Evangeliums wurden auch die Catechumenen zugelassen. Dieses Lesen der neutestamentlichen Bücher machte die Catechumenen mit dem Leben Christi und seiner Kirche, so wie mit der wahren christlichen Lehre bekannt.

Nach der neutestamentlichen Lection wird die doppelte Ectenie vorgetragen. Gleich nach dieser, die sich auf die Bedürfnisse der lebenden Christen bezieht, wird zuweilen eine besondere Ectenie für die Verstorbenen und namentlich nur für die im orthodoxen Glauben an Gott Verstorbenen gehalten, bei denen gute Anfänge vorhanden waren, obschon sie noch nicht Zeit hatten, Früchte ihrer Busse zu bringen. Ueber den Nutzen des Gebetes für die Verstorbenen wird noch weiter unten gesprochen werden.

Nachdem die heilige orthodoxe Kirche der rechtgläubigen Christen, der lebenden wie der verstorbenen gedacht hat, bittet sie auch für die zu Gott, die sich noch nicht seine Kinder nennen dürfen, sich aber vorbereiten, solche zu werden. Sie bittet Gott für die

Catechumenen, dass er sich ihrer erbarme, sie durch das Wort der Wahrheit belehre und — nachdem er ihnen das Evangelium der Wahrheit eröffnet — sie mit uns rechtgläubigen Christen vereinige, zum Preise seines heiligsten Namens, »*dass auch sie mit uns lobpreisen mögen.*« Mit dem Gebete für die Catechumenen und mit der Entfernung derselben aus dem Tempel endigt die Liturgie der Catechumenen.

3. Die Liturgie der Gläubigen. In dieser bringen die gottesdienstlichen Handlungen das geheimnissvolle Abendmahl unseres Erlösers, sein Leiden, seinen Tod, sein Begräbniss, seine Auferstehung und Himmelfahrt in Erinnerung.

Sie beginnt mit den Worten: »Ihr Gläubigen! Lasset uns abermals im Frieden zu dem Herrn beten.« Nach zwei kurzen Ectenieen wird der Cherubimgesang angestimmt, so genannt, weil er (im Slavonischen) mit dem Worte: »Cherubim« beginnt. Er ist zur Zeit Kaiser Justinian's (518—526) in die Liturgie aufgenommen worden zur Erweckung grösserer Andacht bei den sich zur Communion vorbereitenden Christen, und lautet wie folgt:

»*Im gegenwärtigen Augenblicke, wo wir geheimnissvoll die Cherubim vorstellen und der lebendigmachenden Dreifaltigkeit das dreiheilige Loblied singen, — lasset uns alle Sorgen um das Irdische ablegen, um den König Aller zu empfangen, den unsichtbar die Heere der Engel im Triumphe begleiten. Hallelujah!*«

Anmerkung. Am grünen Donnerstage, wo von dem Erlöser das Abendmahl eingesetzt worden war, wird — nach der Liturgie Basilius des Grossen — statt des Cherubimgesanges, folgende Strophe gesungen:

»*Nimm mich jetzt, Sohn Gottes, als Theilnehmer Deines heiligen Abendmahles an; denn nicht als ein Feind trete ich zu dem Sacramente hinzu, nicht wie Judas will ich Dich küssen, sondern mit dem Schächer will ich flehen: Gedenke meiner, Herr, in Deinem Reiche! Hallelujah!*«

Am Sonnabende vor Ostern dagegen wird statt des Cherubimgesanges Folgendes gesungen:

»*Es schweige alles Fleisch des Menschen und stehe da mit Furcht und Zittern. Nichts Irdisches tauche in seinen Gedanken auf. Denn der König aller Könige und der Herr aller Herren kommt sich zu opfern und sich den Gläubigen zur Speise zu geben. Und vor ihm her gehen alle Gewalten und Fürstenthümer der Engel, die Cherubim mit vielen Augen und die Seraphim mit sechs Flügeln, die ihr Angesicht verdecken und singen: Hallelujah!*«

Da in dem Cherubimgesange auf das Vergessen alles Irdischen gedrungen wird, so ist es — nach dem Kirchengesetze — jedem verboten, nach dem Cherubimgesange die Kirche zu verlassen.

Während des Cherubimgesanges erfolgt die grosse Procession oder die Uebertragung der Gaben von dem Opfer- auf den Altartisch zu ihrer Einweihung. In der Urkirche wurde während dieser Procession aller derer, von welchen und für welche die

Gaben dargebracht worden, namentlich gedacht. Da aber der grossen Anzahl der Namen wegen eine solche Aufzählung schwierig wurde und viel Zeit erforderte, so ist die Anordnung getroffen worden, während der grossen Procession nur der nach Rang und Ansehen hervorragenden Glieder der Kirche zu gedenken, der anderen aber unter der allgemeinen Benennung »aller rechtgläubigen Christen« Erwähnung zu thun.

Die grosse Procession soll den Gang Christi zu seinem Leiden und Sterben vorstellen und an sein Begräbniss erinnern. Zu dieser wichtigen Erinnerung und zu dem, was weiter folgt, bereiteten und bereiten sich die betenden Christen durch den Cherubimgesang vor, dem zweimal der Ausruf »Allweisheit« vorhergeht.

Nach der Uebertragung der Gaben auf den Thron beginnen wichtige Augenblicke, in welchen alle im Tempel gegenwärtigen wahrhaft Gläubigen alles Irdische vergessen und sich in eine gleichmässige andächtige Gemüthsverfassung versetzen sollen. Darum fordert der Diaconus nach der — auf die dargebotenen Gaben bezüglichen — Ectenie die Gläubigen zur Vereinigung in brüderlicher Liebe auf: »*Lasset uns Einer den Anderen lieben und in einigem Sinne bekennen!*« Aber wen sollen wir bekennen? Die Betenden vervollständigen die Aufforderung des Diaconus: wir sollen namentlich mit einigem Sinne bekennen »*den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, die gleichwesentliche und untheilbare Dreifaltigkeit,*« als den tiefsten Grund der Gemeinschaft der Gläubigen in der Liebe und herzlichen Eintracht unter einander.

Anmerkung. Im Alterthume, als die Christen von reiner Liebe zu einander geleitet wurden, ward an vielen Orten die Aufforderung des Diaconus: »Lasset uns Einer den Anderen lieben« durch folgende Ansprache ersetzt: »*Küsset Einer den Anderen mit dem heiligem Kusse; die Cleriker mögen den Bischof, die Laienbrüder die Laienbrüder, die Weiber die Weiber küssen. Niemand aber küsse den Anderen hinterlistig, wie Judas den Herrn mit einem Kusse verrieth.*

Darnach ruft der Diaconus aus: »*Die Thüren, die Thüren! Lasset uns auf die Allweisheit merken!*« In der Urkirche richteten sich die Worte »die Thüren, die Thüren,« an die Diaconen, die Unterdiaconen und die Glöckner, die bei den Kirchenthüren standen, um keinem, der nicht würdig war der Feier der Eucharistie beizuwohnen, den Eintritt zu gestatten, so wie auch zu verhindern, dass sich nicht Jemand während dieser wichtigen Augenblicke aus der Kirche entferne, wo die Gläubigen ihre ganze Aufmerksamkeit mit ganz besonderer Sammlung auf das zu richten haben, was im Tempel vollzogen wird. »*Lasset uns auf die Allweisheit merken!*« In gegenwärtiger Zeit erwecken die Worte: »die Thüren, die Thüren« — indem sie an ihren früheren Sinn erinnern — den Vorsatz in uns: unsere Seele jedem schlimmen Gedanken und Eindrucke zu

verschliessen, in solchen heiligen Momenten, wo das Glaubenssymbolum vorgetragen werden soll und wir vor dem allerhöchsten und allerheiligsten Sacramente stehen. Während man den Diaconen den Auftrag ertheilt, strenge die Thüren zu hüten, wird der Vorhang vor der königlichen Thüre weggezogen. Damit wird angedeutet, dass in den bevorstehenden Momenten die in der Kirche zurückgebliebenenen Gläubigen nun mit einigen Herzen und Lippen ihren Glauben offen bekennen dürfen vor dem Throne Gottes selbst: »*Ich glaube an den einigen Gott*« u. s. w. Nachdem das Symbolum des Glaubens vorgetragen worden, spricht der Diaconus: »*Lasset uns fromm sein und mit Furcht dastehen, richten wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf das heilige, im Frieden darzubringende Opfer.*« Die Betenden, indem sie den Sinn der Worte des Diaconus vollenden und ergänzen, singen: »*Die Gnade des Friedens — das Opfer des Lobes.*« Diese Worte der Betenden deuten an, woraus ihrerseits die heilige Erhebung (das Opfer) bestehen soll, nämlich: aus den Gaben der Freundschaft und gegenseitigen Liebe zu einander und aus dem Opfer der Lobpreisung zur Ehre Gottes.

Anmerkung. Die Gnade des Friedens, d. i. die Gabe der gegenseitigen Liebe, ist die heilige Erhebung. Die Worte: »Die Gnade des Friedens« erinnern an jene herrliche Zeit, wo die Christen, wenn sie in die Kirche kamen, zum abendlichen Liebesmahle — zum allgemeinen Besten — Alles mitbrachten, was zum Unterhalt des Gottesdienstes und der christlichen Gemeine erforderlich war, wie Waizen, Wein, Oel, Brot, als Zeichen des Friedens und der Liebe unter und zu einander. Eben diese Darbringungen werden durch die Worte: »Gnade des Friedens« bezeichnet. Diese dienstbeflissene Darbringung der guten Christen stellt zugleich auch ein Gott unserem Wohlthäter dargebrachtes Dankopfer vor.

Der Priester, nach dem apostolischen Grusse: »*Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi*« u. s. w. spricht, indem er die Gläubigen zum Vergessen alles Irdischen auffordert: »*Erheben wir unsere Herzen zum Himmel.*« Das Volk drückt seine Bereitwilligkeit dazu mit den Worten aus: »*Wir erheben sie zum Herrn.*« Hierauf fordert der Priester die Gegenwärtigen auf, dem Herrn zu danken für alle seine Wohlthaten, die bewussten wie die unbewussten, indem er spricht: »*Danken wir dem Herrn.*« Die Betenden antworten: »*Es ist würdig und recht anzubeten den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, die einwesentliche und untheilbare Dreifaltigkeit.*

Bei der dankbaren Erinnerung an die Wohlthaten Gottes deutet der Priester auch die unausgesetzten Lobpreisungen der Cherubim an, die den Thron Gottes umgeben und ohne Unterlass singen. Aber was singen sie? Das Volk oder die Sänger drücken es aus in dem Gesange der Worte: »*Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, Himmel und Erde sind seiner Ehre voll!*« und fügen in Betracht des herannahenden freiwilligen Leidens des Herrn in Jerusalem dem Ge-

sange der Cherubim den Lobgesang nennt, mit dem die Kinder der Juden Jesum Christum bei seinem feierlichen Einzuge in Jerusalem kurz vor seiner Kreuzigung begrüssten (Johann. XII, 13): »Hosianna in der Höhe, gesegnet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn, *Hosianna in der Höhe!*«

Mit solchen Gesängen begrüssten die Hebräer die Könige und andere ausgezeichnete Männer, die Gott zur Befreiung des Volkes aus Nothständen sandte. Mit diesem Gesange treten auch wir Christen dem Herrn entgegen, dem Urheber aller Güter, der unsichtbar in den Tempel herniedergestiegen ist, um sich auf dem Altare Gott dem Vater als Opfer für die Erlösung der Menschen darzubringen.

Der Priester, der im Gebete alle Wohlthaten Gottes aufzählt, und namentlich die durch Sendung des Sohnes Gottes auf Erden vollbrachte, gedenkt seiner hohen Thaten und endlich des geheimnissvollen Abendmahles, das von ihm inmitten der Apostel als ein danksagendes, versöhnendes und [illegible] Opfer zur Rettung der Gläubigen aller Zeiten eingesetzt ward, und wiederholt die Worte Christi: »*Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird,*« und »*trinket alle daraus, das ist mein Blut des neuen Testamentes, das für euch und für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.*« Die im Tempel Betenden bekräftigen ihren Glauben an das Sacrament der Eucharistie und antworten auf die Rede des Priesters mit dem Worte: »*Amen!*«

Der Heiland gebot den Aposteln, das Abendmahl zu seinem Gedächtnisse zu feiern. Dieses Gebot erfüllt auch der Priester, indem er der hohen Liebe Christi, der für uns Sünder das Leben gelassen hat, seines Todes, Begräbnisses, seiner Auferstehung, Himmelfahrt und seiner zweiten Zukunft gedenkt, und sodann im Gefühle der Dankbarkeit, indem er die dargelegten Gaben Gott demüthig zum Opfer bringt, die Worte spricht: »*Das Deine von dem Deinen bringen wir Dir dar, von Allen und für Alle!*« Die Betenden vollenden die Rede durch den Gesang: »*Dir singen wir, Dich preisen wir, Dir danken wir, Herr, und beten zu Dir, unserem Gotte!*«

Während dieses Gesanges betet der Priester zu Gott um die Herniedersendung des heiligen Geistes auf ihn selbst, auf alle Gläubigen und die gegenwärtigen Gaben, und bittet: dass durch seine allmächtige und Alles heiligende Kraft dieses Brod in den wahren Leib Christi und dieser Wein in das wahre Blut unseres Heilandes verwandelt werde. Darauf segnet er dreimal die Gaben und eben in diesem Augenblicke vollzieht sich das hohe Geheimniss.

Das auf dem Altare dargebrachte Opfer hat eine dreifache Bedeutung, als Dank-, Versöhnungs- und Reinigungsopfer. Darum thut der Priester Gott Danksagung dafür, dass es Ihm —

der die Gerechten im Himmel mit sich in Gemeinschaft hat treten lassen — gefallen hat, sie zu Fürsprechern für uns einzusetzen. Hierbei gedenkt der Priester der Vorväter, der Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer und anderer Gerechten, vor allen Heiligen gedenkt er aber — lobpreisend — der Mutter Gottes, »*der allerheiligsten, allerreinsten, hochgebenedeiten, unserer herrlichen Gebieterin, der Gottesgebärerin und ewigen Jungfrau Maria.*« Die im Tempel Anwesenden singen: »*Es ist in der That billig und recht, Dich zu loben, Gottesgebärerin, Ewiggebenedeite, Makellose, Mutter unseres Gottes. Die Du kostbarer bist als die Cherubim und ohne Vergleich herrlicher als die Seraphim, die Du unversehrt Gott, das Wort, geboren hast, Du wahrhafte Gottesgebärerin, Dich preisen wir!*«

Die heiligen Gaben stellen ein Opfer der Versöhnung und Fürsprache dar, für alle im rechten Glauben und der Hoffnung auf Gottes Gnade Verstorbenen. Darum bittet der Priester hierbei auch um die Vergebung ihrer Sünden. Der Nutzen des Opfers und Gebetes für die Verstorbenen ist unzweifelhaft gross!

Die heiligen Gaben stellen ein reinigendes und versöhnendes Opfer auch für die lebenden Glieder der Kirche dar, und der Priester betet zu Gott für die Gesundheit, das Wohlergehen und den Frieden des Kaisers und des ganzen kaiserlichen Hauses, um seine Sorgsamkeit für das Wohl der Kirche und das allgemeine Beste, betet für alle Obrigkeiten und Gewalten. Sodann ruft er laut und hörbar für Alle aus: »*Besonders gedenke, Herr, des allerheiligsten dirigirenden Synodes, und unseres Herrn (Metropoliten oder Bischofs)*« u. s. w.

Die im Tempel Anwesenden, indem sie dabei auch ihrer Verwandten und Bekannten namentlich gedenken, beendigen den Ausruf des Priesters mit dem Singen der Worte: »*Allé*« (d. i. Männer) und »*Alle*« (d. i. Frauen). — (Der Accusativus von »alle« hat im Slavonischen nach dem Geschlechte eine verschiedene Declination.)

Diese ganze gottesdienstliche Handlung beendigt der Priester mit einem zweifachen Ausrufe, in deren einem er Gott bittet, uns zu verleihen die Einigkeit im Glauben an seinen herrlichen Namen, im anderen aber dem Volke im Namen Jesu Christi den Segen ertheilt, indem er spricht: »*Die Gnade des grossen Gottes, unseres Heilandes Jesu Christi, sei mit euch allen!*«

Nach der auf die heiligen Gaben bezüglichen Ectenie und dem Gebete, uns die göttliche Gnade herniederzusenden, bittet der Priester Gott, dass er uns Unwürdige und Sünder würdigen wolle, ihn, den allerheiligsten Gott des Himmels nicht zu unserem Gerichte »Vater« zu nennen: »*Würdige uns, Herr, dass wir nicht zu unserer Verdammniss uns unterfangen, Dich, den Gott des Himmels, unsern Vater zu nennen, indem wir also sprechen.* Durchdrungen von dem

Gefühle ihrer Unwürdigkeit singen hierauf die Christen mit Andacht das Gebet, das unser Heiland uns gegeben hat und das die Lehrer der Kirche ein »abgekürztes Evangelium« genannt haben wegen des Reichthumes der in ihm enthaltenen Gedanken. Zum Schlusse dieses Gebetes bekennt der Priester die Allmacht des Herrn, der Alles, um das wir ihn im Vater unser bitten, zu erfüllen vermag: *»weil Dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit.«* Es ist rührend zu sehen, wie im Tempel die Christen als gehorsame Kinder des himmlischen Vaters beim Gesange des Vater unser mit andächtiger Kniebeugung zu Gott beten.

Die königliche Thüre wird verhüllt und der Diaconus spricht: *»Lasst uns Acht geben.«* Der Priester ruft im Gefühle seiner Unwürdigkeit aus: *»Dem Heiligen das Heilige!«* d. h. zur Communion der heiligen Gaben sollen nur Heilige hinzutreten, die ihre Seele durch Busse von Sünden gereinigt haben.

Hierauf antworten die im Tempel Betenden: *»Der Eine ist heilig, der eine Herr Jesus Christus, zur Ehre Gottes des Vaters. Amen!«* Mit diesen Worten bekennen die Christen, dass sie alle — an und für sich — die nöthige Reinheit zur Communion der heiligen Gaben nicht besitzen, dass sie aber geheiligt werden durch Jesum Christum, unseren Heiland, den Urquell aller Heiligkeit.

Während des Communionsgesanges communiciren die Geistlichen im Altare. Die Laien dagegen, die das Abendmahl geniessen wollen, fallen vor den heiligen Bildern nieder und verbeugen sich sodann vor den im Tempel stehenden Gläubigen, indem sie bei ihnen um Vergebung bitten, damit sie im Frieden mit Allen zum heiligen Abendmahle hinzutreten können. Darauf öffnet sich die königliche Thüre und die heiligen Gaben werden herausgetragen, womit die Auferstehung Christi angedeutet wird. Die Laien werden mit den Worten zur Communion eingeladen: *»Tretet herzu mit Furcht Gottes und Glauben.«*

Bei Erscheinung der heiligen Gaben verbeugen sich die in der Kirche Anwesenden andächtig vor denselben — gleichsam als sähen sie den auferstandenen Herrn selbst in ihrer Mitte — und begrüssen die Erscheinung des Herrn mit den Worten: *»Gesegnet sei der da kommt im Namen des Herrn! Gott, der Herr, erschienen bist Du uns.«* In der Urkirche communicirten sodann alle die, welche während der Liturgie im Tempel gegenwärtig zu sein das Recht hatten.

Der Herr weilte nach seiner Auferstehung nicht lange auf Erden in sichtbarer Gemeinschaft mit seiner Kirche: so schauen auch die im Tempel Anwesenden nicht lange die heiligen Gaben vor sich. Sobald die Communion der Laien beendigt ist, werden die heiligen Gaben in das Innere des Altares zurückgetragen, um — nachdem sie

noch einmal zum Vorschein gekommen sind — sich unseren Blicken gänzlich zu entziehen. Die letzte Erscheinung der heiligen Gaben, die während des Ausrufes: *»jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit«* erfolgt, bedeutet die Himmelfahrt des Herrn.

Nach der Communion wird eine Ectenie der Danksagung für den Empfang der heiligen Gaben gehalten, und sodann fordert der Priester das Volk auf, in friedlicher Seelenstimmung den Tempel zu verlassen: *»Im Frieden lasset uns von dannen gehen!«* Die Kirchgänger wollen den Tempel nicht anders verlassen als im Namen des Herrn, d. i. mit dem göttlichen Segen. Darum spricht der Priester, indem er zur Ertheilung dieses Segens bis vor den Ambon unter die Laien tritt, das Gebet: *»Segne, Herr, die Dich segnen«* u. s. w. In diesem Gebete ruft er den Segen des Herrn herab zuerst auf die im Tempel Anwesenden, sodann auf die die Herrlichkeit des Gotteshauses Liebenden, d. h. die für die Verschönerung desselben Sorge tragen, endlich auf den Kaiser, das Heer und alle Menschen. Während dieses vor dem Ambon gesprochenen Gebetes steht der Diaconus gebeugten Hauptes und mit entfaltetem Orarium vor einem Heiligenbilde und begiebt sich erst dann in den Altar, wenn der Priester den Segen auf die Geistlichkeit herabruft. Was bedeutet dieses alles? Es soll die Zeit in Erinnerung bringen, wo die Christen — vor ihrem Ausgange aus dem Tempel — ihre Häupter beugten, um den Segen von dem Priester zu empfangen, und wo der Priester, seine Hände auf sie legend, das Gebet vor dem Ambon sprach und sie segnete. Darum ertheilt auch in gegenwärtiger Zeit der Priester gleich nach dem vor dem Ambon zu haltenden Gebete den sich zum Ausgange aus dem Tempel anschickenden Christen den Segen im Namen des Herrn: *»der Segen des Herrn sei über euch.«* Der Gesang, der den Wunsch langen Lebens für den Kaiser, das kaiserliche Haus, den allerheiligsten Synod, den Bischof des Ortes und alle rechtgläubigen Christen ausspricht (so wie das Küssen des vom Priester dargebotenen Kreuzes), beendigt schliesslich die ganze Liturgie.

Anmerkung. Nach dem vor dem Ambon zu haltenden Gebete wird zuweilen im Tempel das Antidoron ausgetheilt. Antidoron (d. i. ein Brot, das statt der heiligen Gaben dargereicht wird) werden diejenigen Theile der Prosphora genannt, die auf dem Opfertische von der ersten Prosphora (dem Agnez) zurückgeblieben, welche in der Proscomidie gebraucht wurde. Diesen Ueberbleibseln werden jedoch auch die anderen Prosphoren hinzugefügt. Die Veranlassung zur Austheilung des Antidoron war folgende: eines Theiles geschah es zur Erinnerung an die Zeit der Liebesmahle, die im christlichen Alterthume gleich nach der gottesdienstlichen Liturgie aus Bruderliebe veranstaltet wurden; anderen Theiles wird das Antidoron statt der heiligen Gaben an die Christen ausgetheilt, die vor dem Gottesdienste nichts genossen, und obschon in der Kirche anwesend, doch aus menschlicher Schwäche zum Abendmahle sich nicht vorbereitet haben.

Aus dieser kurzen Darstellung der Gebräuche und des ganzen Ganges des Gottesdienstes während der kirchlichen Nachtwache und der Liturgie erhellet, wie weise der rechtgläubige Gottesdienst eingerichtet, wie hehr und feierlich er ist! Darum muss man demselben mit Andacht beiwohnen und Allem mit Aufmerksamkeit folgen, was im Tempel vollzogen wird. Dann werden gewisse Abtheilungen des Gottesdienstes weder zwecklos noch langweilig erscheinen, im Gegentheile ist der rechtgläubige Gottesdienst Leuten mit religiösem Gefühle und gesammeltem Geiste eine unerschöpfliche Quelle der Erbauung und des Seelenfriedens. Es ist genügend, das; was während des rechtgläubigen Gottesdienstes gesungen und gesprochen wird, anzuhören und mitzufühlen, und es bedarf darum der Laie im Tempel nicht noch besonderer Gebete, die aus einem besonderen Büchlein gelesen werden.

Die Liturgie der vorhergeweihten Gaben.

Liturgie der vorhergeweihten Gaben wird diejenige gottesdienstliche Handlung genannt, in welcher sich zwar nicht das Sacrament der heiligen Eucharistie vollzieht, in welcher jedoch die heiligen Gaben, die schon früher geweiht worden sind, den Gläubigen ausgetheilt werden, welche das Abendmahl zu geniessen wünschen.

Diese Liturgie findet nur in den grossen Fasten statt, am Mittwoch und Freitag jeder Woche, in der Marterwoche aber wird sie am Montage, Dienstage und Mittwoch vollzogen. Sie ist schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums eingeführt worden, aber in ihrem vollen, gegenwärtigen Bestande erst im 6. Jahrhunderte von dem heiligen Gregorius dem Grossen, Bischofe zu Rom, verfasst worden. Ihre Anordnung hat folgende Veranlassung gehabt. Die heiligen Väter der Kirche wagten aus Achtung vor den Tagen der grossen Fasten nicht, in diesen Tagen der Trauer und Zerknirschung über die Sünden einen feierlichen Gottesdienst zu vollziehen, wie die volle Liturgie ein solcher ist, welche während der grossen Fasten nur an den Sonnabenden und Sonntagen, am Feste Mariae Verkündigung und am Gründonnerstage gestattet ist. Da nun aber in Folge dessen die frommen Christen, die täglich zu communiciren gewohnt waren, eine so drückende Entbehrung nicht zu ertragen vermochten, so erwies die heilige Kirche ihnen Nachsicht, in Folge deren die heiligen Gaben — an zwei Tagen in der Woche, die dem Gedächtniss der Ueberantwortung und Kreuzigung des Erlösers gewidmet sind — während des Abendgottesdienstes zur Verehrung und Communion der Gläubigen hinausgetragen werden,

nachdem sie schon zuvor während der vollen Liturgie des Johannes Chrysostomus oder Basilius des Grossen geweiht, und bis hierher im Tabernakel auf dem Altartische aufbewahrt worden sind.

Die Liturgie der vorher geweihten Gaben besteht namentlich in einem Abendgottesdienste, dem die besondere Feier der dritten, sechsten und neunten Hore vorangeht, und sie enthält einen Theil der gewöhnlichen Liturgie mit Ausschluss jedoch der wichtigsten Handlung in derselben, nämlich der Weihe oder Einsegnung der Gaben.

Nachdem in jeder Hore ein Kathisma verlesen worden, tritt der Priester aus dem Altare hervor und fällt vor der königlichen Thüre dreimal nieder, was alle Gläubigen nachahmen, indem er dabei die Grundstrophe jeder Hore recitirt, welche das ausdrückt, was die Christen veranlasste, gerade diese Stunde dem Gebete zu heiligen. So recitirt der Priester und singen die Sänger

In der dritten Hore:

»*Herr, der Du in der dritten Stunde Deinen Aposteln Deinen allerheiligsten Geist herniedergesandt hast, — nimm diesen Geist nicht von uns, Du Allbarmherziger, sondern erneuere uns, die wir zu Dir beten.*«

In der sechsten Hore:

»*Christe, Gott! der Du in der sechsten Stunde des sechsten Tages die Sünde ans Kreuz genagelt hast, die Adam im Paradiese verschuldet, zerreisse die Handschrift auch unserer Sünden und errette uns.*«

In der neunten Hore:

»*Christe, Gott! der Du in der neunten Stunde, dem Fleische nach, den — von uns verschuldeten — Tod für uns geschmecket hast, ertödte die Afterweisheit unseres Fleisches und errette uns.*«

Am Ende jeder Hore wird — unter Niederfallen zur Erde — das kurze, aber rührende Gebet Ephrem des Syriers recitirt, das jeder Christ zu seiner moralischen Vervollkommnung allezeit im Gedächtnisse haben und überall da beten sollte, wo diese oder jene Leidenschaft seine Seele bestürmt. Es lautet folgendermassen:

»*Herr und Gebieter meines Lebens! Gieb mir nicht den Geist der Trägheit, der Muthlosigkeit, der Herrschsucht und der Schwatzhaftigkeit.*«

»*Aber den Geist der Keuschheit, der Demuth, der Geduld und der Liebe, — den verleihe mir, Deinem Knecht.*«

»*O Herr und König! Gieb mir, meine eigenen Sünden wahrzunehmen und meinen Nächsten nicht zu richten! Gebenedeiet seist Du von Ewigkeit zu Ewigkeit.*«

Nach Beendigung der Horen beginnt die Vesper mit den Worten des Diaconus: »*Segne (genehmige), Herr.*« In der Vesper erfolgt nach der Ectenie wie gewöhnlich der Gesang: »*Herr, zu Dir rufe ich.*« Während dieses »Herr, zu Dir rufe ich« und der darauf folgenden Lobgesänge werden die heiligen, vorher geweihten Gaben mit Andacht aus dem Tabernakel auf dem Altare zum Opfertische hinübergetragen. Hierauf geschieht der Gang aus der nördlichen in die königliche Thüre mit dem Rauchfasse, ohne das Evangelium, zuweilen aber auch mit diesem und namentlich an jenen Tagen, an welchen das Lesen des Evangeliums während der Liturgie der vorher geweihten Gaben verordnet ist (wie an besonderen Gedächtnisstagen der Heiligen, z. B. am 24. Februar und 9. März und ausserdem an den drei ersten Tagen der Marterwoche). Nach diesem Gange erfolgt das Lesen meistens zweier sogenannter »Parömien«, d. i. geschichtlicher und erbaulicher Abtheilungen aus den alttestamentlichen Büchern.

Nach Lesung der ersten Parömie öffnet sich die königliche Thüre und der Diaconus ruft, sich zum Geistlichen wendend: »*Befiehl*« — (nämlich den Anwesenden niederzufallen). Der Priester, das Rauchfass und den Leuchter mit einer Kerze ergreifend, steht vor dem Altartische und macht das Zeichen des Kreuzes, indem er spricht: »*Allweisheit; erhebt euch*« — mit diesen Worten die Anwesenden zu besonderer Aufmerksamkeit auffordernd. Gleich hierauf, sich zum Volke umwendend, spricht der Priester, nachdem alle Christen schon zur Erde niedergefallen sind: »*Das Licht Christi erleuchtet Alle!*« Mit diesen Worten, die zwischen den Lectionen der alttestamentlichen Schriftstellen ausgesprochen werden, erinnert der Priester daran, dass die Genossen des alten Testamentes, aus dessen Schriften eben vorgelesen worden ist und gleich wieder (die zweite Parömie) gelesen werden wird, von demselben göttlichen Lichte erleuchtet wurden, das auch jetzt Alle erleuchtet, sowohl die, welche das Christenthum bereits angenommen haben, wie auch die, welche sich erst zur Erleuchtung, d. h. zur Taufe vorbereiten, nämlich die Catechumenen. Das Licht in den Händen des Priesters ruft den alten Gebrauch in Erinnerung, nach welchem die sich während der grossen Fasten zur Taufe Vorbereitenden vor ihrem jedesmaligen Ausgange aus dem Tempel mit der brennenden Kerze das Zeichen des Kreuzes über sich zu machen pflegten, als Vorbild des gnadenreichen Lichtes, dessen sie in der heiligen Taufe theilhaft werden sollten.

Die in der Kirche Anwesenden fallen vor dem Ausrufe des Priesters: »Das Licht Christi erleuchtet Alle« zu Boden. Dieser gegenwärtige Gebrauch erinnert an die Zeit, wo während der grossen Fasten die Catechumenen — die in grossen Massen sich zur Taufe

vorbereiteten, die ihnen gewöhnlich am Tage vor dem heiligen Auferstehungstage Christi ertheilt ward — im Tempel standen und da sie, obschon sie dem Gottesdienste beiwohnten, doch nicht das Heiligthum des inneren Altares schauen durften, dieses aber — durch das Oeffnen der königlichen Thüre während des Segnens mit der Kerze — sich enthüllte, im Gefühle ihrer Unwürdigkeit das Allerheiligste zu schauen, in diesem selben Augenblicke auf ihr Angesicht niederfielen. Dasselbe thun gegenwärtig alle Gläubigen zum Bekenntnisse ihrer Unwürdigkeit und aus tiefer Ehrfurcht vor der Hoheit Gottes.

Nach beendeter Lection der Paroemien werden vier rührende Verse des 141. Psalmes gesungen:

1. »*Mein Gebet müsse vor Dir taugen wie ein Rauchopfer, meiner Hände Aufheben wie ein Abendopfer.*«

2. »*Herr! ich rufe zu Dir, erhöre mich, vernimm die Stimme meines Gebetes; wenn ich zu Dir rufe, so erhöre mich, Herr!*

3. »*Bewahre, Herr, meine Lippen und behüte die Thüre meines Mundes.*«

4. »*Lass mein Herz sich nicht der bösen Absicht zuneigen und nicht nach Beschönigung meiner Sünden haschen.*«

Während des Gesanges dieser Verse beten die in der Kirche Anwesenden knieend zu Gott. Der Priester allein beugt seine Kniee nicht, sondern steht vor dem Altare, indem er vor Gott den Weihrauch des Rauchfasses emporsteigen lässt. Sobald die Sänger den ersten Vers beendigt haben, richtet sich der Chor zur rechten Seite auf, um stehend diesen selben Vers zu wiederholen; mit ihm richtet sich auch alles rechts stehende Volk in die Höhe, während die zur Linken fortfahren zu knieen. Während die inmitten der Laien — der königlichen Pforte gegenüber — stehenden Sänger den zweiten Vers singen, fallen wiederum alle Kirchgänger mit Ausnahme des Priesters auf die Kniee. Sodann richtet sich — nebst dem links stehenden Volke — der linke Chor empor und singt stehend den Vers: »Mein Gebet müsse vor Dir taugen . . . .,« während die rechte Seite knieend betet. Durch solchen Gebrauch werden diese vier Verse im Wechselgesange vertheilt. Der rechte wie der linke Chor, und die rechte wie die linke Seite des im Tempel anwesenden Volkes lösen sich im Gesange wie im Niederknieen oder Stehen ab.

Warum stellen sich aber die Sänger mitten unter die Laien, gegenüber der königlichen Thüre, um diese vier Verse zu singen? und warum richten sich abwechselnd die Einen mit dem rechten, die Anderen mit dem linken Chore auf während des Gesanges: »Mein Gebet müsse vor Dir taugen« . . ?

Die Sänger, welche in der Mitte stehend jene oben benannten Verse singen, vertreten die Gesammtmasse der betenden Laien, die in den ältesten Zeiten auch wirklich alle in der Kirche sangen. In den ersten Zeiten der christlichen Kirche waren die Sänger von dem Volke nicht unterschieden, sondern Alle, die zum Gebete gekommen waren, bildeten gewissermassen einen grossen Chor und sangen, entweder alle gemeinschaftlich oder in zwei Hälften getheilt, abwechselnd Loblieder zum Preise des Herrn, unseres Gottes. Zu unserer Zeit erinnert das in der Kirche stehende Volk nur dadurch an die alterthümliche Sitte des gemeinschaftlichen Gesanges, dass es sich gleichzeitig mit dem Chore aufrichtet nach dem Beispiele der ersten Christen, deren eine Hälfte — die sich gerade am Gesange betheiligte — nicht niederkniete und das Haupt nicht niederbeugte, sondern aufrecht stand, um besser singen zu können und die Uebereinstimmung im Gesange zu erhalten.

Nach dem Gesange dieser vier Verse wird bis zum Cherubimgesange auch in der Liturgie der vorher geweihten Gaben alles das vorgenommen, was nach der Verlesung des Evangeliums in der Liturgie des Chrysostomus oder Basilius des Grossen geschieht. Namentlich wird die doppelte Ectenie recitirt, darauf werden Gebete für die Catechumenen gehalten und diese zum Verlassen des Tempels aufgefordert. Nach der Ectenie für die Catechumenen und die sich zur Erleuchtung, d. i. zur Taufe, Vorbereitenden beten die Gläubigen, nachdem sie allein geblieben, um Reinigung ihrer Seelen und dass der Genuss des allerreinsten Leibes und Blutes Christi — welche schon auf dem Opfertische daliegen — ihnen nicht zum Gerichte gereiche!

Es bleibt nur noch übrig, die heiligen Gaben von dem Opferauf den Altartisch hinüber zu tragen und sie darauf den Gläubigen auszutheilen, was denn nun auch in der That erfolgt. Während der Uebertragung des heiligen Leibes und kostbaren Blutes Christi wird — anstatt des Cherubimgesanges — ein besonderer Hymnus gesungen, der den vorhergeweihten Gaben entsprechend im Jahre 612 verfasst worden ist und also lautet:

»Im gegenwärtigen Augenblicke dienen unsichtbar himmlische Kräfte mit uns! Denn siehe, es zieht der König der Ehren ein! Siehe, das geheimnissvolle, schon vollzogene Opfer wird unter Begleitung der Engel herübergetragen. Lasset uns mit Glauben und Liebe zu demselben hinzutreten, damit wir theilhaft werden des ewigen Lebens! Hallelujah!

Während die heiligen Gaben durch die nördliche Thüre vom Opfer- zum Altartische (durch die königliche Thüre) hinübergetragen werden, fallen die im Tempel Betenden mit Ehrfurcht vor dem Heiligthume auf die Kniee und stehen erst dann auf, wenn die heiligen

Gaben bereits auf den Altartisch niedergelegt sind und der Gesang »Lasset uns mit Glauben und Liebe hinzutreten« beginnt.

Da in der Liturgie der vorhergeweihten Gaben diese schon geweiht zum Altare gebracht werden, so fallen auch alle Ectenieen und Gebete aus, die in der vollen Liturgie nach dem Cherubimgesange folgen und einzig und allein auf die Einsegnung der Gaben Bezug haben, die hier eben nicht stattfindet.

Darum folgt in der Liturgie der vorher geweihten Gaben unmittelbar auf die grosse Procession das Gebet bezüglich der dargebotenen Gaben und um den würdigen Genuss derselben.

Nach dem »Vater unser« erfolgt die Communion, zuerst der Geistlichen, sodann der Laien. Nach Beendigung der Liturgie wird denjenigen, die sich zur Feier des Abendmahles nicht vorbereitet hatten, das Antidoron ausgetheilt.

Gieb uns, o Herr, Gnade und Kraft, dass wir gewürdigt werden, Dir auf rechte Weise zu lobsingen und unaufhörlich zu Dir zu beten, indem wir unser Heil schaffen mit Furcht und Zittern.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.